

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben von Peer Pasternack
für das Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Redaktion: Uwe Grelak

Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg, Collegienstraße 62,
D-06886 Wittenberg

<https://www.die-hochschule.de>

Kontakt Redaktion: uwe.grelak@hof.uni-halle.de

Kontakt Vertrieb: Tel. 03491/466 254, Fax: 03491/466 255, eMail: institut@hof.uni-halle.de

ISSN 1618-9671, ISBN 978-3-937573-97-7

Die Zeitschrift „die hochschule“ versteht sich als Ort für Debatten aller Fragen der Hochschulforschung sowie angrenzender Themen aus der Wissenschafts- und Bildungsforschung. Als Beihefte der „hochschule“ erscheinen die „HoF-Handreichungen“, die sich vor allem dem Transfer hochschulforscherischen Wissens in die Praxis der Hochschulentwicklung widmen.

Artikelmanuskripte werden elektronisch per eMail-Attachment erbeten. Ihr Umfang soll 25.000 Zeichen nicht überschreiten. Inhaltlich ist „die hochschule“ vorrangig an Beiträgen interessiert, die Themen jenseits des Mainstreams oder Mainstream-Themen in unorthodoxen Perspektiven behandeln. Eingereicht werden können Texte, die (a) auf empirischer Basis ein nachvollziehbar formuliertes Problem aufklären oder/und (b) eine theoretische Perspektive entfalten oder/und (c) zeitdiagnostisch angelegt sind, ohne reiner Meinungsartikel zu sein. Für Rezensionen beträgt der Maximalumfang 7.500 Zeichen. Weitere Autoren- und Rezensionshinweise finden sich auf der Homepage der Zeitschrift: www.diehochschule.de >> Redaktion.

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), 1996 gegründet, ist ein An-Institut der Martin-Luther-Universität (www.hof.uni-halle.de). Es hat seinen Sitz in der Stiftung Leucorea Wittenberg und wird geleitet von Peer Pasternack.

Als Beilage zu „die hochschule“ erscheint der „HoF-Berichterstatter“ mit aktuellen Nachrichten aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg. Daneben publiziert das Institut die „HoF-Arbeitsberichte“ (https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm) und die Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“ beim BWV Berliner Wissenschafts-Verlag. Ein quartalsweise erscheinender eMail-Newsletter kann abonniert werden unter <https://lists.uni-halle.de/mailman/listinfo/hofnews>

Abbildung vordere Umschlagseite: Fotograf Andrii Yalanskyi (shutterstock, Stock-Foto ID: 1422676346)

INHALT

Wissenstransfer und Hochschulentwicklung

Impulse aus der Hochschulforschung

Sigrun Nickel, Anna-Lena Thiele:

- Wissenstransfer und Hochschulentwicklung. Ein Themenschwerpunkt mit Beiträgen der 18. GfHf-Jahrestagung..... 7

Eva Barlösius:

- Die gegenwärtige Tragödie wissenschaftlicher Kollektivgüter. Ein Plädoyer dafür, das Problem verantwortungsvoll zu lösen 16

Lothar Zechlin:

- Gesellschaftskrise und Hochschulentwicklung. Zur Verbindung von Responsivität und Autonomie der Hochschule..... 29

Joachim Nettelbeck:

- Wissenschaft und Verwaltung, natürliche Gegner? Plädoyer für die Neugestaltung staatlicher Rahmenbedingungen..... 43

Antje Wegner, Christoph Thiedig, Kerstin Janson, René Krempkow:

- Evidenzinformierte Hochschulentwicklung. Thesen und Impulse aus der Transfer- und Verwendungsforschung 49

Julia Rathke, Susan Harris-Huemmert:

- Transformationale Führung und organisationales Sozialkapital an Hochschulen in Deutschland. Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Verwaltung 68

Linda Vogt:

- Forschungsergebnisse – und dann? Promotoren als Schlüssel für den Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis 82

Sigrun Nickel, Nicolas Reum:

- Einwegkommunikation statt Austauschprozess. Analyse des Wissenstransfers zwischen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung und dem Hochschulmanagement 92

Björn Möller, Elke Bosse, Viktoria Jäger, Sabine Lauer,

Grit Würmser, Uwe Wilkesmann:

- Einflussfaktoren der Nutzung von Erkenntnissen aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung in den Landeswissenschaftsministerien 108

<i>Andreas Beer, Daniel Hechler, Peer Pasternack:</i>	
Kaum gehört und kaum gefragt. Transfererfahrungen der Hochschulforschung am Beispiel der Besoldungsreform ab dem Jahr 2000.....	122
<i>Kerstin Janson:</i>	
Wie kann Transfer in Hochschule, Politik und Gesellschaft gelingen? Evaluation einer Transferstrategie am Beispiel eines Forschungsprojektes in der Hochschulforschung.....	138
<i>Ulrich Schmoch, Michael Hölscher, Philipp Komaromi, Hendrik Berghäuser:</i>	
Wissenstransferprofile in Deutschland. Fächerspezifische Unterschiede an Universitäten.....	157
<i>Isabel Roessler, Saskia Ulrich, Bianca Brinkmann, Cort-Denis Hachmeister, Melanie Rischke:</i>	
Soziale Innovationen aus Hochschulen. Förderung einer besonderen Form des Wissenstransfers.....	174
FORUM	
<i>Kathrin Dieterle, Michael Kühl, Susanne Kühl:</i>	
Das soziale Kippelement Bildungssystem aus der Sicht von Studierenden. Studentische Perspektiven zu Klimabildung und Umweltengagement an Schule und Universität.....	189
PUBLIKATIONEN	
<i>Lothar Zechlin:</i> Die selbstreflexive Universität. Führung und Management einer autonomen Organisation (<i>Annemarie Deser, Susan Harris-Huemmert</i>)	205
Jenseits von Diversity – diesseits der Diskriminierung. Postkoloniale Interventionen in Wissenschaft und Hochschule im Spiegel gegenwärtiger Neuerscheinungen (<i>Julia Reuter, Tabea Mildenberger, Monica van der Haagen-Wulff</i>)	208
<i>Peer Pasternack, Uwe Grelak:</i>	
Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen in Ostdeutschland seit 1945... Allgemeines und thematisch Übergreifendes (220) • Gesellschafts-/Sozial- und Geisteswissenschaften (227) • Künstlerische Hochschulen, Gestaltung und Architektur (245) • Naturwissenschaften (249) • Medizin und affine Fächer (252) • Regionales und Lokales (254)	220
Autorinnen & Autoren.....	259

**Sigrun Nickel
Anna-Lena Thiele
(Hrsg.)**

Wissenstransfer und Hochschulentwicklung

Impulse aus der Hochschulforschung

Wissenstransfer und Hochschulentwicklung

Ein Themenschwerpunkt mit Beiträgen der 18. GfHf-Jahrestagung

Sigrun Nickel
Anna-Lena Thiele
Gütersloh

Welche Impulse können Erkenntnisse aus der Forschung den Hochschulen für ihre eigene Weiterentwicklung geben? Diese Frage steht im Mittelpunkt der vorliegenden Ausgabe der „hochschule“. Damit das zur Verfügung stehende Wissen auf der Handlungsebene wirksam werden kann, sind geeignete Formen des Theorie-Praxis-Transfers notwendig. Umgekehrt ist es aber genauso wichtig, dass die Praxis ihrerseits Impulse in die Forschung einbringen kann und der Wissenstransfer somit zu einem Austauschprozess wird. Auch hierzu gibt das vorliegende Heft Anregungen.

Bislang wurde das Thema Wissenstransfer im Hochschulkontext vorrangig als gesellschaftliche Aufgabe von Hochschulen diskutiert, deren Hauptziel darin besteht, „wissenschaftlich generiertes Wissen in die Praxis zu übertragen“ (Schmidt/Röser 2021: 3). Dabei werden unter Praxis hauptsächlich Bereiche wie z. B. die Wirtschaft oder die Zivilgesellschaft verstanden, die außerhalb des Hochschul- und Wissenschaftssystems verortet sind: „Im Forschungstransfer wird wissenschaftliches Wissen so aufbereitet oder bereits produziert, dass es in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen bedarfshängig nutzbar wird.“ (Pasternack 2022: 65). In diesem Sinne ist der Transfer mittlerweile in allen Landesgesetzen auch als Kernaufgabe von Hochschulen verankert (Roessler 2024: 5).

Wenig thematisiert worden ist bis dato dagegen die Frage, ob und welchen Wissenstransfer es aus der Forschung in die Hochschulen selbst gibt und welche Potenziale und Herausforderungen dabei bestehen. Gleches gilt auch für Wissenschaftsministerien sowie andere Akteure der Hochschul- und Wissenschaftspolitik, die durch Rahmensetzungen und Steuerungsmechanismen unmittelbaren Einfluss auf die Handlungsmöglichkeiten in Hochschulen nehmen. Auch für diese könnte es hilfreich sein, z. B. empirische Studien für die Entscheidungsfindung zu nutzen. Eine besondere Rolle spielen in diesem Kontext Erkenntnisse aus der Hochschul- und

Wissenschaftsforschung, denn dort wird umfangreiches Wissen produziert, das für die Akteure in Hochschulen, Ministerien und Politik wertvolle Anregungen bieten kann.

In diese Lücke stoßen die in der vorliegenden Ausgabe versammelten zwölf Beiträge, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Thema „Wissenstransfer und Hochschulentwicklung. Impulse aus der Hochschulforschung“ beschäftigen. Sie basieren auf Vorträgen, die bei der 18. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung (GfHf) im Herbst 2023 in Osnabrück gehalten worden waren.

Die Beiträge lassen sich inhaltlich in drei Themenblöcke clustern: Den Ausgangspunkt bilden Beiträge zu grundlegenden Fragen der Hochschulentwicklung, die vor dem Hintergrund bestimmter Theorien bestehende Herausforderungen und Lösungsvorschläge erörtern. Daran anschließend werden Erkenntnisse aus Untersuchungen vorgestellt und diskutiert, die unterschiedliche Aspekte des Wissenstransfers zwischen Hochschul- und Wissenschaftsforschung auf der einen und Hochschulen, Ministerien sowie Hochschulpolitik auf der anderen Seite beleuchten. Zum Abschluss steht dann der Wissenstransfer als Kernaufgabe von Hochschulen im Mittelpunkt. Hierzu werden Erkenntnisse aus Forschungsprojekten vorgestellt, welche für die Gestaltung dieses Aufgabenbereichs in Hochschulen interessante Anregungen bieten können. Nachfolgend werden die Aufsätze entlang der Oberthemen kurz vorgestellt und eingeordnet.

1. Grundlegende Fragen der Hochschulentwicklung

Bei den ersten drei Beiträgen handelt es sich um die Keynotes, welche bei der 18. GfHf-Jahrestagung gehalten wurden. Diese untersuchen, durch welche wissenschaftlichen Erkenntnisse und Theorien die Hochschulen zur Reflexion angeregt werden, um sich in unterschiedlichen Bereichen weiterzuentwickeln. Das Augenmerk richtet sich nicht nur auf Erkenntnisse aus der Hochschul- und Wissenschaftsforschung, sondern darüberhinausgehend auch auf Gesellschaftstheorien. Dabei liegt der Fokus auf drei Ebenen: dem Wissenschaftssystem auf der Makroebene, der Hochschulorganisation auf der Mesoebene und den individuellen Akteuren in Wissenschaft und Management auf der Mikroebene.

Den Auftakt macht der Artikel von Eva Barlösius „*Die gegenwärtige Tragödie wissenschaftlicher Kollektivgüter. Ein Plädoyer dafür, das Problem verantwortungsvoll zu lösen*“. Er bewegt sich vorrangig auf der Makroebene und problematisiert die zunehmenden Herausforderungen, welche sich für das Wissenschaftssystem und die dort involvierten Hochschulen

stellen. Als ein kritischer Punkt wird vor allem die Beteiligung an Prozessen der wissenschaftlichen Selbstorganisation herausgestellt, wie z. B. Peer-Review-Verfahren, Gremienarbeit, Herausgabe wissenschaftlicher Zeitschriften. Aufgrund struktureller Probleme, wie beispielsweise einer erhöhten Arbeitsbelastung, nimmt die Beteiligungsbereitschaft in diesem Bereich ab, was Auswirkungen auf die gesamte institutionelle Ausgestaltung von Wissenschaft hat. Mit Rückgriff auf Pierre Bourdieu bezeichnet die Autorin die wissenschaftseigenen Instanzen als „Konsekrationsinstanzen“. Diese sind essenziell, um wissenschaftliche Reputation zu sichern und die Unabhängigkeit der Wissenschaft zu wahren. Barlösius schlägt vor, wissenschaftliche Kollektivgüter als „common-pool resources“ nach Elinor Ostrom zu betrachten. Diese bedürfen u. a. der übergeordneten Organisation durch eine Trägereinrichtung. Vor diesem Hintergrund sollten Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen hier die Verantwortung übernehmen, da sie die notwendigen institutionellen Voraussetzungen schaffen können.

Im Anschluss daran nimmt Lothar Zechlin die Hochschulen auf der Mesoebene als Organisationen in den Blick und analysiert diese in seinem Beitrag „*Gesellschaftskrise und Hochschulentwicklung. Zur Verbindung von Responsivität und Autonomie der Hochschule*“ im Kontext der polyvalenten gesellschaftlichen Krisen. Dabei steht das Führungshandeln im Mittelpunkt, welches dafür sorgen sollte, dass Hochschulen die an sie gerichteten gesellschaftlichen Anforderungen beantworten können, ohne dabei die Autonomie des Wissenschaftssystems der gesellschaftlichen Nützlichkeit zu opfern. Dafür ist die fortlaufende Reflexion des Handelns notwendig, welche vor allem durch die Gesellschaftstheorie wirkungsvoll unterstützt werden kann. Die Sicherung der wissenschaftlichen Autonomie bei gleichzeitiger Responsivität ist eine heikle Gestaltungsaufgabe, deren Lösung nicht in überkommenen Routinen zu finden ist, sondern in den Köpfen der Praktiker*innen jeweils neu hergestellt werden muss. Das erfordert subjektive Urteilskraft, zu deren Entwicklung die Wissenschafts- und Hochschulforschung mit differenzierungs- und organisationstheoretischen Überlegungen beitragen kann. Die stärkere Beteiligung des Hochschulmanagements an geeigneten Stellen des Forschungsprozesses könnte Möglichkeiten zur Reflexion und Weiterentwicklung der professionellen Praxis eröffnen. In diesem Zusammenhang spricht vieles für eine Revitalisierung der Aktionsforschungsansätze.

Zum Abschluss des ersten Themenblocks begibt sich Joachim Nettelbeck auf die Mikroebene der Akteure in wissenschaftlichen Einrichtungen und greift in seinem Beitrag „*Wissenschaft und Verwaltung, natürliche*

Gegner?“ einen Konfliktbereich heraus, der zwar schon eine lange Tradition besitzt, aber immer noch nicht zufriedenstellend gelöst ist. Klagen von Wissenschaftler*innen über ein Übermaß an Verwaltung, befristeten Stellen, standardisierten Anforderungen und eine zu hohe Regelungsdichte sind weiterhin aktuell. Diese Probleme weisen nach Auffassung des Autors zwar allesamt berechtigerweise auf Mängel hin, dennoch liegt der eigentliche Grundkonflikt tiefer. Dieser hat seine Wurzeln im Verständnis von Wissenschaftsfreiheit, die eine künstliche Gegnerschaft zwischen Wissenschaftler*innen und Verwalter*innen erzeugt. Entscheidungen über Wissenschaft dürfen nur von Wissenschaftler*innen getroffen werden. Folglich kann die Verwaltung ihre Vorstellungen nur indirekt mit den ihr eigenen Mitteln (Finanzen, Organisation und Verfahren) durchsetzen. Netzelbeck schlägt vor, die daraus oft resultierenden Spiegelfechtereien zu beenden und durch ein notwendiges kooperatives Miteinander zu ersetzen. Generell sollte das Handeln möglichst wissenschaftsnah ausgerichtet sein. Das gilt auch für das Verhältnis zwischen Staat und Hochschulen.

2. Wissenstransfer als Impulsgeber für die Hochschulentwicklung

Nach der übergeordneten Betrachtung von Veränderungsprozessen und -notwendigkeiten in Hochschulen als Teil des Wissenschaftssystems konzentrieren sich die Beiträge im zweiten Themenblock stärker auf spezifische Problemstellungen der Hochschulentwicklung und der Hochschulpolitik. Verbindendes Element der insgesamt sieben Artikel ist, dass die Rolle des Wissenstransfers im Mittelpunkt steht. Dabei liegt der Fokus vor allem auf dem Transfer von Erkenntnissen zwischen der Wissenschafts- und Hochschulforschung und den Akteuren in Wissenschaft, Management und Ministerien. Wie ausgeprägt ist dieser? Welche Wirkungen lassen sich erkennen? Kommen Erkenntnisse aus der Forschung auf der Handlungsebene überhaupt an? Diesen und anderen Fragen gehen die Beiträge nach. Der überwiegende Teil von ihnen resultiert aus Projekten, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert werden bzw. worden sind. Vor allem Vorhaben aus der noch bis 2025 laufenden Förderlinie „Forschung zum Wissenstransfer“¹ haben die Möglichkeit genutzt, bei der 18. Jahrestagung der GfHf erste Befunde zur Diskussion zu stellen. Dies spiegelt sich auch in den hier versammelten Beiträgen wider.

Zu Beginn des Themenblocks bietet der Aufsatz „*Evidenzinformierte Hochschulentwicklung. Thesen und Impulse aus der Transfer- und Verwen-*

¹ Näher siehe https://www.wihoforschung.de/wihoforschung/de/bmbf-projektfoerderung/foerderlinien/wissenstransfer/wissenstransfer_node.html

dungsforschung“ einen Überblick über vorhandene Forschungsergebnisse zur Frage, wie Wissen in Hochschulorganisationen wirksam wird. Die Autor*innen Antje Wegner, Christoph Thiedig, Kerstin Janson und René Krempkow stellen Resultate eines Literaturreviews vor. Vorgestellt und eingeordnet werden Studien, die für den Hochschulkontext interessante und aufschlussreiche Anknüpfungspunkte und Erklärungsansätze bieten. Die Aufbereitung wurde zu Beginn des Forschungsprojekts „Bedingungskonstellationen für die Nutzung befragungs- und prozessbasierter Daten in der Hochschulentwicklung (NuDHe)“ durchgeführt. Die Autor*innen stellen in ihrem Aufsatz u. a. Thesen auf, welche Faktoren entscheidend für die Nutzung von Evidenz an Hochschulen sind. Daran anknüpfend werden Empfehlungen zur Unterstützung evidenzinformierten Gestaltungshandlungs durch das Hochschulmanagement sowie zur Kooperation von Hochschulforschung und -management gegeben, die beispielsweise die Förderung einer kollaborativen Datenkultur oder die frühzeitige Einbeziehung des Wissenschaftsmanagements betreffen.

Um konkrete Veränderungsprozesse und das darauf bezogene Leitungshandeln dreht sich der Aufsatz „*Transformationale Führung und organisationales Sozialkapital an Hochschulen in Deutschland. Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Verwaltung*“. Julia Rathke und Susan Harris-Huemmert greifen hier auf Ergebnisse des Projekts AGICA „Agiler Campus – Universitätsinterner Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Verwaltung“ zurück. Als konzeptioneller Rahmen wird der Sozialkapitalansatz genutzt. Auf Basis von Interviews zeigen die Autor*innen, dass ein Innovationslabor die Kommunikationskultur und Vernetzung innerhalb der Hochschule positiv beeinflusst. Zudem wird deutlich, dass der transformative Führungsstil einer Hochschulleitung entscheidend zu dieser Entwicklung beiträgt, während ein hierarchischer Führungsstil den positiven Effekt eines Innovationslabors auf das organisationale Sozialkapital verhindern kann. Im Ergebnis wird ein adaptiertes Modell vorgeschlagen, das den Zusammenhang zwischen transformationaler Führung, organisationalem Sozialkapital und Wissenstransferkultur abbildet.

Ebenfalls mit der Rolle von Hochschulleitungen in internen Innovationsprozessen setzt sich Linda Vogt in ihrem Beitrag „*Forschungsergebnisse – und dann? Promotoren als Schlüssel für den Transfer*“ auseinander. Die theoretische Basis bildet ein Promotorenmodell, wonach es sich hierbei um Schlüsselpersonen handelt, die durch ihr Engagement und ihre spezifischen Rollen den Innovationsprozess vorantreiben. Dabei wird differenziert nach Macht-, Fach-, Prozess- und Beziehungspromotoren. Die empirischen Daten zeigen, dass Promotoren entscheidend für den erfolgreichen Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis sind,

insbesondere wenn ihre Rollen klar definiert und unterstützt werden. Zudem wird herausgearbeitet, dass der Transfer nur dann erfolgreich verläuft, wenn die Promotoren ihre Rolle annehmen und aktiv ausüben. Zusätzlich sollten sie mit ausreichenden Ressourcen ausgestattet sein. Darüber hinaus wird empfohlen, in bestimmten Situationen auch Studierende in diese Rollen einzubinden.

Nicht nur die Leitungsebene, sondern auch das mittlere Hochschulmanagement in den Aufgabenbereichen Lehre und Studium, Forschung und Transfer nimmt der Beitrag „*Einwegkommunikation statt Austauschprozess. Analyse des Wissenstransfers zwischen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung und dem Hochschulmanagement*“ in den Blick. Auf Basis von empirischen Daten aus dem laufenden Forschungsprojekt „TransForM – Transfer von Erkenntnissen aus der Hochschul- und Wissenschaftsforschung in das Management von Hochschulen“ untersuchen Sigrun Nickel und Nicolas Reum, wie ausgeprägt der Wissensaustausch zwischen beiden Bereichen ist und in welchem Ausmaß dieser die Arbeit des Hochschulmanagements unterstützt. Dazu werden zunächst die Transferkanäle identifiziert und deren Nutzung durch Hochschul- und Wissenschaftsforscher*innen und Hochschulmanager*innen analysiert. Danach werden Transferhindernisse und Verbesserungsmöglichkeiten herausgearbeitet. Demnach ließen sich u. a. durch zielgruppenorientierte Ansätze und die Schaffung klarerer Strukturen zur Orientierung in der Informationsvielfalt notwendige Fortschritte erzielen.

Mit einer weiteren Dimension des Wissenstransfers aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung beschäftigen sich Björn Möller, Elke Bosse, Viktoria Jäger, Sabine Lauer, Grit Würmseer und Uwe Wilkesmann in ihrem Beitrag „*Einflussfaktoren der Nutzung von Erkenntnissen aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung in den Landeswissenschaftsministerien*“. Analysiert werden sowohl individuelle Faktoren auf Seiten der Ministerialbeschäftigte wie z. B. der berufliche Hintergrund und die Motivation, als auch organisationale Faktoren, wie z. B. interne Strukturen und die Organisationskultur, die diesen Wissenstransfer beeinflussen. Die empirische Datenbasis bilden Experteninterviews in 15 Bundesländern im Rahmen des laufenden Forschungsprojekts „WiHoWiT – Wissenstransfer zwischen der Wissenschafts- und Hochschulforschung und den Wissenschaftsministerien“. Für die Analyse der Interviewdaten verknüpft der Beitrag das theoretische Interaktionsmodell von Wissenstransfer mit dem Kontinuum des Research Use. Die Ergebnisse unterstreichen die Bedeutung einer engeren Zusammenarbeit und eines besseren Verständnisses zwischen Ministerien und der WiHo-Forschung, um den Wissenstransfer zu optimieren.

Dem Feld der Hochschulpolitik widmet sich der anschließende Beitrag von Andreas Beer, Daniel Hechler und Peer Pasternack „*Kaum gehört und kaum gefragt. Transfererfahrungen der Hochschulforschung am Beispiel der Besoldungsreform ab dem Jahr 2000*“. Im Mittelpunkt steht die vor etlichen Jahren vollzogene Umstellung auf die W-Besoldung bei Professor*innen auf ein System bestehend aus Grundgehalt und Leistungszulagen. Diese Reform, die wesentliche Parameter des Hochschul- und Wissenschaftssystems veränderte, wurde weitgehend ohne die Einbindung hochschulforscherischer Expertise durchgeführt, obwohl diese verfügbar gewesen wäre. Der Beitrag zeigt, dass der Wissenstransfer aus der Hochschulforschung oft durch zeitliche Entkopplung und fehlende Anwendungsorientierung erschwert wird. Zudem müssen die Transferkosten für Praktiker*innen so niedrig ausfallen, dass der prognostizierte Nutzen diese Kosten überschreitet. Aus diesen Gründen hatte der Wissenstransfer der Hochschulforschung im Fall der Besoldungsreform einen schweren Stand. Dennoch ergeben sich aus Sicht der Autor*innen immer wieder Möglichkeitsfenster, in denen es den unterschiedlichen Beteiligten gelingt, differenzierte Problembeschreibungen und/oder ausgearbeitete Problemlösungen mit hochschulforscherischem Wissen zu verknüpfen.

Zum Abschluss dieses Themenblocks stellt Kerstin Jansons Beitrag nochmal den Bezug zu allen zuvor einzeln betrachteten Transferdimensionen her und fragt „*Wie kann Transfer in Hochschule, Politik und Gesellschaft gelingen? Effekte der Transferstrategie eines Hochschulforschungsprojektes*“. Im Fokus steht die Überführung von Forschungsergebnissen, insbesondere aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung, in die Praxis. Das abgeschlossene Forschungsprojekt „KaWuM – Karrierewege und Qualifikationsanforderungen im Wissenschafts- und Hochschul-Management“ verfolgte dazu eine spezifische Transferstrategie. Diese legte über verschiedene digitale und nicht-digitale Kanäle Wert auf die Einbeziehung von Stakeholdern und die Nutzung von Netzwerken. Die Evaluation der Transferstrategie zeigt u.a., dass höhere Stufen der Nutzung, wie die Anwendung der Ergebnisse zur Veränderung organisatorischer Strukturen, relativ selten erreicht wurden, obwohl auf individueller Ebene positive Effekte erkennbar waren. Darüber hinaus gibt der Beitrag Hinweise zur Durchführung geeigneter Evaluationsverfahren sowie zur Anpassung von Transferstrategien, um den langfristigen Erfolg wissenschaftlicher Projekte zu sichern.

3. Wissenstransfer zwischen Hochschule und Gesellschaft

Die beiden Aufsätze im dritten und letzten Themenblock geben Einblick in Forschungsergebnisse zum Wissenstransfer in die Gesellschaft als eine der Kernaufgaben von Hochschulen. Sie bieten dadurch u. a. auch Anregungen für die Gestaltung dieses Tätigkeitsbereichs.

Wie Wissen zwischen Hochschulen und externen Partnern transferiert wird und welche fächerspezifischen Unterschiede dabei bestehen, analysiert der Beitrag „*Wissenstransferprofile in Deutschland. Fächerspezifische Unterschiede an Universitäten*“ von Ulrich Schmoch, Michael Hölscher, Philipp Komaromi und Hendrik Berghäuser. Darin stellen sie Ergebnisse des laufenden Forschungsprojekts „WIDEN – Wissenstransferprofile im deutschen Hochschulwesen“ vor. Diesem liegt die Annahme zugrunde, dass sich Wissenstransfer zwar sowohl im technischen als auch im nicht-technischen Bereich beobachten lässt, sich jedoch die Mechanismen und Partner teilweise unterscheiden. Dazu wurde eine Befragung von Professor*innen an deutschen Universitäten durchgeführt. Zentrale Befunde sind u. a., dass technisch-unternehmerische Fächer wie Ingenieurwissenschaften und Informatik besonders transferintensiv sind. Insgesamt wird aber auch deutlich, dass rund die Hälfte der Befragten kaum transferaktiv ist.

Die wachsende Bedeutung der „Third Mission“ von Hochschulen steht im Mittelpunkt des abschließenden Beitrags „*Soziale Innovationen aus Hochschulen. Förderung einer besonderen Form des Wissenstransfers*“ von Isabel Roessler, Saskia Ulrich, Bianca Brinkmann, Cort-Denis Hachmeister und Melanie Rischke. Bisherige Studien zeigen, dass Hochschulen bisher nur an 15 Prozent der Sozialen Innovationen beteiligt sind, obwohl sie großes Potenzial für solche Innovationen haben. Vor diesem Hintergrund geht der Beitrag der Frage nach, wie Hochschulen (mehr) Soziale Innovationen generieren und umsetzen können. Dabei werden ausgewählte Ergebnisse des abgeschlossenen Forschungsprojekts „WISIH – Wege und Indikatoren Sozialer Innovationen aus Hochschulen“ vorgestellt. Die Ergebnisse der quantitativen und qualitativen Untersuchung zeigen, dass die Umsetzung in die Praxis oft scheitert, was u. a. durch optimierte Rahmenbedingungen und ein unterstützendes Hochschulmanagement verbessert werden könnte. Eine der Empfehlungen ist, dass sich Hochschulen anhand geeigneter Kennzahlen ein Bild der eigenen Situation verschaffen sollten, um laufende Prozesse nachzusteuern und „innovationssicher“ gestalten zu können. Das im Projekt entwickelte Online-Indikatorenportal für Soziale Innovationen bietet eine umfassende Sammlung

von spezifischen Indikatoren, die alle Prozessschritte abdecken und die Selbststeuerungsfähigkeit der Hochschulen erhöhen.

Literatur

- Pasternack, Peer (2022): Wissenschaftskommunikation neu sortiert. Eine Systematisierung der externen Kommunikation der Wissenschaft. Springer VS, Wiesbaden.
- Roessler, Isabel (2024): Third Mission Aspekte in den Hochschulgesetzen der Länder. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh. Abgerufen von <https://www.che.de/download/third-mission-hochschulgesetze/> (19.9.2024)
- Schmidt, Uwe/Annalena Röser (2021): Projekttransfer aus theoretischer und praktischer Sicht – Herausforderungen und Gelingensbedingungen. In: Uwe Schmidt/Katharina Schönheim (Hg.) (2021): Transfer von Innovation und Wissen. Gelingensbedingungen und Herausforderungen. Springer VS, Wiesbaden, S. 3–21.

Die gegenwärtige Tragödie wissenschaftlicher Kollektivgüter

Ein Plädoyer dafür, das Problem verantwortungsvoll zu lösen

Eva Barlösius

Hannover

Teilweise bis zu sechs Wissenschaftler*innen, so berichten Organisationen der Forschungsförderung, haben sie anzusprechen, bis sich eine Person bereiterklärt, einen eingereichten Antrag zu begutachten. Dazu passt, dass auch Befragungen in Gremien, wie Kollegien, Senate, Kuratorien oder Ausschüsse, die

ehemals ohne Probleme zu besetzen waren, immer öfter abgelehnt werden. Wissenschaftspolitische Beratungsgremien stehen vor ähnlichen Herausforderungen: Vormals begehrte Aufgaben werden seltener mit Begeisterung übernommen, stattdessen häufiger mit der Begründung abgelehnt, dafür fehle die Zeit. Herausgeber*innen wissenschaftlicher Zeitschriften sind nicht nur damit konfrontiert, dass es schwieriger wird, Reviewer zu finden, auch die Suche nach Nachfolger*innen für die Herausgabe der Zeitschrift ist aufgrund der Zunahme von Absagen zu einem aufwändigen Prozess geworden.

Insgesamt ergibt sich daraus eine paradoxe Konstellation: Auf der einen Seite ist zu beobachten, dass offenbar die aktive Mitwirkung von Wissenschaftler*innen an Prozessen der wissenschaftlichen Selbstorganisation nicht mehr wie ehemals selbstverständlich gesichert ist. Dies gilt für die verschiedenen Formen wissenschaftlicher Qualitätskontrolle wie das Peer-Review-Verfahren, institutionelle Evaluationen und alle anderen Begutachtungsprozeduren, die wissenschaftsinterne Kommunikation mittels Tagungen und Konferenzen oder die Herausgabe von Zeitschriften ebenso wie für die Beteiligung an Gremien der wissenschaftlichen Selbstgestaltung, etwa Fachgemeinschaften, Ausschüsse, Beiräte, Akademien. Ohne eine ausreichende Mitwirkung von Wissenschaftler*innen an diesen dem Feld der Wissenschaft zugehörigen Instanzen ist deren zukünftige Existenz gefährdet, was massive Auswirkungen auf die gesamte institutionelle Ausgestaltung von Wissenschaft hat.

1. Die Bedeutung von Konsekrationsinstanzen

Mit Rückgriff auf Bourdieu bezeichne ich die wissenschaftseigenen Instanzen als Konsekrationsinstanzen. Diesen Begriff hat er in seiner Studie über „Die Regeln der Kunst“ (Bourdieu 2001) eingeführt, um damit unterschiedliche Prozeduren der Weihung künstlerischer Schöpfungen unter einem Begriff zusammenzufassen und zu zeigen, dass diese Verfahren essenziell für die Selbstgestaltung des künstlerischen Feldes und für die Abwehr von äußeren Eingriffen sind.

Ähnliches gilt für das wissenschaftliche Feld. Auch hier werden Leistungen mittels Konsekrationsinstanzen prämiert, und darüber wird wissenschaftliche Reputation zuerkannt (Barlösius 2024). Die wissenschaftlichen Konsekrationsinstanzen bilden darüber hinaus die institutionellen Grundlagen für die interne Selbstgestaltung und -kontrolle des wissenschaftlichen Feldes. Sie garantieren wissenschaftsgeleitete Verfahren, in denen zuvörderst von der Wissenschaft selbst bestimmte Kriterien für wissenschaftliche Leistungen entscheidend sind. In der Regel haben Wissenschaftler*innen die Konsekrationsinstanzen gestaltet, praktizieren und entwickeln sie weiter. So wurde beispielsweise das Peer-Review-Verfahren vor über 300 Jahren innerhalb der Royal Society mit dem Ziel entwickelt, im Interesse der Wissenschaft sicherzustellen, dass nur verlässliches wissenschaftliches Wissen publiziert wird (Weingart 2001: 284/286; Merton 1985: 173).

Die weitgehend autonome wissenschaftliche Gestaltung der Konsekrationsinstanzen bildet die Grundlage dafür, dass die durch sie prozessierten Ergebnisse und Bewertungen als wissenschaftlich unabhängig, weil wissenschaftsgeleitet und „interessenfrei“ (Merton) dargestellt werden können. Daraus begründet sich, dass die Konsekrationsinstanzen auch außerhalb des wissenschaftlichen Feldes prinzipiell anerkannt sind und Autorisierungskraft besitzen, was allerdings nicht impliziert, dass die einzelnen Entscheidungen immer auf Zustimmung treffen. Folglich besteht ein enger Kontakt zwischen der weitgehend autonomen wissenschaftlichen Gestaltung der Konsekrationsinstanzen, der Anerkennung wissenschaftlicher Unabhängigkeit und der Möglichkeit wissenschaftlicher Autorisierung außerhalb des wissenschaftlichen Feldes (Barlösius 2024).

Nimmt die Bereitschaft bzw. die Möglichkeit von Wissenschaftler*innen, an den Konsekrationsinstanzen mitzuwirken, so stark ab, dass wissenschaftseigene und -geleitete Bewertungen, Austausch- und Kommunikationsformen, Beratungen und Kontrollen nicht mehr in ausreichendem Maße und mit hinreichender fachlicher Expertise garantiert sind, dann hat

dies Auswirkungen auf die interne Gestaltung des wissenschaftlichen Feldes sowie dessen Autonomie.

Genauso hat es Konsequenzen dafür, ob das wissenschaftliche Feld die ihm gesellschaftlich und politisch übertragenen Aufgabe, „unabhängiges“ und „geprüftes“ wissenschaftliches Wissen für Diskussions- und Entscheidungsprozesse bereitzustellen (Barlösius/Ruffing 2021, 2023; Bogner 2021), auch zukünftig angemessen erfüllen kann. Denn dafür ist wissenschaftliche Unabhängigkeit – zumindest zu einem relativ hohen Grad – unverzichtbar: Die wissenschaftseigenen Konsekrationsinstanzen sind für wissenschaftliche Unabhängigkeit konstitutiv. Sie sind nicht nur Weisheprozeduren, es sind darüber hinaus soziale Institutionen mit verbindlichen Regelwerken. Die Mitwirkung von Wissenschaftler*innen an den Konsekrationsinstanzen ist folglich im Interesse des gesamten wissenschaftlichen Feldes sowie von gesamtgesellschaftlicher Relevanz, weil ansonsten nicht auf unabhängig generiertes wissenschaftliches Wissen referiert werden kann.

In den letzten Jahren sind viele der wissenschaftlichen Konsekrationsinstanzen breit beforscht worden, insbesondere das Peer-Review- und andere Begutachtungsverfahren. Im Allgemeinen lag der Fokus darauf, zu untersuchen, wie die Instanzen in der Praxis verfasst sind, wie die Ergebnisse zu beurteilen sind, z.B. im Hinblick auf verschiedenste BIAS-Ausprägungen und alternative Verfahren wie teilrandomisierte Auswahlprozesse (u.a. Barlösius/Philipps 2022). Als für das wissenschaftliche Feld und dessen relative Autonomie konstitutive soziale Institutionen sind die Konsekrationsinstanzen bislang kaum betrachtet worden. Damit geht einher, dass die Frage nach der verminderten Mitwirkung von Wissenschaftler*innen im Allgemeinen auf der individuellen Ebene gestellt und damit als Problem des geringeren individuellen Engagements aufgefasst wird.

Diese Betrachtung greift aber zu kurz, weil es sich bei den Konsekrationsinstanzen um soziale Institutionen handelt, die auf im wissenschaftlichen Feld entwickelten und gepflegten Regelwerken basieren. Und davon leitet sich her, dass die Mitwirkung nicht nur als individuelle Beteiligung zu betrachten ist, sondern auch als Folge der institutionell vorhandenen Möglichkeiten der Mitwirkung zu verstehen ist. Um diese Sicht auf die Instanzen zu verdeutlichen, begreife ich sie als wissenschaftliche Kollektivgüter, womit ich eine völlig neue Betrachtungsweise vorschlage. Daraus ergibt sich, den Fokus auf die institutionell begünstigenden oder hemmenden Möglichkeiten der Mitwirkung zu legen.

2. Gründe für und gegen die Mitwirkung an wissenschaftlichen Kollektivgütern

Um Gründe für die Mitwirkung an den wissenschaftlichen Kollektivgütern zu identifizieren, habe ich für diesen Artikel eine Sekundäranalyse der Antworten auf eine Leitfadeninterviewfrage aus dem BMBF-Forschungsprojekt „Virtuelle Meetings in Begutachtungsprozessen“ (VIRTUAL PANELS) vorgenommen. In dem Projekt wurden elf Professor*innen befragt, die umfangreiche Erfahrungen mit der Begutachtung großer Verbundprojekte hatten (Paruschke et al. 2023). Der Interviewleitfaden enthielt die grundsätzliche Frage: „Warum wirken Sie in Begutachtungsprozessen mit?“ Die Antworten enthielten zwei Arten von Gründen:

Erstens sind Gründe auf der persönlichen Ebene zu nennen, die wiederum in zwei Richtungen gehen:

- a) Die Berufung in eine Begutachtungsgruppe drückt wissenschaftliche Anerkennung (Reputation) aus, „Natürlich auch Anerkennung. Ja, weil das Geschäft ist ein bisschen so – was Sie begutachten dürfen, zeigt ja so ein Stück weit auch, wie Ihre Expertise eingeschätzt wird“ (Nr. 12), „Es bringt Reputation. Ich kann angeben, ich bin Gutachter für die DFG“ (Nr. 17).
- b) Es ist eine interessante, spannende Tätigkeit, bei der man viel lernt: „Man lernt Menschen kennen und man lernt Projekte kennen, also das verbreitert auch die eigene Sicht“ (Nr.13), „Es ist interessant, sich mit anderen auszutauschen ... macht natürlich auch Spaß zu sehen, was andere machen“ (Nr. 15).

Die zweite Gruppe von Gründen verweist auf die institutionelle Ebene und lässt sich ebenfalls in zwei Arten unterteilen:

- a) Die Mitwirkung ergibt sich aus gegenseitiger Verpflichtung. „Wenn meine Projekte begutachtet werden, möchte ich auch was zurückgeben“ (Nr. 14), „Wir selber stellen auch dauernd Anträge, und da wäre es jetzt mehr als unfair, wenn ich sagen würde: ‚Ja, ich mache da aber nicht mit‘“ (Nr. 23).
- b) Sie gehört zu den beruflichen Tätigkeiten, „Es gehört zum Job, es gehört zu meinen Aufgaben ... Das ganze Wissenschaftssystem würde nicht funktionieren, wenn wir das nicht machen würden“ (Nr. 19). Beim letzten Zitat deutet sich an, dass zumindest die Wissenschaftler*innen, die sich an umfangreichen Bewertungsprozessen beteiligen, die Mitwirkung als eine für das wissenschaftliche Feld essenzielle Tä-

tigkeit ansehen. So spricht eine interviewte Person davon, dass die Beteiligung an Begutachtungen zur „Selbstverwaltung“ gehört (Nr. 13), und eine andere formuliert: „Die Universität ist das Werk der Mitglieder“ (Nr. 18). Ebenso tadeln sie, wenn „sehr strategisch orientierte Kolleginnen und Kollegen das (die Begutachtungen; E. B.) nicht machen, weil sie denken, dass es ihnen nichts bringt“ (Nr. 12).

Zugegeben, es handelt sich um eine schmale empirische Basis, trotzdem: Sie enthält einige Indizien dafür, dass die Auffassung der Konsekrationsinstanzen als wissenschaftliche Kollektivgüter bei Wissenschaftler*innen auf Zustimmung trifft – jedenfalls bei denjenigen, die sich aktiv engagieren.

Wenden wir uns nun der Forschungsliteratur über die Gründe für die verminderte Mitwirkung an den wissenschaftlichen Kollektivgütern zu. Häufig wird dies als „Reviewer Fatigue“ diagnostiziert, um zu verdeutlichen, dass immer mehr Aufwand betrieben werden muss, Wissenschaftler*innen für die Begutachtung von Publikationen zu gewinnen. Die Beteiligung an sonstigen Begutachtungsverfahren oder die Mitarbeit an anderen wissenschaftlichen Kollektivgütern ist bislang beinahe gar nicht empirisch untersucht. Eine weitere Einschränkung ist vorzunehmen: In der Forschungsliteratur finden sich zum Thema „Reviewer Fatigue“ ganz überwiegend nur Editorials von Zeitschriften, in denen sich die Herausgeber*innen darüber beklagen, wie aufwändig es geworden ist, Gutachter*innen zu rekrutieren. Auch die wenigen empirischen Untersuchungen zu der Thematik befassen sich mit „Reviewer Fatigue“ bei Zeitschriften und verstehen darunter, dass Wissenschaftler*innen Begutachtungen mit der Begründung ablehnen, dass sie bereits andere Bewertungen zu erledigen haben.

So gelangen Breuning et al. in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass „reviewer fatigue is only one of several reasons why scholars decline to review“ (Breuning et al. 2015: 595). Offenbar wären die angefragten Wissenschaftler*innen prinzipiell bereit, ein Gutachten zu verfassen, aber wegen einer zu hohen Gesamtarbeitsbelastung fehlt ihnen die dazu erforderliche Zeit. Als Grund für die Ablehnung geben viele angefragte Wissenschaftler*innen an: „They are ‚too busy‘“ (ebenda: 598). Fox et al. gelangen zu einem ähnlichen Ergebnis: „Whatever is driving the decrease in reviewer agreement rate is external to the peer review system“ (Fox et al. 2017: 5). „Reviewer Fatigue“ meint somit nicht, dass die Forschenden das Peer-Review-Verfahren als Konsekrationsinstanz ablehnen oder ihre Bereitwilligkeit zur Begutachtung abgenommen hat, vielmehr sind die Arbeitsbelastungen insgesamt gestiegen.

Auch wenn in den Studien nicht weiter nachgefragt wurde, woraus sich die erhöhte Arbeitsbelastung für die wissenschaftlichen Kollektivgüter ergibt, liegt eine Reihe von Gründen auf der Hand:

- die Reduzierung der Grundfinanzierung, weshalb für beinahe alles mittlerweile Drittmittel eingeworben werden müssen, was jeweils mit einer Begutachtung einhergeht – selbst für geringe Summen; die Bewertung der Einwerbung von Drittmitteln als wissenschaftliche Leistung mit hohem Reputationspotential;
- die Einführung von Ziel- und Leistungsvereinbarungen mit Neuberufenen und Berufenen sowie bei Berufungen auf Tenure-Track-Professuren, die in der Regel Zielmargen für einzuwerbende Drittmittel enthalten;
- die Metrifizierung wissenschaftlicher Leistungen und damit die Konzentration auf die Höhe der Drittmittel statt auf die Angemessenheit der Forschungsziele und viele weitere Gründe.

Auffällig bei dieser Aufzählung ist, dass Knappheiten – an finanziellen Mitteln wie an wissenschaftlichen Stellen – durch die Einführung vermehrter kompetitiver Verfahren auf der individuellen Ebene „gelindert“ werden sollen. Und dieser Mechanismus ist wiederum ursächlich für ein Übermaß der Inanspruchnahme wissenschaftlicher Kollektivgüter, das sich darin niederschlägt, dass Wissenschaftler*innen permanent Anträge zu schreiben und Begutachtungen durchzuführen haben. Dabei geht es oftmals mehr um „Mangelverwaltung“ denn um wissenschaftliche Qualitätskontrolle, wie es dem ursprünglichen Zweck von Begutachtungsverfahren gemäß wäre. Somit verbirgt sich hinter der verminderten Bereitschaft, an wissenschaftlichen Kollektivgütern mitzuwirken, ein strukturelles und kein individuelles Problem.

Aus diesem Grund sind die institutionell vorhandenen Unterstützungs möglichkeiten für eine Mitwirkung in den Blick zu nehmen und es ist zu fragen, welche Einrichtungen des wissenschaftlichen Feldes die Verantwortung dafür übernehmen könnten/sollten, für die Bedingungen zu sorgen, dass Wissenschaftler*innen sich angemessen an den wissenschaftlichen Kollektivgütern beteiligen können. Unabhängig davon wäre zu diskutieren, ob Begutachtungen tatsächlich in allen Fällen erforderlich sind.

3. Wissenschaftliche Kollektivgüter – „common-pool resources“?

Auf den ersten Blick irritiert der Vorschlag, wissenschaftliche Kollektivgüter mit Rückgriff auf Elinor Ostrom als „common-pool resources“ zu

betrachten (Ostrom 2008). Schließlich werden seit Olson's bahnbrechendem Werk über „The Logic of Collective Action“ (1965) im Allgemeinen bei Kollektivgütern vorwiegend Probleme gesehen. Oftmals ist die Rede von der „Tragödie der Kollektivgüter“, die daraus erwachse, dass, wenn die Nutzenden rational – im Sinn einer Orientierung einzig an ihren persönlichen Interessen – handeln, sich sogenannte „Trittbrettfahrereffekte“ einstellen. Darunter wird verstanden, dass die Kollektivgüter für den persönlichen Vorteil genutzt, aber keine Gegenleistungen erbracht werden, ohne die diese Güter auf Dauer nicht bestehen können. Marginson war von „The Impossibility of Public Good“ (2016) überzeugt, da es nicht gelingen könne, die Nutzenden dazu zu motivieren, sich für ihren Erhalt zu engagieren.

Angesichts der gegenwärtigen Berichte darüber, wie schwierig es geworden ist, Wissenschaftler*innen für eine Mitwirkung an Begutachtungsprozessen zu gewinnen, könnte man vermuten, dass diese in die für Kollektivgüter typische „Tragödie“ geraten sind und unter Trittbrettfahreffekten „leiden“. So gesehen scheint mein Vorschlag, wissenschaftliche Konsekrationsinstanzen als Kollektivgüter aufzufassen, eher in eine Sackgasse zu führen denn einen Weg zu öffnen, die paradoxe Konstellation von verringrigerter Mitwirkung und wachsenden Mitwirkungsbedarfen aufzulösen.

Mein Vorschlag fußt jedoch auf den Arbeiten von Ostrom (insbesondere 1990, 1999, 2008) zu Kollektivgütern. Entgegen den obigen Theorien hat sie gezeigt, dass Kollektivgüter trotz der oben benannten Probleme „funktionieren“ können, dass dafür jedoch bestimmte Maßgaben erfüllt sein bzw. durchgesetzt werden müssen. Einige dieser Maßgaben für das „Funktionieren“ sind bei wissenschaftlichen Kollektivgütern gegeben, andere jedoch nicht. Die erste Maßgabe lautet, dass es klar definierte Grenzen für die Kollektivgüter geben muss und Nutzungsberechtigte nicht von ihrem Gebrauch auszuschließen sind. Dies ist für die wissenschaftlichen Kollektivgüter gegeben; ihre Grenzen sind durch die Grenzen des wissenschaftlichen Feldes bestimmt: Als nutzungsberechtigt/-geeignet gelten nur (im Feld tätige) Wissenschaftler*innen.

Trotzdem können die Probleme einer zu starken Inanspruchnahme der Kollektivgüter und damit der Überlastung der Nutzenden auftreten, wie oben anhand der Gründe für die erhöhte Arbeitsbelastung illustriert wurde. Eine zweite Maßgabe nach Ostrom besteht darin, dass selbstbestimmte und selbstbindende Regeln, sprich Normen für den Gebrauch der Kollektivgüter existieren müssen. Trotz des kleinen Interviewsamples aus dem Projekt über „VIRTUAL PANELS“ kann die Sekundäranalyse der Ant-

worten der interviewten Gutachtenden als Hinweis darauf gedeutet werden, dass solche Normen existieren. Es ist beispielsweise in den Aussagen deutlich geworden, dass alle, die von den Kollektivgütern profitieren, sich an ihrem „Funktionieren“ zu beteiligen haben – also eine reziproke Verpflichtung besteht. Gewiss werden darüber hinaus weitere Normen bestehen.

Eine weitere Maßgabe nach Ostrom ist, dass eine übergeordnete Organisation als Trägereinrichtung zu fungieren hat. Sie hat anzuerkennen, dass es das Recht der Nutzenden ist, das Kollektivgut, seinen Gebrauch und die geltenden Normen weitgehend selbst zu bestimmen. Vor allem aber hat die Trägerorganisation die Verantwortung für die Voraussetzungen zu übernehmen, dass den Nutzenden die Mitwirkung an der Herstellung und dem Erhalt der Kollektivgüter möglich ist. Überträgt man diese Maßgabe auf wissenschaftliche Kollektivgüter, dann ist der erste Teil – das Recht auf weitgehende Selbstbestimmung – prinzipiell anerkannt, wenn auch häufig Leitlinien und Vorschriften vorgegeben sind, beispielsweise von Forschungsförderorganisationen, Verlagen oder wissenschaftspolitischen Beratungsgremien.

Dagegen scheint die Frage der Verantwortung und damit danach, welche Trägerorganisationen diese übernehmen könnten und sollten, weitgehend unbeantwortet zu sein. Genau darin ist die Ursache dafür zu sehen, dass Übernutzungen und Überlastungen entstanden sind, insbesondere bei Begutachtungen und anderen Leistungskontrollen. Auf den Punkt gebracht: Die „Tragödie“ der wissenschaftlichen Kollektivgüter hat ihren Grund in den fehlenden verantwortlich zeichnenden Trägerorganisationen, deren Aufgabe es wäre, die Voraussetzungen dafür zu garantieren, dass Wissenschaftler*innen sich an den wissenschaftlichen Kollektivgütern beteiligen können. Zu den Voraussetzungen gehören beispielsweise Zugriff auf und Verfügung über erforderliche Ressourcen, insbesondere Zeit, Anerkennung und Würdigung.

4. Hochschulen in die Lösung der „Tragödie“ einbinden

In jüngerer Zeit wird eine Lösung des Problems, dass Wissenschaftler*innen immer häufiger eine Mitwirkung an den wissenschaftlichen Kollektivgütern absagen und insbesondere Begutachtungen aufgrund von Überlastung nicht übernehmen, propagiert: „Large Language Models“, speziell ChatGPT, könnten sowohl die Reviewer als auch die Herausgeber*innen von Zeitschriften entlasten, weil sie den Begutachtungsprozess wesentlich vereinfachen und verkürzen würden (Hosseini/Horbach 2023: 1). Eine sol-

che „Lösung“ würde allerdings viele neue und gravierende Probleme hervorrufen, z.B. dass nicht ausreichend wissenschaftlich nachzuvollziehen ist, auf welcher Grundlage diese Programme „agieren“.

Eine weitere Lösung wird in einer stärkeren Professionalisierung des Engagements für die Konsekrationsinstanzen gesehen. Diese Lösung würde darin münden, dass sich ein Teil der Wissenschaftler*innen darauf spezialisiert, diese Tätigkeiten verantwortlich zu übernehmen, und im Gegenzug eigene Forschungs- und Lehraktivitäten verringert. Mit Bourdies Unterscheidung in reines und in institutionelles wissenschaftliches Kapital (Bourdieu 1998) würde dies zur Folge haben, dass die auf die Mitwirkung an den wissenschaftlichen Kollektivgütern spezialisierten Wissenschaftler*innen vorwiegend institutionalisiertes wissenschaftliches Kapital sammeln. Sie würden die Leistungen jener Wissenschaftler*innen bewerten, die sich dagegen darauf konzentrieren, reines wissenschaftliches Kapital zu erhalten. Darüber hinaus würden sie aufgrund ihrer Mitwirkung in Beratungsgremien, Beiräten und Ausschüssen wesentlich bestimmen, unter welchen Bedingungen geforscht werden soll.

Auch diese Lösung ist nicht unproblematisch, weil sie das bislang im wissenschaftlichen Feld geltende und in den Konsekrationsinstanzen institutionalisierte Gebot ignoriert, dass eigene Forschungsleistungen, die aktive Kenntnis der Forschungsbedingungen sowie persönliche Erfahrungen mit den Anerkennungsinstanzen notwendige Voraussetzungen dafür sind, die wissenschaftlichen Leistungen anderer zu bewerten und wissenschaftliche Reputation zuzuerkennen bzw. zu verweigern. Dagegen impliziert eine solche Spezialisierung, dass zwei Gruppen von Wissenschaftler*innen entstehen: die Forschenden und die Bewertenden. Auch wenn die beiden vorgestellten Vorschläge nicht überzeugen, so sind sie immerhin hilfreich, um zu unterstreichen, dass bei der Lösungssuche zur Beendigung der „Tragödie“ wissenschaftlicher Kollektivgüter unbedingt darauf zu achten ist, keine nichtintendierten und unerwünschten Folgewirkungen für das wissenschaftliche Feld zu erzeugen.

Aus der Übertragung von Ostroms Maßgaben für funktionierende Kollektivgüter auf die wissenschaftlichen Kollektivgüter hatten wir gesehen, dass einige von ihnen bereits erfüllt sind. Eine Frage war jedoch offen geblieben: Welche Trägerorganisationen sollten/könnten die Verantwortung übernehmen, die Voraussetzungen zu garantieren, dass sich Wissenschaftler*innen ausreichend und in einem für sie angemessenen Umfang für die Kollektivgüter engagieren können? Üblicherweise wird dabei zunächst an die Fachgemeinschaften bzw. Fachgesellschaften gedacht. Aber diese sind nur in bestimmten Fächern groß genug und ressourcenmäßig so ausgestat-

tet, dass sie beispielsweise als Trägerorganisation für eine Zeitschrift fungieren können. Selbst diese Fachgesellschaften wären überfordert, die Verantwortung dafür zu übernehmen, die Voraussetzungen für die Mitwirkung an allen wissenschaftlichen Kollektivgütern für ihre Mitglieder zu garantieren. Abgesehen davon würde dies – wie in Ostroms erster Maßgabe für funktionierende Kollektivgüter formuliert – die Mitgliedschaft gewissermaßen zu einem Zwang machen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Mitwirkung der Wissenschaftler*innen wesentlich davon bestimmt ist, inwieweit die Hochschulen und die außeruniversitären Einrichtungen – also die Orte ihrer Beschäftigung – ihnen die Teilnahme ermöglichen. Seit einigen Jahrzehnten sind Wissenschaftler*innen auf vielfältige Weise in ihren Einrichtungen mit Leistungserwartungen und -kontrollen konfrontiert, die sich – wie oben dargestellt – vornehmlich auf Forschung (und teilweise auch auf Lehre) beziehen. Diese Erwartungen und Kontrollen haben ihren Anteil daran, dass die wissenschaftlichen Kollektivgüter in „Nöte“ geraten sind und in welche. Insofern tragen die Einrichtungen bereits eine gewisse Verantwortung, allerdings vermutlich nicht intendiert.

Für Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen als Trägerorganisationen spricht weiterhin, dass es sich um auf Dauer gestellte Institutionen handelt, die prinzipiell die erforderlichen organisatorischen Kapazitäten aufbauen und sicherstellen könnten, um verantwortungsvoll die Voraussetzungen für eine auskömmliche und vertretbare Mitwirkung zu schaffen. Um es nochmals hervorzuheben: Auf keinen Fall darf und kann die Lösung auf die individuelle Ebene verlagert werden. Als Trägerorganisation zu fungieren heißt, institutionell bestimmte Voraussetzungen vorzuhalten und zu garantieren. Maßgeblich ist dabei, welche Voraussetzungen aus Sicht der Wissenschaftler*innen gegeben sein müssen, damit sie sich ausreichend und angemessen an der Schaffung und dem Erhalt wissenschaftlicher Kollektivgüter beteiligen können.

Mein Vorschlag, die Hochschulen und die außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu Trägerorganisationen zu machen, wird bei diesen vermutlich nicht auf vorbehaltlose Zustimmung treffen und mutmaßlich mit den Argumenten zurückgewiesen werden, dass es ihnen erstens an den dazu notwendigen Ressourcen fehle und zweitens es für sie kein erkennbares Interesse gäbe, diese Verantwortung zu übernehmen. Gegen das erste Argument habe ich kein Gegenargument, außer dem Hinweis darauf, dass sowohl der Wissenschaftsrat (WR) als auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), und zwar hinsichtlich der oben erwähnten Forschungsinfrastrukturen, in neueren Veröffentlichungen nachdrücklich die Hochschulen und andere Forschungseinrichtungen als die „wichtigsten

Adressaten“ benennen, die die Informationsinfrastrukturen zu entwickeln und zu betreiben haben.

In seinem im April 2024 veröffentlichten Positionspapier „Perspektiven langjährig geförderter Exzellenzcluster“ hat der WR festgestellt, dass es „in der Verantwortung der Universität“ liegt, über die Zukunft erfolgreich erprobter Infrastrukturen „zu entscheiden und dabei ihre Finanzierung sicherzustellen“ (WR 2024: 21). Ähnlich wird sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) über „Digitale Forschungspraxis und kooperative Informationsinfrastrukturen“ äußern (im Erscheinen). Auch sie benennt nachdrücklich die Hochschulen und andere Forschungseinrichtungen als die wichtigsten Adressaten, die die Informationsinfrastrukturen zu entwickeln und zu betreiben haben (im Erscheinen DFG).¹ Da es sich dabei ebenfalls um wissenschaftliche Kollektivgüter handelt, wäre es nur folgerichtig, die bereits etablierten Kollektivgüter ebenfalls dort zu verankern – zumal große Überschneidungsbereiche bestehen.

Auf das zweite Argument wird es in der Schrift eine Antwort geben. Sie hebt hervor, dass der Betrieb und das Angebot von Informationsinfrastrukturen für die Forschung künftig ein wichtiges Element der Leistungsfähigkeit und der Reputation von Hochschulen sein werden.² Diese Art des Reputationsgewinns ist auf alle wissenschaftlichen Kollektivgüter zu übertragen: Hochschulen und Forschungseinrichtungen, deren Wissenschaftler*innen sich besonders für die Kollektivgüter engagieren, z.B. angesehene Zeitschriften herausgeben, in hochrangigen Beiräten und Gremien mitwirken, leisten wichtige Beiträge für das wissenschaftliche Feld. Die Wissenschaftler*innen erhöhen darüber die Reputation ihrer Einrichtung, die ihnen dies ermöglicht. Daraus würde sich das Interesse von Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen begründen, Verantwortung für wissenschaftliche Kollektivgüter zu übernehmen. Ich würde mich freuen, mit diesem Beitrag eine Diskussion über die von mir vorgeschlagene Lösung anzustoßen.

¹ Ich zitiere aus einem ersten Entwurf (Stand März 2024).

² Da ich aus einem Entwurf zitiere, kann es möglich sein, dass sich im Laufe weiterer Bearbeitungs- und Verabschiedungsprozesse die Formulierung ändert. Ich gehe jedoch davon aus, dass die inhaltliche Aussage im Wesentlichen bestehen bleibt.

Literatur

- Barlösius, Eva (2024): Die sozialisierte Universität. Passagen Verlag, Wien.
- Barlösius, Eva/Eva Ruffing (2021): Die Infragestellung wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Expertise. Eine sozialwissenschaftliche Heuristik. Leviathan Sonderband Umstrittene Expertise, S. 111–134.
- Barlösius, Eva/Eva Ruffing (2023): Questioning Evidence. Evidence Contestation. Three Modes of Contestation, in: Karin Zachmann/Maria-carla Gadebusch Bondio/Saana Jukola/Olga Sparschuh (eds.), Evidence Contestation: Dealing with Dissent in Knowledge Societies. Routledge, London, S. 57–75, DOI: 10.4324/9781003273509-4.
- Barlösius, Eva/Axel Philipps (2022): Random grant allocation from the researchers' perspective: Introducing the distinction into legitimate and illegitimate problems in Bourdieu's field theory, in: Social Science Information, 61 (1), S. 154–178.
- Bogner, Alexander (2021): Die Epistemisierung des Politischen. Wie die Macht des Wissens die Demokratie gefährdet. Reclam-Verlag, Ditzingen.
- Bourdieu, Pierre (1998): Homo academicus. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (2001): Die Regeln der Kunst. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Breuning, Marijke/Jeremy Backstrom/Jeremy Brannon/Benjamin Isaak Gross/Michael Widmeier (2015): Reviewer fatigue? Why scholars decline to review their peers' work, in: Political Science & Politics, 48(4), S. 595–600.
- DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) (im Erscheinen): Digitale Forschungspraxis und kooperative Informationsinfrastrukturen (Entwurf März 2024), Bonn.
- Fox, Charles W./Arianne Y. K. Albert/Timothy H. Vines (2017): Recruitment of reviewers is becoming harder at some journals: a test of the influence of reviewer fatigue at six journals in ecology and evolution, in: Research Integrity and Peer Review, 2, S. 1–6.
- Hosseini, Mohammad/Serge P. Horbach (2023): Fighting reviewer fatigue or amplifying bias? Considerations and recommendations for use of ChatGPT and other large language models in scholarly peer review, in: Research Integrity and Peer Review, 8(1), S. 4.
- Marginson, Simon (2016): The Impossibility of Public Good, in: The Dream Is Over: The Crisis of Clark Kerr's California Idea of Higher Education, University California Press, Berkeley, S. 126–131.
- Mayring, Philipp (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Verlagsgruppe Beltz, Weinheim.
- Merton, Robert K. (1985): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen: Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Olson, Mancur (1965): The Logic of Collective Action: Public Goods and the Theory of Groups. Harvard University Press, Cambridge.
- Ostrom, Elinor (1990): Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action. Harvard University Press, Cambridge.
- Ostrom, Elinor (1999): Coping with Tragedies of the Commons, in: Annual Review of Political Science, 2, S. 493–535.
- Ostrom, Elinor (2008): The Challenge of Common-Pool Resources, in: Environment: Science and Policy for Sustainable Development, 50(4), S. 8–21.
- Paruschke, Laura/Eva Barlösius/Axel Philipps (2023): (Fehlende) Anwesenheit bei Begutachtungsprozessen: Zum Wandel der sozialen Interaktionen im virtuellen Format, in: Zeitschrift für Soziologie, 52(4), S. 391–403.

Weingart, Peter (2001): Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist.

WR (Wissenschaftsrat) (2024): Perspektiven langjährig erfolgreich geförderter Excelenzcluster | Positionspapier; Köln. URL: <https://doi.org/10.57674/26gr-m684> (19.4.2024)

Gesellschaftskrise und Hochschulentwicklung

Zur Verbindung von Responsivität und Autonomie der Hochschule

Lothar Zechlin
Duisburg-Essen

Die Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung 2023 stand unter dem Motto „Das Zusammenspiel von Hochschulforschung und Hochschulentwicklung“. In der Hochschulentwicklung stellt sich die Aufgabe, durch Führung und Management dazu beizutragen, dass Hochschulen die an sie gerichteten gesellschaftlichen Anforderungen in einer zufriedenstellenden Weise beantworten, ohne dabei die Autonomie des Wissenschaftssystems auf dem Altar gesellschaftlicher Nützlichkeit zu opfern. Diese Verbindung herzustellen ist allerdings nicht einfach. Der Blick richtet sich deshalb auch auf die Hochschulforschung, aus deren theoretischen Grundlagen und empirischen Erkenntnissen, so die Hoffnung, sich produktive Anregungen für diese Aufgabe ergeben könnten. Auch dort muss die spannungsreiche Beziehung von Responsivität und Autonomie aber zunächst einmal konzeptionell erfasst werden, wenn das zu der Praxis der Hochschulentwicklung beitragen soll.

Das Ziel dieses Beitrages besteht darin, diese Zusammenhänge genauer zu beleuchten und dadurch für das Führungshandeln in Hochschulen nutzbar zu machen. Er argumentiert zunächst, dass die tiefgreifenden Umbrüche in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft der letzten Jahre auch die Erwartungen an die Hochschulen verändern. Sie werden dringlicher und widersprüchlicher zugleich, sodass es für die Hochschulen schwieriger wird, bei ihrer Beantwortung „das Heft in der Hand zu behalten“. Für die Hochschulforschung bedeutet dies, dass die Beziehungen zwischen Hochschule und Gesellschaft wieder ein interessantes Untersuchungsfeld werden dürften.

Für das Verständnis dieser Beziehungen, so der zweite Argumentationsschritt, ist die Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Differenzierungstheorie wichtig. In ihr wird nämlich die Rolle von Organisationen

und somit auch von Hochschulen als Vermittlerinnen zwischen den unterschiedlichen Handlungslogiken von Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Moral u.a. deutlich.

Diese Überlegungen werden um empirische Erkenntnisse aus dem Kulturmanagement ergänzt, das in ähnlicher Weise wie das Hochschulmanagement in dem Spannungsverhältnis zwischen Autonomiebewahrung freier Kunst und Abhängigkeit von der Gesellschaft steht. Im Schlussteil geht es um die Frage, wie diese Überlegungen für die Praxis des Hochschulmanagements fruchtbar gemacht werden können. Dazu wird auf den Ansatz der Aktionsforschung verwiesen, dessen Ausgangspunkt in der Aufforderung des Sozialpsychologen Kurt Lewin liegt, „Handeln, Forschung und Erziehung als ein Dreieck [zu] betrachten ..., das um jeder seiner Ecken willen zusammenzuhalten ist“ (Lewin 1953; 291).

1. Die gesellschaftliche Vereinnahmung der Hochschulen

Unter Stichworten wie zum Beispiel „lose Kopplung“ oder „professionelle Organisation“ war der Blick in dem Zusammenspiel von Hochschulforschung und Hochschulentwicklung lange Zeit hauptsächlich nach innen, nämlich auf die Besonderheiten gerichtet, die das Management einer Hochschule von dem einer „normalen“ Organisation unterscheiden. Den Blick hingegen nach außen zu richten, nämlich auf die Beziehungen zwischen Hochschule und Gesellschaft, und sich entsprechend mit Gesellschaftstheorie zu beschäftigen, scheint demgegenüber für Hochschulmanager*innen nicht unmittelbar naheliegend zu sein.

In der Gesellschaft selbst nimmt das Interesse an Gesellschaftstheorie durchaus zu. Das Zusammenkommen vieler Krisenerfahrungen in den letzten Jahren – von der Finanz- und Wirtschaftskrise über die Corona-Pandemie, Migration, globale Erwärmung bis zu den Kriegen in der Ukraine und der Nahost-Region – hat die nach dem Ende des kalten Krieges zunächst bestehenden Vorstellungen von einer konfliktfreien Entwicklung im Lichte der „westlichen Werte“ zerstört. Stattdessen ist es zu einem Vertrauensverlust in die Stabilität der politischen Institutionen und einem Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen gekommen, was durch die Schnellebigkeit der sozialen Medien noch gefeuert wird. Um in dieser verwirrenden Vielfalt Klarheit zu gewinnen und sich mit einer eigenen Position verorten zu können, ist ein Orientierungswissen erforderlich, das „auf Gesellschaftstheorie oder andere großflächige Modelle gesellschaftlicher Entwicklung angewiesen“ ist (Reckwitz/Rosa 2021: 13).

Mit diesem Orientierungswissen scheint es allerdings zu hapern. „Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?“ fragen

Reckwitz/Rosa deshalb. Sie konstatieren eine Diskrepanz zwischen einem „ausgeprägten, immer drängenderen Interesse der Öffentlichkeit an umfassenden Theorien der Gegenwartsgesellschaft“ und einer „auffälligen Erosion der Bereitschaft und vielleicht auch des Mutes (...), an solchen Gesellschaftstheorien zu arbeiten. Mit anderen Worten: Während die ‚Nachfrage‘ nach Gesellschaftstheorie anwächst, scheint das entsprechende ‚Angebot‘ in der internationalen Soziologie zurückzugehen“ (ebd. 10).

Die Ursachen für dieses Auseinanderfallen erblicken sie „in einer immer weiter reichenden empirischen Spezialisierung der Sozialwissenschaften“, die „durch die sozialen Erwartungen eines kompetitiven Wissenschaftssystems in Richtung quantifizierbarer Forschungsleistungen sowie einer starken Orientierung an Publikationen in Peer-Review-Zeitschriften und eingeworbenen Drittmitteln“ verstärkt werde (ebd. 16 f.).

Eigentlich sind Hochschulen Orte par excellence, in denen solche Krisen thematisiert werden, und sie tun das auch. Vor allem in der Covid-19- und der Klimakrise ist deutlich geworden, in welch hohem Ausmaß die öffentlichen Diskussionen durch Beiträge aus der Wissenschaft befeuert werden. Der damit verbundene Schlachtruf „Follow the science!“ verheißt allerdings mehr Klarheit als er zu liefern vermag, denn Wissenschaft kann in solchen Großkrisen keine eindeutigen Handlungsempfehlungen bieten, sondern nur verschiedene, teilweise auch widersprüchliche Handlungsoptionen plausibilisieren. Damit liefert sie Voraussetzungen für die Möglichkeit rationaler Diskurse, aus denen Entscheidungen entstehen können, sie ersetzt diese Entscheidungen aber nicht.

Je mehr die Hochschulen nun mit dieser Art von Responsivität auf die krisengespaltene Gesellschaft einwirken, in der die politisch getroffenen Entscheidungen umstritten bleiben, desto mehr werden sie selbst umgekehrt zu einem gesellschaftlich umkämpften Terrain um die „richtigen“ Antworten. Politisch führt das in den Hochschulen zu Konflikten und Skandalisierungen, was in Schlagworten wie „Cancel Culture“ oder „Political Correctness“ und Streitigkeiten um die Reichweite von Wissenschafts- und Meinungsfreiheit zum Ausdruck kommt. Eva Barlösius bezeichnet dieses Wechselverhältnis, in dem „das wissenschaftliche Feld gesellschaftsprägend geworden ist und es aufgrund dessen zunehmend gesellschaftlich vereinnahmt wird“ (Barlösius 2024: 19), mit dem Begriff der „sozialisierten Universität“.

Auch für die Hochschulforschung wäre das somit Anlass, die Folgen dieser gesellschaftlichen Vereinnahmung der Hochschulen stärker zu thematisieren. Die Zeiten, in denen solche Fragen im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, liegen aber weit zurück. Sie waren zu Zeiten der hoch-

schulpolitischen Reformdiskussionen in den 1960er und 1970er Jahren relevant, was schon in dem Titel der einflussreichen SDS-Hochschuldenkschrift „Hochschule in der Demokratie“ (SDS 1961; vgl. auch Nitsch, Gerhardt, Offe, Preuß 1965) zum Ausdruck kam. In ihr wurde die Forderung nach innerorganisatorischer Demokratie nicht primär normativ, sondern funktional mit deren Bedeutung für den Schutz der Hochschule „vor Übergriffen gesellschaftlicher Kräfte“ (101) und für die Sicherung „ihre[r] kritische[n] Funktion gegenüber der Gesellschaft“ (93) begründet. Danach ging das Interesse an ihnen zurück.

Als im Jahr 2014 der Soziologe Uwe Schimank auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung die Keynote zu der Frage „Welche Gesellschaftstheorien braucht die Hochschulforschung?“ (Schimank 2015) hielt, schien das keine größeren Auswirkungen nach sich gezogen zu haben. Erst neuerdings wird die Thematik wieder mit dem Vorschlag einer „wertebasierten Governance“ für Hochschulen adressiert (Jungbauer-Ganz et al. 2023; mit dem Fokus auf Wissenschaftspolitik auch schon Grande et al. 2013; Matthies et al. 2015). Überwiegend steht jedoch, ähnlich wie in der Gesellschaftstheorie, eine Vielzahl empirischer Untersuchungen im Vordergrund, die auch ohne gesellschaftskritische Überlegungen auskommt.

2. Organisations- und Differenzierungstheorie

Welche Relevanz könnte demgegenüber ein gesellschaftstheoretischer Fokus für das Hochschulmanagement haben? Zur Klärung dieser Frage müssen wir uns mit der Hochschule als Organisation und ihrer Rolle in der Gesellschaft beschäftigen. Hochschulen stellen zwar einen besonderen Organisationstyp mit markanten Unterschieden zu Behörden, Parteien, Aktiengesellschaften usw. dar; sie haben sich aber, spätestens mit den Hochschulreformen der 1970er Jahre, aus ihrer traditionellen Eigenschaft als Institution heraus zumindest *auch* zu einer Organisation entwickelt (Huber 2012; Zechlin 2023: 59–78). „Organisierte Institution“, das war der Begriff, mit dem Luhmann im Rückblick die Entwicklung der Reformuniversität Bielefeld gekennzeichnet hat (Luhmann 1992).

Organisationen koordinieren intern über die Festlegung von Zielen, Mitgliederrollen und Hierarchien (zu dieser Dreiteilung schon Mayntz 1963; ebenso Kühl 2011: 23–88) das Zusammenwirken ihrer Mitglieder, im Falle von Hochschulen also ihres wissenschaftlichen und administrativen Personals und ihrer Studierenden. Sie müssen aber auch ihre gesellschaftlichen Umwelten in Politik, Ökonomie, dem Rechtssystem usw. im Blick behalten, mit denen sie in einem ständigen Austausch stehen. „Der

Gegenstand und die Untersuchungseinheit der Organisationsanalyse liegen zwischen der individuellen und der gesamtgesellschaftlichen Ebene“ hat Renate Mayntz (1963: 147) schon früh ausgeführt. Bildlich lässt sich diese Position in einem Mehrebenensystem darstellen, in dem drei Ebenen unterschieden werden: Die gesellschaftliche Makroebene, die Mikroebene mit dem Interaktionsgeschehen der Mitglieder und dazwischen die Mesoebene der Organisation Hochschule, die mit der gesellschaftlichen Ebene im Austausch steht und das interne Interaktionsgeschehen zu koordinieren sucht.

Die Gesellschaft steht der Hochschule allerdings nicht als Einheit, sondern als ausdifferenziertes System gegenüber, das aus mehreren Teilbereichen wie Politik, Wirtschaft, Religion, Recht usw. besteht. Ein jeder von ihnen ist durch eigene Werthaltungen und Handlungslogiken geprägt, so dass an die Stelle der alle Bereiche durchdringenden Religion, die im Mittelalter für die Einheit der Gesellschaft sorgte, die pluralistische Vielfalt der Moderne getreten ist. Das hat die Leistungsfähigkeit der heutigen Gesellschaft enorm erhöht, denn in jedem Teilsystem werden Probleme nach den je eigenen Relevanzkriterien wahrgenommen und bearbeitet. In der Logik des Rechtssystems geht es dann nur um die Unterscheidung rechtmäßig/rechtswidrig, in der Politik um Macht, in der Wirtschaft um Geld und in dem Moralsystem um Gut und Böse.

Eine solche Zuspitzung ermöglicht mehr Genauigkeit und analytischen Tiefgang in dem jeweiligen Teilsystem, stellt aber auch die Frage: „Was hält eine solche Gesellschaft dann überhaupt noch zusammen?“ (Schimank 2007: 58). Eine vertikale Steuerung über den Modus der Hierarchie gibt es nicht, kein System steht über dem anderen, auch nicht das politische System. Die Integration muss mithin horizontal zwischen den Teilsystemen selbst erfolgen, aber wie kann das angesichts ihrer unterschiedlichen Eigenlogiken vonstattengehen? Erforderlich sind dafür Übersetzungsleistungen, denn das, was in der „Steuerungssprache“ (Parsons 1964: 37) der eigenen Logik nicht erfasst wird, bleibt unverstandene Umwelt und wirkt lediglich „als Irritation, als Störung, als Rauschen“. Bedeutsam oder „sinnvoll“ wird es für das eigene System erst, wenn es „auf die Entscheidungszusammenhänge des Systems bezogen werden kann“ (Luhmann 1988: 173).

An dieser Stelle kommen Organisationen ins Spiel. Sie arbeiten ihrem eigenen System und dessen Logik zu – Theater der Kunst, Gerichte dem Rechtssystem, Unternehmen und Gewerkschaften der Wirtschaft –, können aber über ihre interne Rollendifferenzierung auch Gesichtspunkte anderer Systeme in ihre Entscheidungen einfließen lassen, wenn das für ihren

Bestandserhalt wichtig ist. Krankenhäuser dienen nicht nur der Gesundheit, sondern müssen auch ökonomisch überleben, Unternehmen müssen Gewinne erzielen, sollen aber auch gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, und auch die Kirchen müssen bei der Verkündung des Wortes Gottes auf ein Mindestmaß ökonomischer Effizienz achten. Schon Max Weber hat in dieser gesellschaftlich integrierenden Wirkung die Ursache für die Tendenz zur Organisationsgesellschaft gesehen (Schimank 2007: 57–61 m.w.N.; vgl. insgesamt auch Schimank 2001).

Die Beschleunigung dieser Entwicklung wird mittlerweile mit dem Begriff der „hybriden Organisation“ erfasst: „In hybriden Organisationen spiegeln sich ihre vielfältiger werdenden Außenbeziehungen zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionssystemen wider – zum Staat, zur Politik, zum Recht, zur Wirtschaft, zur Zivilgesellschaft und zur Öffentlichkeit etc. Organisationen leisten so eine wichtige gesellschaftliche Integrationsleistung und werden in gewissem Sinne zu Miniaturgesellschaften, da in ihnen gesellschaftliche Funktionslogiken (Interessen) aufeinandertreffen und verhandelt werden.“ (Busse 2020).

Bei all diesen Aushandlungsprozessen muss aber die Logik des eigenen Teilsystems vorherrschend bleiben: Ein Unternehmen, das nicht mehr zahlungsfähig ist, geht bei aller Wertorientierung unter, ein Gericht, das bei seiner Entscheidungsfindung die Unterscheidung rechtmäßig/rechtswidrig jenseits rechtlicher Wertungsspielräume durch die Unterscheidung gut/böse ersetzt, gefährdet das Vertrauen in das Justizsystem und wird im Instanzenzug korrigiert, und eine politische Partei, die keine Machtoptionen eröffnet, wird für die Wähler*innen unattraktiv. Vor allem aber, und das ist entscheidend, ginge auch die mit der Differenzierung verbundene erhöhte Leistungsfähigkeit der Gesellschaft verloren, wenn in einem Teilsystem fremde Logiken maßgebend würden. Der Selbsterhaltungswille der Organisation sichert mithin mittelbar auch die Differenziertheit und Leistungsfähigkeit der Gesellschaft.

3. Relevanz für das Leitungshandeln in Hochschulen

Hier liegt die Antwort auf die Frage nach der Relevanz gesellschaftstheoretischer Überlegungen für Hochschulleitungen. Hochschulen arbeiten nicht nur einem, sondern zwei gesellschaftlichen Funktionssystemen zu, dem Wissenschafts- und dem Erziehungssystem. Das macht die Koordination ohnehin schon schwieriger als in „normalen“ Organisationen. Zusätzlich müssen sie aber auch noch die Gewichtung zwischen den beiden eigenen Funktionslogiken und den aus fremden Logiken stammenden Erwartungen austarieren. „Es ist diese dreistellige Konstellation“, die für

Stichweh (2024: 90) „die zentrale Signatur der Hochschule des 21. Jahrhunderts ausmacht“. Dabei können sie sich zwar stärker als Wissenschaftseinrichtung (Forschung) oder als Einrichtung des Erziehungssystems (Lehre) profilieren, sie dürfen aber weder ihre eigenen Logiken durch die fremder Teilsysteme verdrängen lassen noch die Anforderungen fremder Teilsysteme negieren. Beide Varianten gefährden ihren Fortbestand. Daraus resultiert die doppelte Aufgabe des Hochschulmanagements, sowohl die Responsivität der Hochschule gegenüber den Anforderungen aus Politik, Wirtschaft usw. als auch die Aufrechterhaltung ihrer wissenschaftlichen Autonomie sicherzustellen (vgl. dazu Kaldewey 2015: 226–230).

Mit dieser Aufgabe sind zahlreiche Ambivalenzen (Bauman 2005) verbunden, was schon in ruhigeren Zeiten nicht leicht auszuhalten ist. Mit der Zunahme gesellschaftlicher Krisen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts nimmt aber auch in den Hochschulen die damit verbundene Dynamik zu. Ging es zunächst um die Implementierung *ökonomischer* Logiken durch das NPM, was unter Schlagworten wie „Akademischer Kapitalismus“ (Münch 2011) oder „Das unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007) thematisiert wurde, tritt seit einiger Zeit eine *Politisierung* in den Vordergrund, die sich vor allem in Kämpfen um Anerkennung z.B. geschlechtspezifischer Identität oder in Vorwürfen von „Political Correctness“ ausdrückt.

Mittlerweile vermischt sie sich mit einer voranschreitenden *Moralisierung* (Somek 2021; Henning 2024), also der Frage nach einer inneren Einstellung. Sie entzündet sich in den Hochschulen derzeit vor allem an der Frage, wie sich die Bekämpfung von Antisemitismus zu einer Kritik an dem Staat Israel verhält. An dem Aufeinandertreffen der Unterscheidungen aus dem Moralsystem, dem politischen System, der Wirtschaft und dem Wissenschaftssystem scheiden sich die Geister, wie jüngst an Rücktrittsforderungen gegenüber der Bundesministerin für Bildung und Forschung deutlich wird.

Infolge all dieser Entwicklungen nimmt die Gereiztheit an Hochschulen zu. Einer Umfrage des Deutschen Hochschulverbandes zufolge fühlen sich 40 Prozent der befragten Wissenschaftler*innen „in der Lehre durch formelle oder informelle Vorgaben zur Political Correctness stark oder etwas eingeschränkt“ (DHV 2021). 18 Prozent antworteten, „Political Correctness verhindere es, dass man bestimmten Forschungsfragen nachgehen könne“ (ebd.). Dem Netzwerk Wissenschaftsfreiheit, das den in solchen Umfragen zum Ausdruck kommenden Zuständen entgegentritt, wird allerdings selbst der Vorwurf politischer Einseitigkeit gemacht (vgl. die Darstellung der Kontroverse bei Hentschel 2024; Kritik des Netzwerks bei Schubert 2024, die Replik darauf bei Schönecker 2024).

Die Sicherung der wissenschaftlichen Autonomie bei gleichzeitiger Responsivität erweist sich somit als heikle Gestaltungsaufgabe, deren Lösung nicht in überkommenen Routinen zu finden ist, sondern in den Köpfen der Praktiker*innen hergestellt werden muss. Das erfordert subjektive Urteilstkraft, zu deren Entwicklung Hochschulforschung mit differenzierungs- und organisationstheoretischen Überlegungen beitragen kann. Bevor dieser Gedanke konkretisiert wird, soll zunächst ein Blick auf das Kunstsystem geworfen werden, das in ähnlicher Weise wie das Wissenschaftssystem seine Autonomie und Responsivität verbinden muss.

4. Autonomie durch Subjektvierung von Heteronomie

Die Überschrift dieses Abschnitts rekurrenzt auf eine empirische Untersuchung im Funktionsbereich der Kunst (Küsters 2014). Im Grundgesetz ist die Autonomie der Kunst in demselben Satz wie die der Wissenschaft geregelt („Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei“, Art. 5 Abs. 3 S. 1 GG). Auch sie lässt sich deshalb als Mehrebenensystem mit Kunst als gesellschaftlichem Funktionsbereich, Kunstorganisation und künstlerischer Tätigkeit erfassen, und auch dort kommt es zu der Frage, wie die Kunst ihre Autonomie gegenüber Anforderungen behaupten kann, die aus fremden Logiken heraus an sie herangetragen werden. Im Fall der Untersuchung besteht das Fremdsystem vor allem in dem der Ökonomie. Theater, Konzerthäuser usw. stehen unter dem wachsenden Druck der Auslastungsquoten, sodass sie das Programm nicht nur unter rein künstlerischen Gesichtspunkten zusammenstellen können, sondern immer wieder auch auf den Publikumsgeschmack achten müssen.

Die entscheidende Rolle, so die Untersuchungsergebnisse, kommt bei der Vermittlung zwischen den Systemlogiken dem Kulturmanagement zu. In dessen professionellem Selbstverständnis wird die „Erhaltung oder Abschaffung der Kulturorganisation ... zum neuen, vom Kulturmanager selbst etablierten Code, der die Konkurrenz zwischen Kunst-Code und Wirtschafts-Code reguliert“ (Küsters 2014: 229). Da dieses Rollenverständnis im Kulturbereich weit verbreitet ist, muss die konkrete Gewichtung der konfigierenden Kriterien nicht in jedem Einzelfall nach außen hin in Erscheinung treten. „Die exakte Wirksamkeit von Fremdwängen ... bleibt so im Verborgenen“, sie wird „in die Rolle und Person des Kulturmanagers hineinverlagert“. Künstlerische Autonomie wird überhaupt erst „durch die Anwendung von Fremdwängen gewährleistet und erzeugt“, das geschieht aber „ohne dass diese Anwendung von konkurrierenden Orientierungen auf die Kunst direkt ‚zurückfallen‘ würde“, sie

„kann zur Not dem Kulturmanager vorgeworfen werden“. Pointiert formuliert wird „die Produktion von Autonomie in der Kunst durch die Subjektivierung von Heteronomie erreicht“ (ebd. 231).

Diese starke, mit der Überlebensfähigkeit der Organisation begründete Rolle des Kulturmanagements lässt sich in dieser Form nicht auf die Hochschulorganisation übertragen. Dort ist die Selbstverwaltung mit Professorenmehrheit und damit die Dominanz der Wissenschaftsseite gegenüber dem Management verfassungsrechtlich abgesichert. Es gibt aber einen vergleichbaren Gedanken des Bundesverfassungsgerichts, der ebenfalls auf den Fortbestand/Nicht-Fortbestand der Organisation abstellt. Danach muss die Hochschulorganisation nicht nur „den Hochschulangehörigen ... einen möglichst breiten Raum für freie wissenschaftliche Betätigung sichern“, sondern zugleich auch „die Funktionsfähigkeit der wissenschaftlichen Hochschule und ihrer Organe gewährleisten“ (BVerfGE 35, 79 Leitsatz 7).

Das eröffnet Handlungsmöglichkeiten, denn die Balance zwischen diesen beiden Anforderungen wird zwar in *Entscheidungen* der Selbstverwaltungsgremien formalisiert, deren Herstellung erfolgt aber weitgehend in Prozessen informaler *Entscheidungsbildung*, die stark durch Führung und Management ausgestaltet werden. Genau dafür ist, ähnlich wie im Kunstbereich, das subjektive Rollenverständnis der Manager*innen ausschlaggebend. Der Gedanke von der „Produktion von Autonomie durch Subjektivierung von Heteronomie“ muss also für das Hochschulsystem nicht abgeschrieben, aber in andere „Subjektivierungsmodi zentraler Leistungsrollen“ (Küsters 2014: 233) gebracht werden.

Responsivität bedeutet nicht schlichtweg die umstandslose Erfüllung moralischer, ökonomischer oder politischer Anforderungen, sondern setzt die bewusste Auseinandersetzung mit ihnen voraus (vgl. die Beiträge bei Matthies et al. 2015). Sie können in Hochschulen, anders als im Kunstbereich, nicht alleine in der Person der Manager*innen als Black Box erfolgen, sondern müssen unter Beteiligung der Selbstverwaltungsgremien stattfinden. In diesen Prozessen werden die fremden Anforderungen „auf die Entscheidungszusammenhänge des [eigenen, L.Z.] Systems bezogen“ (Luhmann 1988) und beantwortet. Stichweh spricht von einer „paradoxen Autonomie“, in der das System „die Zumutung [akzeptiert], die darin liegt, dass ein Fremdsystem einen kontrollierenden Zugang zu erlangen sucht. Aber es besteht darauf, dass die Instanz, die diese Kontrollabsicht tatsächlich implementiert, im zu kontrollierenden System selbst zu finden ist“ (Stichweh 2014: 32).

Autonomie besteht danach geradezu in dieser Fähigkeit, Fremdkontrolle in Selbstkontrolle umzuwandeln, die Rolle der Hochschulleitung

folglich darin, diesen Transformationsprozess zu gestalten. Dazu ist der Aufbau einer diskursiven Führungs- und Debattenkultur entscheidend, in der die Hochschule ihre eigene Position entwickelt (die Wichtigkeit einer *eigenen* Positionierung der Organisation im Unterschied zu Fremdvorgaben wird exemplarisch in den juristischen Kontroversen um eine Antisemitismusklausel für den Kunst- und Wissenschaftsbereich deutlich, vgl. nur Ambos et al. 2023; Keller-Kemmerer 2023; Möllers 2024).

Wie eine solche Form der Verbindung von Heteronomie ausgestaltet wird und wo im Ergebnis die Grenze zwischen den unterschiedlichen Logiken gezogen wird, ist ein Balanceakt, der subjektive Urteilsfähigkeit erfordert. Soll sie nicht durch verdinglichte Routinen wieder objektiviert werden, muss sie ständig erneuert werden. Hier liegt die Verbindung zu der Theorie, die das Medium darstellt, in dem sich die Subjektivität der Hochschulmanager*innen herausbilden kann. In dieser Verbindung von Theorie und Praxis liegt der Anknüpfungspunkt zu dem Ansatz der Aktionsforschung.

5. Aktionsforschung

Üblicherweise wird die Übertragung von Erkenntnissen der Hochschulforschung in die Managementpraxis in der Weise gedacht, dass Forschungsergebnisse in der Form von Publikationen, Tagungen, Social-Media-Kanälen o.ä. veröffentlicht und von den Praktiker*innen aufgegriffen, auf Umsetzbarkeit hin geprüft und ggf. in eigenes Handeln umgesetzt werden (vgl. Nickel, Reum 2024). Für Aktionsforschungsansätze ist darüber hinaus die eigene gedankliche Auseinandersetzung mit der zu bearbeitenden Problematik von zentraler Bedeutung. Diese zielen darauf ab, die Trennung zwischen den Forschenden als Subjekt und den Beforschten als Objekt aufzuheben. Wenn die „beforschten“ Hochschulmanager*innen in die Entwicklung und Durchführung des Forschungsprojektes einbezogen werden, eignen sie sich zumindest partiell die zugrundeliegenden theoretischen Überlegungen an, mit denen sie sich selbst beobachten und ihr professionelles Handeln anpassen können.

In dieser Koppelung, in der das Handeln erst in dem Zusammenwirken mit theoretisch fundierter Forschung entwickelt wird, liegt der subjektivierende Charakter der Aktionsforschungsansätze. Sie gehen auf Kurt Lewin zurück, einen 1933 aus Deutschland vertriebenen Sozialpsychologen, der als Grundprinzip festlegte: „Die für die soziale Praxis erforderliche Forschung ... ist eine Art Tat-Forschung („action research“), eine vergleichende Erforschung der Bedingungen und Wirkungen verschiedener Formen des sozialen Handelns und eine zu sozialem Handeln führende

Forschung. Eine Forschung, die nichts anderes als Bücher hervorbringt, genügt nicht“ (Lewin 1953: 280). Auf dieser Grundlage und aus seinen Forschungen zur Gruppendynamik entstanden später die Ansätze der Organisationsentwicklung (die Grundlage der Hochschulentwicklung) und des „partizipativen Managements“ (Nickel 2007) mit der Leitlinie, „Betroffene zu Beteiligten“ zu machen.

Gestützt auf diesen selbstauflärerischen Charakter könnten Führungskräfte in Hochschulen gerade in durch Ambivalenz gekennzeichneten Situationen mit einer größeren Gelassenheit agieren. Persönlich eröffnete sich ihnen die Chance, die Vermittlung des Heteronomen nicht als unklare Drucksituation, sondern als ein interessantes Feld zu erleben, in dem sie ihre Subjektivität als Produzent*innen von Autonomie entwickeln und verantworten. Sachlich ginge es darum, verschiedene Formate bei der Übersetzung fremder Sprachen in das eigene Referenzsystem bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung wissenschaftlicher Autonomie zu entwickeln und zu erproben (Ansätze bei Jungbauer-Gans et al. 2023). In einer vergleichenden Forschung könnten Erfahrungen einbezogen werden, die in anderen Teilsystemen mit solchen Vermittlungsformen gemacht worden sind. Und schließlich ergäben sich aus einer solchen reflexiven Verwissenschaftlichung auch für die berufsbegleitende Weiterbildung neue Perspektiven. Hochschulen bieten mithin für die Forderung Lewins, Handeln, Forschung und Erziehung zusammenzuführen, ein breites und interessantes Anwendungsfeld.

6. Fazit

Die gegenwärtigen multiplen Krisenerfahrungen – von der Finanz- und Wirtschaftskrise über die Corona-Pandemie, Migration, globale Erwärmung bis zu den Kriegen in der Ukraine und der Nahost-Region – sind für Hochschulen nicht nur auf ihrer gesellschaftsprägenden Seite als Gegenstand von Forschung und Lehre relevant. Vielmehr durchziehen sie und die mit ihnen verbundenen Kontroversen auch umgekehrt die Hochschulen selbst auf ihrer durch die Gesellschaft geprägten Seite. Um dabei nicht zu einem rein politischen Kampffeld zu verkommen, sondern stattdessen „das Heft in der Hand zu behalten“, stehen sie vor einem Spagat: Sie müssen sich einerseits auf die widersprüchlichen Erwartungen *politischer, moralischer usw.* Art einlassen, um sie beantworten zu können, dabei aber andererseits ihre Identität als *wissenschaftliche* Einrichtungen bewahren. Beide Seiten, die Responsivität wie die Autonomie, sind gleich wichtig, ihre Ausbalancierung ist aber nicht einfach.

Zur Bewältigung der damit verbundenen Probleme könnte ein Zusammenspiel von Hochschulforschung und Hochschulmanagement beitragen. Dabei könnte sich die Forschung stärker mit Theorien gesellschaftlicher Differenzierung befassen, in denen die unterschiedlichen Handlungslogiken von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und anderen Teilsystemen deutlich werden, und das mit theoretischen Ansätzen verbinden, in denen die Rolle von Organisationen – mithin auch von Hochschulen – bei der Integration dieser Unterschiede hervortritt. Das Hochschulmanagement wiederum könnte sich bei der Entwicklung seiner Handlungsoptionen auf die Mitwirkung an solchen Forschungsprojekten einlassen und seine professionelle Praxis als reflexive Lernsituation verstehen. Hierfür bietet sich eine Revitalisierung der Aktionsforschungsansätze an.

Aufschlussreich könnten zudem Paralleluntersuchungen zu Bereichen sein, in denen sich ebenfalls die Frage nach der Verbindung von Responsivität und Autonomie stellt. Dazu gehören andere gesellschaftliche Teilsysteme wie das der Kunst, aber auch andere wissenschaftliche Disziplinen wie die der Rechtswissenschaft. In diesem Beitrag konnten solche Vergleiche nur kurz vorgenommen oder angedeuteten werden, sie sollten indes vertieft werden.

Literatur

- Ambos, Kai/Cengiz Barskanmaz/Maxim Bönnemann/Andreas Fischer-Lescano/Matthias Goldmann/Anna Katharina Mangold/Nora Markard/Ralf Michaels/Jerzy Montag/Maximilian Steinbeis/Tarik Tabbara/Tim Wihl/Lothar Zechlin (2023): Die Implementation der IHRA-Arbeitsdefinition Antisemitismus ins deutsche Recht – eine rechtliche Beurteilung, VerfBlog, 18.12.2023, DOI: 10.59704/e07ce a2f878741c5/ (30.7.2024)
- Barlösius, Eva (2024): Die sozialisierte Universität, Passagen, Wien
- Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Neuauflage, Hamburger Edition, Hamburg
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Busse, Stefan (2020): Hybride Organisationen führen – das Beispiel Hochschule, in: Organisationsberatung, Supervision, Coaching (27): 347–364 <https://doi.org/10.1007/s11613-020-00664-6> (19.3.2024)
- DHV (2021), Deutscher Hochschulverband: Wissenschaftsfreiheit. Wissenschaftler sehen Political Correctness kritisch, <https://www.forschung-und-lehre.de/zeitfrage-n/wissenschaftler-meiden-umstrittene-themen-4192> (07.8.2024)
- Grande, Edgar/Dorothea Jansen/Otfried Jarren/Arie Rip/Uwe Schimank/Peter Weingart (Hg.) (2013): Neue Governance der Wissenschaft, transcript, Bielefeld
- Henning, Tim (2024): Wissenschaftsfreiheit und Moral, Suhrkamp, Berlin
- Hentschel, Anna (2024): Ringen um die Wissenschaftsfreiheit <https://www.wissenschaftskommunikation.de/ringen-um-die-wissenschaftsfreiheit-74867/> (21.3.2024)

- Huber, Michael (2012): Die Organisation Universität, in: Maja Apelt/Veronika Tacke (Hg.), Handbuch Organisationstypen, Springer VS, Wiesbaden, S. 239–252
- Jungbauer-Gans, Monika/Anja Gottburgsen/Bernd Kleimann (2023): Wertebasierte Governance in Hochschule und Wissenschaft, in: Beiträge zur Hochschulforschung, 45. Jg., (1) 2023, S. 44–65
- Kaldewey, David (2015): Die responsive Struktur der Wissenschaft: ein Kommentar, in: Matthies et al. (2015), S. 209–230
- Keller-Kemmerer, Nina (2023): Judenfeindlichkeit und Kunstförderung. Für Anti-Antisemitismusklauseln in staatlichen Förderrichtlinien, in: Kritische Justiz Jg. 56 (4), S. 416–428
- Kühl, Stefan (2011): Organisationen. Eine sehr kurze Einführung, Springer VS, Wiesbaden
- Küsters, Ivonne (2014): Die Produktion von Autonomie durch Subjektivierung des Heteronomen. Organisation und Management autonomer Kunst, in: Martina Franzen et al. (Hg.), Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik, Beltz Juventa, Weinheim und Basel, S. 211–235
- Lewin, Kurt (1953): Tat-Forschung und Minderheiten-Probleme, in: Kurt Lewin (Hg.): Die Lösung sozialer Konflikte, Christian, Bad Nauheim, S. 278–298
- Luhmann, Niklas (1988): Organisation, in: Willi Küpper/Günther Ortmann (Hg.), Mikkropolitik, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 165–185
- Luhmann, Niklas (1992): Die Universität als organisierte Institution, in: Die humane Universität. Bielefeld 1969–1991: Festschrift für Karl Peter Grottemeyer, Westfalen Verlag, Bielefeld
- Matthies, Hildegard/Dagmar Simon/Marc Torka (Hg.) (2015): Responsivität der Wissenschaft. Wissenschaftliches Handeln in Zeiten neuer Wissenschaftspolitik, transcript, Bielefeld
- Mayntz, Renate (1963): Soziologie der Organisation, rowohlt's deutsche enzyklopädie, Hamburg
- Möllers, Christoph (2024): Zur Zulässigkeit von präventiven Maßnahmen der Bekämpfung von Antisemitismus und Rassismus in der staatlichen Kulturförderung. <http://media.frag-den-staat.de/files/foi/912623/gutachtenmllers-2024-bkm.pdf> (30.7.2024)
- Münch, Richard (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform, Suhrkamp, Berlin
- Nickel, Sigrun (2007): Partizipatives Management von Universitäten; Rainer Hampp, München und Mering
- Nickel, Sigrun/Nicolas Reum (2024): Transferkanäle zwischen der Wissenschafts- und Hochschulforschung und dem Hochschulmanagement – Analyse von Akteuren und Aktivitäten. CHE-Impulse Nr. 17. CHE, Gütersloh, <https://www.che.de/download/transferkanale-wiho-forschung/> (07.8.2024)
- Nitsch, Wolfgang/Uta Gerhardt/Claus Offe/Ulrich K. Preuß (1965): Hochschule in der Demokratie. Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität, Luchterhand, Berlin, Neuwied
- Parsons, Talcott (1964): Die jüngsten Entwicklungen in der strukturell-funktionalen Theorie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 16 (1), S. 30–49
- Reckwitz, Andreas/Hartmut Rosa (2021): Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?, Suhrkamp. Berlin

- Schimank, Uwe (2001): Funktionale Differenzierung, Durchorganisierung und Integration der modernen Gesellschaft, in: Veronika Tacke (Hg.), Organisation und gesellschaftliche Differenzierung, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 19–38
- Schimank, Uwe (2007): Theorie gesellschaftlicher Differenzierung, 3. Aufl., Springer VS, Wiesbaden
- Schimank, Uwe (2015): Welche Gesellschaftstheorien braucht die Hochschulforschung? in: Beiträge zur Hochschulforschung, 37. Jahrgang, Heft 4, S. 80–99
- Schönecker (2024): Wissenschaftsfreiheit als Freiheit von Kritik? <https://www.jmwia.rda.de/2024/04/16/wissenschaftsfreiheit-als-freiheit-von-kritik/> (02.5.2024)
- Schubert, Karsten (2024): Zwei Begriffe der Wissenschaftsfreiheit <https://www.jmwia.rda.de/2024/04/03/zwei-begriffe-der-wissenschaftsfreiheit/> (2.5.2024)
- SDS (1961/1965), Sozialistischer Deutscher Studentenbund: SDS Hochschuldenkschrift, 2. Aufl., Verlag Neue Kritik, Frankfurt am Main
- Somek, Alexander (2021): Moral als Bosheit. Mohr Siebeck, Tübingen
- Stichweh, Rudolf (2014): Paradoxe Autonomie. Zu einem systemtheoretischen Begriff der Autonomie von Universität und Wissenschaft, in: Martina Franzen et al. (Hg.): Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik, Beltz Juventa, Weinheim und Basel, S. 29–40
- Stichweh, Rudolf (2024): Die Omnipräsenz der Hochschule als Institution. Strukturwandel von Beruflichkeit und sozialer Schichtung, in: Forschung & Lehre, (2) 2024, S. 88–90
- Zechlin, Lothar (2023): Die selbstreflexive Universität. Führung und Management einer autonomen Organisation, Passagen, Wien

Wissenschaft und Verwaltung, natürliche Gegner?

Plädoyer für die Neugestaltung staatlicher Rahmenbedingungen

Joachim Nettelbeck

Berlin

Wissenschaft gedeiht, wo die institutionellen Rahmenbedingungen ihr förderlich sind. Dies gilt vornehmlich für die „innere Organisation“ (Humboldt) der Hochschulen. Im Folgenden konzentriere ich mich auf die „äußere Organisation“, d.h. das Verhältnis der Hochschulen zum Staat. Diese Unterscheidung ist

allerdings unter den heutigen Bedingungen nicht mehr so eindeutig, wie es etwa an den Kollektivgütern der Wissenschaftler offensichtlich wird, wie sie Gegenstand des Artikels von Eva Barlösius in ihrem Artikel in diesem Heft sind.

Die heutige Hochschulorganisation in Deutschland ist eine recht unverträgliche Mischung: einerseits eine Art Ständeordnung der Korporation Hochschule, andererseits eine ökonomisierte Verwaltung, die die Wissenschaft und Forschung nach den Methoden des New Public Managements zu steuern versucht. Unter dem Banner der Wissenschaftsfreiheit und von Humboldt werden dabei Wissenschaft und Verwaltung zu Gegnern hochstilisiert, wo sie doch zusammenwirken sollten, um dem gemeinen Wohl zu dienen. Ein Ziel der Wissenschaftsforschung könnte es m. E. deshalb sein, die Ordnung der Hochschulen im Staat insgesamt neu zu durchdenken, damit das System insgesamt im Zusammenspiel seiner Teile gleichermaßen wissenschaftsdienlicher und effizienter wird.

1. Der Befund

Die Mängel dieser Ordnung kommen in den Klagen der Wissenschaftler zum Ausdruck. Sie fühlen sich in ihrer eigentlichen Arbeit, der Forschung und Lehre, behindert. Sie klagen weitgehend zurecht

- ... über ein Übermaß an Verwaltung. Sie hat überhandgenommen. Wissenschaftler, je angesehener, desto häufiger, werden mit Verwaltungsaufgaben überhäuft. Mit der kostbaren Zeit der Wissenschaftler wird nicht hinreichend sparsam umgegangen.
- ... über befristete Stellen in der Qualifizierungsphase und mangelnde Klarheit der Karriereverläufe. Das Wissenschaftszeitvertragsgesetz – welches Monstrum von Wort – wird zurecht kritisiert: Erstens ist es unsachgemäß, eine solche Regelung bundesweit und über alle Fächer hinweg zu treffen. Zum Zweiten: Statt die Vertragsdauer festzulegen und damit am Symptom zu kurieren, wäre es angebracht, an den Ursachen dafür anzusetzen, die staatlich gesetzt sind und dazu führen, dass sich zu viele zu lange Hoffnungen auf eine Dauerstelle machen. Die Gründe sind die mangelnde Grundfinanzierung, die Tendenz zur Projektförderung und der Druck, Drittmittel nachzuweisen.
- ... über standardisierte Anforderungen, die denjenigen benachteiligen, der vor allem seiner Neugier folgen und sich in der Lehre oder in der Forschung auf unvorhersehbares Terrain wagen will. Diese Wirkung ist der Art und Weise geschuldet, wie das New Public Management angewendet wird. Quantitative Indikatoren geben plausible Informationen zu wissenschaftlichen Leistungen, sind jedoch von der hierarchischen Steuerung einzelner Akteure eindeutig zu trennen, wie es die ihr zugrundeliegende Theorie des „Management by Objectives“ von Peter Drucker (1954) fordert. Solche Indikatoren mögen es erlauben, große Institutionen wie eine Universität einigermaßen zutreffend zu beurteilen; für die Beurteilung eines Forschers und seiner Arbeit ebnen sie zu sehr die Unterschiede ein. Für die Prognose, was ein Wissenschaftler in Forschung und Lehre leisten wird, spielen viele andere Kriterien, auch persönliche Qualitäten, eine wichtigere Rolle. Solche Entscheidungen bedürfen minimaler normativer Vorgaben; sie erfordern persönlich verantwortete Urteile, die auf der konkreten Kenntnis der Person und ihrer Arbeit beruhen.
- ... über die Regelungsdichte. Insbesondere die Projekt- und Programmforschung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), gesteuert durch Projektträger, engt das Ermessen vor Ort unnötig ein und behindert damit wissenschaftsdienliches Verhalten der Verwaltung. Diese Art hierarchischer Verwaltung steht im Widerspruch zu den komplexen, unvorhersehbaren Situationen der wissenschaftlichen Arbeit, d.h. zu Serendipity bzw. zur Suche nach dem bisher Unerkannten (Merton/Barber 2004).

Bei all diesen Klagen wird natürlich der Verwaltung die Schuld gegeben. Diese verweist auf die Politik, die Politik auf die unvermeidlichen Kompromisse im kooperativen Föderalismus. Oder es wird auf den Rechnungshof verwiesen. Die Projektträger verstecken sich hinter den Regeln, die mit dem Ministerium vereinbart worden sind. Eigentlich ist niemand schuld oder dazu in der Lage, etwas grundsätzlich zu ändern. Tatsächlich weisen die Klagen auf systemische Probleme hin.

2. Die Gegnerschaft

Eines dieser Probleme ist ein konzeptionelles: das Verständnis von Wissenschaftsfreiheit. Es produziert eine Gegnerschaft zwischen Wissenschaftlern und Verwaltern, die wenig mit der täglichen Arbeit zu tun hat. Normalerweise überschneiden sich beide Aspekte ständig, auch wenn im Prinzip beide Seiten ihrer jeweiligen Eigenlogik folgen.

Das heutige Verständnis von Wissenschaftsfreiheit, das dieser Gegnerschaft zugrunde liegt, beruht auf der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum niedersächsischen Vorschaltgesetz von vor 50 Jahren (BVerfGE 35, 79). Dessen Interpretation von Art. 5 Abs. 3 des Grundgesetzes war einer spezifischen Situation geschuldet, wurde aber für die Wissenschaftsverwaltung allgemein von fortdauernder Bedeutung. Aus dem individuellen Abwehrrecht der Wissenschaftsfreiheit wurde eine institutionelle Garantie, die im Wesentlichen zum Privileg der Mehrheit der gewählten Vertreter der Professoren in den Hochschulgremien wurde.

In jüngerer Zeit hat das Bundesverfassungsgericht dieses Vorrecht auf Verwaltungsentscheidungen ausgedehnt (BVerfGE 136, 338), die wie das Budget sich auf die Wissenschaft auswirken, also die meisten Entscheidungen einer Universität. So kam es zu dem Grundsatz der Verwaltung: Entscheidungen über Wissenschaft dürfen nur von Wissenschaftlern getroffen werden. Folglich kann die Verwaltung ihre Vorstellungen nur indirekt mit den ihr eigenen Mitteln (Finanzen, Organisation und Verfahren) durchsetzen. Ihr Vorteil dabei: Sie ist des Nachdenkens über die Inhalte entbunden und vor dem Vorwurf gefeit, sie beurteile Wissenschaft ohne die notwendige Kompetenz. Der Nachteil: Die Verwalter werden nicht mehr dazu motiviert, sich mit dem Objekt ihres Handelns, der Wissenschaft, vertraut zu machen, um sich mit den Wissenschaftlern darüber auseinanderzusetzen zu können.

Die durch den so verstandenen Begriff der Wissenschaftsfreiheit nahegelegte Gegnerschaft von Wissenschaft und Verwaltung schafft eine Scheinwelt. Tatsächlich haben Wissenschaftsverwalter, ob sie nun Professoren oder Verwaltungsmitarbeiter sind, immer beide Seiten zu bedenken

und könnten eigentlich dieses Kriegsbeil begraben. Die Spiegelfechterei unter dem Banner der Wissenschaftsfreiheit ist unnötig und beeinträchtigt die notwendige kooperative Haltung. Die Wissenschaftsfreiheit ist Teil der demokratischen Ordnung des Staates. Staat und Universität haben im Dienste des Gemeinwohls zusammenzuwirken, wenn auch von unterschiedlichen Standpunkten aus. Die Freiheit der Wissenschaftler und ihrer Institutionen muss mit der Politik, die vom Parlament und von der Regierung ausgeht, zum Ausgleich gebracht werden. Diese Vermittlung ist umso sachgerechter, je mehr sie innerhalb der wissenschaftlichen Institutionen ausgeübt wird, und zwar von Personen, die selbst wissenschaftliche Erfahrungen gemacht haben. Systeme von Wissenschaft und Forschung, die so die Hochschulen und die Wissenschaftler ins Zentrum stellen, sind besonders erfolgreich. In Europa ist die Schweiz das beste Beispiel dafür.

3. Die Mittler zwischen Staat und Hochschulen

Die einzelnen Probleme lassen sich in Systemen, die den Föderalismus und das Subsidiaritätsprinzip ernst nehmen, wissenschaftsnäher lösen. Neben den zentralen Akteuren, den Hochschulen, gibt es in solchen Systemen vermittelnde Instanzen ähnlich wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die auf Kompromisse mit der Politik angelegt sind und zugleich, so wie Stiftungen oder der European Research Council (ERC), durch ihre überregionalen Kriterien eine zusätzliche Qualität in die Hochschulen hineinragen. Die Projekte und Programme des BMBF (oder anderer Ministerien oder der EU-Kommission) dagegen sind so politiknah, dass sie diese Vermittlungsfunktion nicht hinreichend wissenschaftsdienlich erfüllen. Das Schweizer Beispiel macht plausibel, wie vorteilhaft es ist, das System dezentral und das heißt vor allem hochschulzentriert zu gestalten.

Eine genauere Betrachtung des Schweizer Systems von Wissenschaft und Forschung zeigt, dass dessen Erfolg vor allem auf der besonderen Art des Schweizer Föderalismus beruht. An sich gleichen die wissenschaftlichen Strukturen und Institutionen den deutschen weitgehend. Erst wenn man sich fragt, auf welcher Ebene und in welchen Formen der Beteiligung die Entscheidungen fallen, werden die Unterschiede sichtbar. Die Schweiz hat dem Staat, insbesondere dem Bund, Kompetenzen nur insoweit übertragen, als dies für jedermann einsichtig war. Andernfalls droht eine Volksabstimmung, Initiativen, die dem Bund zusätzliche Kompetenzen übertragen sollen, zu Fall zu bringen. Diese Gefahr hat zur Folge, dass das Subsidiaritätsprinzip tatsächlich gilt und die Haltung aller Beteiligten bestimmt.

Ein eklatantes Beispiel für diesen tieferen Grund für den Unterschied der Systeme ist die Projektförderung. Die Schweiz ist eindeutig Weltmeister, wenn es darum geht, wie wenig die Zentralregierung über Forschungsprojekte selbst entscheiden kann. Der Bund ist nur für weniger als ein Prozent der Ausgaben für Forschung und Entwicklung verantwortlich (Schweizer Bundesamt für Statistik 2022, Tabelle G 201), im Gegensatz zu Deutschland mit 15 Prozent (Stifterverband Wissenschaftsstatistik 2023, Tabelle 1.2). Im Bereich Forschung stehen nach einer mündlichen Auskunft dem dafür zuständigen Staatsekretariat für eigene Projekte nur ca. 17 Mio. CHF pro Jahr zur Verfügung. Hauptsächlich werden die Mittel des Staatssekretariats für das Forschungsinstitut für landwirtschaftliche Entwicklung (Agroscope) ausgegeben. Nationale Forschungsprojekte und -programme werden im Wesentlichen vom Schweizer Nationalfonds verwaltet.

Der Schweizer Föderalismus lässt sich allerdings nicht einfach kopieren. Er beruht auf Verfahren und Mentalitäten, die sich historisch herausgebildet haben. Seine Wirkungen können aber durch die Verlagerung von Kompetenzen auf die Hochschulen und mit Hilfe von deutschen Institutionen wie der DFG verfolgt werden, sie vermittelt dem Schweizer Nationalfonds vergleichbar zwischen den Hochschulen und der Politik und urteilt zugleich wissenschaftsnah. Das soll übrigens nicht heißen, dass diese vermittelnden Institutionen nicht verbessert werden könnten. Die einen sind zu sehr vom Ministerium abhängig, die anderen von den disziplinären Strukturen, ein anderes Thema, für das hier nicht der Raum ist. Entscheidend wäre allerdings, dass die Bundesländer finanziell in die Lage versetzt werden, ihre Hochschulen wie in der Schweiz auskömmlich auszustatten.

Eine solche strukturelle Veränderung impliziert, dass die Projektfinanzierung des Bundes und seine Ressortforschung entschieden abgebaut und weitgehend der DFG und anderen Mittlerorganisationen übertragen werden. Wenn Kooperation statt Gegnerschaft dominant werden und die gemeinnützige Aufgabe im Vordergrund stehen soll, kommt der Mittlerfunktion dieser Einrichtungen eine entscheidende Bedeutung zu, und zwar die der Konkordanz, wie die Schweizer es bezeichnen, wenn die Beteiligten sich auf gemeinsame Ziele verständigen. Als Beleg für diese Einstellung ein Zitat aus der Website des ETH-Rats, dem vermittelnden Gremium zwischen dem Bund und den beiden Bundeshochschulen: „Dass der Forschung Innovation gelingt, dafür gibt es keine Garantie. Der Rat kann bloss versuchen, optimale Bedingungen zu schaffen. Geglückte Forschung basiert immer auch auf Serendipität: auf Zufall, auf dem Entdecken des nicht Gesuchten. Auf diese Herausforderung trifft die Governance des

Rats mehr denn je: Das nicht Steuerbare, den Zufall, zu steuern.“ Aber dazu habe ich ein ganzes Buch geschrieben (Nettelbeck 2021).

4. Die Wunschliste

Was folgt aus meinen Ausführungen praktisch, oder vielmehr utopisch, für das deutsche Hochschul- und Wissenschaftssystem?

1. Eine erneute Föderalismusreform,
 - die die Zuständigkeiten zwischen Bund und Ländern möglichst eindeutig trennt und die Konsensgremien auf das Notwendige beschränkt,
 - die den Ländern die finanziellen Mittel für eine auskömmliche Grundfinanzierung zugesteht (Finanzhilfe oder Finanzausgleich) und
 - die dem Bund erlaubt, statt befristeter Förderung von Exzellenzuniversitäten selbst exzellente Universitäten zu betreiben.
2. Ein sukzessiver Abbau der Projektmittel und -programme des Bundes und eine Verlagerung der Projektförderung auf die Mittlerorganisationen und die Hochschulen.

Literatur

- BVerfGE 35, S. 79, <https://dejure.org/dienste/vernetzung/rechtsprechung?Gericht=BVerfG&Datum=29.05.1973&Aktenzeichen=1%20BvR%20424/71> (5.5.2024)
- BVerfGE 136, 338, https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2014/06/rs20140624_1bvr321707.html (5.5.2024)
- Drucker, Peter F. (1954): The Practice of Management. Harper and Row Publishers, New York und Evanston.
- Merton, Robert K./Elinor Barber (2004): The Travels and Adventures of Serendipity: A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science. Princeton University Press, Princeton.
- Nettelbeck, Joachim (2021): Serendipity und Planen. Zum reflexiven Verwalten von Wissenschaft und Gestalten ihrer Institutionen, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld.
- Schweizer Bundesamt für Statistik (2022): Forschung und Innovation in der Schweiz, Zwischenbericht 2022. [https://www.sbsi.admin.ch/sbsi/de/home/forschung-und-innovation/in-der-schweiz/f-und-i-bericht.html](https://www.sbsi.admin.ch/sbsi/de/home/forschung-und-innovation/forschung-und-innovation-in-der-schweiz/f-und-i-bericht.html) (5.5.2024)
- Stifterverband Wissenschaftsstatistik (2023): Zahlenwerk 2023: Forschung und Entwicklung. SV Wissenschaftsstatistik, Essen. https://www.stifterverband.org/sites/default/files/2023-07/zahlenwerk_2023.pdf (5.5.2024)

Evidenzinformierte Hochschulentwicklung

Thesen und Impulse aus der Transfer- und Verwendungsforschung

Antje Wegner

Berlin

Christoph Thiedig

Berlin

Kerstin Janson

Bremen

René Krempkow

Berlin

In der deutschen Hochschulforschung besteht ein ausgeprägtes Problembe-wusstsein dafür, dass die Übersetzung von Evidenz in praktisches Gestaltungshandeln häufig mit Schwierigkeiten behaftet ist und Kommunikation eine we-sentliche Rolle spielt, diese zu überwin-den.¹ Dennoch betreibt sie bislang kaum eine systematische Ursachenforschung. Dies zeigt sich erstens in der sehr be-grenzten Zahl empirischer Untersuchun-gen zum deutschen Hochschul- und For-schungssektor, die sich auf die Nutzung

von Absolvent:innenstudien (Falk 2018; Janson 2014), die Wirkung des hochschulischen Qualitätsmanagements (Ansmann/Seyfried 2018; Seyfried et al. 2019) und den Umgang mit Forschungsevaluationen (Glässer/von Stuckrad 2014) konzentrieren. Zweitens bleibt das Erklärungspotential der zahlreichen Studien, Konzepte und Modelle aus der Transfer-, Evaluations- und Verwendungsforschung weitestgehend ungenutzt.

Diesen empirischen und konzeptuellen Desideraten widmen wir uns im Rahmen des Projektes „Bedingungskonstellationen für die Nutzung befragungs- und prozessbasierter Daten in der Hochschulentwicklung“ (NuDHe).² Anhand empirischer Fallstudien an deutschen Hochschulen untersuchen wir, unter welchen Bedingungen Befragungs- und Prozessda-taten in der Hochschulentwicklung verwendet werden. Dabei fokussieren wir auf die Evidenznutzung in den Arbeitsbereichen „Qualität in der Leh-re“ und „Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“.

¹ vgl. die Beiträge in der Ausgabe 3/2017 der Zeitschrift „Wissenschaftsmanagement“

² Förderkennzeichen: 16WIT008, weitere Informationen zum Projekt sind auf der Webseite <https://nudhe.dzhw.eu/> zu finden.

Den Ausgangspunkt dieses Projektes bildete die Sichtung konzeptueller Ansätze, anhand derer erklärt werden kann, unter welchen Bedingungen Akteur:innen an Hochschulen Evidenz nutzen und in welcher Form diese in Entscheidungen und Gestaltungshandeln einfließt. Weiterhin haben wir in einem *Scoping Review* systematisch 77 zwischen 2010 und 2022 veröffentlichte nationale und internationale Studien erfasst, die sich empirisch mit Einflussfaktoren der Evidenznutzung in Hochschulen, Forschungseinrichtungen sowie der Wissenschafts- und Hochschulpolitik beschäftigen und damit Aufschluss über sektorspezifische Erklärungsmuster geben können (zum Vorgehen ausführlicher Wegner/Thiedig 2023).

In diesem Beitrag formulieren wir Thesen dazu, welche Faktoren entscheidend zur Nutzung von Evidenz³ und damit auch zu evidenzinformiertem Gestaltungshandeln an Hochschulen beitragen könnten. Unsere Thesen fußen auf einschlägigen konzeptuellen Ansätzen bzw. Überblicksarbeiten der Transfer-, Evaluations- und Bildungsforschung (exemplarisch Isett/Hicks 2020; Johnson et al. 2009; Rickinson et al. 2022) sowie empirischen Studien, die überwiegend – aber nicht ausschließlich – im Rahmen des oben erwähnten *Scoping Reviews* identifiziert wurden. Diese Thesen sind leitend für die noch ausstehende Auswertung der im Projekt NuDHe durchgeführten Fallstudien. Aufgrund der breiten empirischen Grundlage bieten sie zugleich einen guten Ausgangspunkt, um erste Ansatzpunkte zur Verbesserung des systeminternen Transfers herauszuarbeiten.

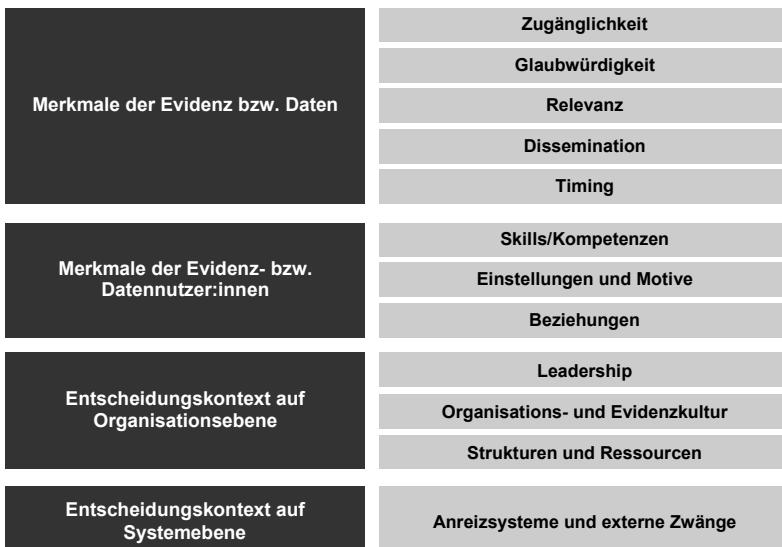
1. Kritische Eingriffspunkte für evidenzinformiertes Gestaltungshandeln an Hochschulen

Die Übersetzung und Berücksichtigung von Evidenz in Gestaltungshandeln wird in verschiedenen Anwendungsbereichen wie der Politik, dem Gesundheitssektor und jüngst auch verstärkt im Bildungswesen untersucht. Diese Forschung bietet wichtige Denkanstöße für den Hochschulsektor, auch wenn das Verständnis von Evidenz und den methodologischen Anforderungen an diese sektorspezifisch variiert, Nutzungskontexte unterschiedlich ausgestaltet und institutionalisiert sind und sich die professionelle Autonomie der Nutzer:innen zwischen Handlungsfeldern stark unterscheidet (Boaz et al. 2019; Nutley et al. 2007; Rickinson et al. 2021).

³ Als Evidenz verstehen wir jegliche Arten von systematisch erhobenen, objektiven und expliziten Informationen und Daten. Dies schließt sowohl institutioneneigene sowie mit oder von wissenschaftlichen Partner:innen erhobene Prozess- und Befragungsdaten als auch wissenschaftliche Evidenz und Daten in bereits verarbeiteter Form von Publikationen, Berichten und Datenbanken ein.

Obwohl die Studien, Modelle und Konzepte ihren Ursprung in unterschiedlichen Forschungssträngen haben, weisen sie einen bemerkenswerten Konsens mit Blick auf begünstigende und hinderliche Faktoren für das Gelingen von Transfer und die Nutzung von Evidenz auf. Diese Faktoren sind in Übersicht 1 überblicksartig dargestellt.

Übersicht 1: Einflussfaktoren der Evidenznutzung



Quelle: Grundlage der Kategorien zu den Einflussfaktoren der Evidenznutzung bildet eine Synthese aus Johnson et al. (2009), Isett/Hicks (2020) und Rickinson et al. (2022) als Übersichtsarbeiten im Forschungsfeld; eigene Darstellung.

Für unsere Thesen sind vor allem zwei Aspekte relevant:

- Erstens wird die Nutzung von Evidenz als voraussetzungsvoll beschrieben, da sie sowohl durch die Qualität der Evidenz, individuelle Faktoren wie Skills, Motive und Beziehungen, als auch organisationale und systemische Faktoren beeinflusst wird und situativ verortet, d.h. in konkrete Entscheidungssituationen eingebettet ist (für einen Überblick Isett/Hicks 2020; Johnson et al. 2009; Rickinson et al. 2021, 2022). Die Nutzung von Evidenz wird also auf unterschiedlichen Analyse- und Handlungsebenen beeinflusst.
- Zweitens verstehen wir in Anlehnung an einschlägige Konzepte (Knott/Wildavsky 1980; Nutley et al. 2007: 46 ff.) die Evidenznutzung als Prozess, dessen Stadien idealtypisch auf einem Kontinuum von der

Wahrnehmung über die Referenzierung von Evidenz bis zu deren Umsetzung in konkretes Handeln bzw. Maßnahmen beschrieben werden können. Der Übergang zwischen diesen Stadien wird in der Theorie (Mark/Henry 2004) durch komplexe Wirkmechanismen beschrieben, die bisher nur selten empirisch untersucht wurden (z.B. Landry et al. 2001).

In unserem Literaturreview möchten wir sichtbar machen, auf welchen Handlungsebenen die Evidenznutzung an Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen adressiert werden kann, welche Wechselwirkungen ggf. zwischen diesen bestehen und in welchen Stadien der Evidenznutzung sie ihre Wirkung entfalten. Diese Erkenntnisse fassen wir jeweils am Ende der Unterkapitel in Form von Thesen zusammen. Aufgrund des begrenzten Umfangs dieses Beitrags beschränken sich unsere Thesen auf eine *exemplarische* Auswahl datenseitiger, organisationaler und systemischer Zusammenhänge. Abschließend leiten wir aus diesen Befunden Ansatzpunkte zur Unterstützung des evidenzinformierten Gestaltungshandelns im Hochschulmanagement sowie der Kooperation mit Akteur:innen der Hochschulforschung ab.

2. Merkmale der Evidenz

2.1. Zugänglichkeit, Glaubwürdigkeit, Relevanz

Eine grundlegende Voraussetzung für die Nutzung von Evidenz ist ihre Zugänglichkeit (Oliver et al. 2014). Diese Faktoren werden in 32 von 77 Studien aus unserem *Scoping Review* behandelt.

Im Hochschulbereich werden sie vor allem mit Blick auf die einrichtungsinterne Organisation der Datenhaltung thematisiert: Liegen Daten an Hochschulen stark verteilt, in „Silos“ oder in Papierform vor, erschwert oder verhindert dies die Nutzung (Mahrooeian/Daniel 2021). Auch veraltete Software, unterschiedliche Datenbanksysteme, „territoriales“ Verhalten beim Teilen von Daten oder mangelnde (Personal-)Ressourcen können die Zugänglichkeit beschränken (Bolhuis et al. 2016; Taylor 2020).

Fehlt der Zugang zu ergänzenden Datenbeständen wie Mikrodaten oder qualitativen Daten für die Kontextualisierung quantitativer Befunde, wird dies ebenfalls als Barriere für die Nutzung beschrieben (Mokher et al. 2020; Mountford-Zimdars/Moore 2020). Umgekehrt fördern abteilungsübergreifende Datenbanken und ein breites Datenangebot die Nutzung (Torii/Okada 2017). Eine Verbesserung der Evidenznutzung stellt

sich in dieser Literatur somit zunächst als *organisationales* Problem einer (zu verbessernden) Datenhaltung dar (siehe auch Kapitel 3).

Liegt Evidenz vor, werden ihre Relevanz und Glaubwürdigkeit sektorübergreifend als wichtige Faktoren für eine Nutzung thematisiert (siehe überblicksartig Isett/Hicks 2020; Johnson et al. 2009; Oliver et al. 2014). Relevanz wird dabei vor allem durch die Passfähigkeit der Evidenz zum lokalen Anwendungskontext (Isett/Hicks 2020), die Verknüpfung mit lokalem Erfahrungswissen (Oliver et al. 2014: 8; Rickinson et al. 2021; Boaz et al. 2019: 370) sowie durch das richtige *Timing* (Feinstein 2002) hergestellt. Im Hochschulbereich erfüllen einrichtungsinterne Daten diese Kriterien tendenziell leichter als externe Daten (Seyfried/Pohlenz 2014; Wassmer/Probst 2019) oder wissenschaftliche Evidenz (Hollands/Escueta 2020). Externe Daten können allerdings Vergleichs- und Benchmarkingmöglichkeiten eröffnen, die eine Nutzung befördern (Janson 2015; Wassmer/Probst 2019).

Die Glaubwürdigkeit der Evidenz wird sowohl für die Herstellung von Relevanz (Feinstein 2002) als auch für die Nutzung selbst als wichtiger Faktor beschrieben (Isett/Hicks 2020). 35 von 77 Studien aus unserem *Scoping Review* thematisieren diesen Faktor, darunter vor allem Arbeiten zur Evidenznutzung im Hochschulsektor. Die wahrgenommene Qualität ist dabei ein zentraler Aspekt der Glaubwürdigkeit: unklare Begrifflichkeiten, niedrige Rücklaufquoten, methodische Schwächen, ungeeignete Indikatoren (Arnold et al. 2019) oder Inkonsistenzen mit anderen Datenbeständen (McCoy/Rosenbaum 2019) wirken sich schnell negativ auf das Vertrauen in die Evidenz aus und führen zu Nicht-Nutzung.

Die Glaubwürdigkeit und Relevanz von Evidenz können auch durch Mechanismen hergestellt werden (Feinstein 2002; Mark/Henry 2004), die mitunter wichtiger sind als die methodische Stärke und Zuverlässigkeit der Datenbasis selbst. Studien zur Evidenznutzung in der Politik und im Bildungsbereich weisen darauf hin, dass insbesondere Nutzer:innen ohne methodisches Spezialwissen die Glaubwürdigkeit von Evidenz anhand der Reputation evidenzproduzierender Einrichtungen bzw. des Status individueller Expert:innen bewerten (Isett/Hicks 2020; Mohajerzad et al. 2021). Dementsprechend wird der Herstellung von Vertrauen durch eine formalisierte oder langfristige Zusammenarbeit zwischen Evidenznutzer:innen und -produzent:innen in diesen Feldern eine große Bedeutung für die Herstellung von Glaubwürdigkeit beigemessen (Rickinson/Edwards 2021).

Für die Evidenznutzung an Hochschulen ist die Bedeutung und Wirkung dieser Vertrauensbildung deutlich schlechter untersucht, da sich viele Studien mit hochschulinternen Datenbeständen beschäftigen und die

Merkmale externer Evidenzproduzent:innen damit irrelevant sind. Vereinzelt weisen Studien darauf hin, dass externe Evidenz vor allem dann als legitim wahrgenommen wird, wenn sie unter Beteiligung wissenschaftlicher Fachgemeinschaften, z.B. in Begutachtungsverfahren, generiert wurde (Gläser et al. 2010). Externe Daten, z.B. amtliche Statistiken, genießen ebenfalls einen Vertrauensvorschuss, werden aber internen Plausibilitäts- und Praxistests an lokalen Datenbeständen und Praxiserfahrungen unterzogen.

Aufbauend auf dem Forschungsstand formulieren wir folgende Thesen:

- (1) Glaubwürdigkeit und Relevanz sind nicht allein durch die methodische Qualität der Evidenz determiniert, sondern werden zusätzlich durch die lokale Kontextualisierung mit anderen Quellen (auch Praxiserfahrungen) sowie die wahrgenommene Glaubwürdigkeit der Evidenzproduzent:innen konstruiert.
- (2) Die Etablierung einer (langfristigen) Zusammenarbeit zwischen Evidenzproduzent:innen und -nutzer:innen fördert die Glaubwürdigkeit.

Erkenntnisse aus der Evaluationsforschung legen zudem nahe, dass die Glaubwürdigkeit und Relevanz notwendig, aber nicht hinreichend für die Nutzung von Evidenz im Rahmen von aktivem Gestaltungshandeln sind. Für die Nutzung sei zusätzlich die Dissemination bzw. die Einbindung der beteiligten *Stakeholder* von großer Bedeutung (Feinstein 2002; Johnson et al. 2009: 384). Dies wird im folgenden Abschnitt diskutiert.

2.2. Rolle der Dissemination

Dissemination ist die Grundlage für die weitere Wahrnehmung und Nutzung und stellt sowohl im Wissensmanagement als auch in verschiedenen Modellen der Wissensnutzung die erste Stufe in einer prozessorientierten Darstellung dar (vgl. Knott/Wildavsky 1980; Landry et al. 2001). In 30 der 77 betrachteten Studien des *Scoping Reviews* wurde dieser Faktor aufgegriffen. Das Konzept umfasst quantitative Aspekte wie die Häufigkeit und Breite der Ergebniskommunikation genauso wie qualitative Aspekte wie Zugänglichkeit, zielgruppengerechte Formate und die Art der ausgesprochenen Handlungsempfehlungen und wird bei Johnson et al. (2009) mit dem Begriff der *Kommunikationsqualität* zusammengefasst.

Kommunikations- und Disseminationsmaßnahmen tragen zur erfolgreichen Vermittlung von Evidenz bei. Auch für den Hochschulsektor bestätigen Studien: Werden Daten oder Ergebnisse über mehrere Dissemina-

tionsformate und -kanäle (parallel) kommuniziert, führt dies zu einer erhöhten Wahrnehmung von Evidenz (vgl. Bober/Bartlett 2004; Janson 2014). Ohne den Einbezug weiterer Faktoren zeigt die Anzahl der Disseminationsformen allein aber nur geringe Effekte auf die spätere Verwendung und praktische Umsetzung der Evidenz (Landry et al. 2001).

In Anlehnung an diese Befunde und eine Metastudie (Langer et al. 2016) gehen wir davon aus, dass allein die intensivere Nutzung von Disseminationsformaten nicht hinreichend für den Einbezug von Befragungs- und Prozessdaten in hochschulische Gestaltungsprozesse ist. Um die Motivation der Rezipient:innen für ihre Nutzung zu erhöhen, spielen zusätzlich qualitative Aspekte wie eine zielgruppengerichtete Kommunikation, die Art der Beziehung und die Einbindung der *Stakeholder* eine wichtige Rolle. Die Metastudie von Johnson et al. (2009) weist darauf hin, dass die Einbindung von Stakeholdern zu deren stärkerem Commitment führt und die positive Wirkung einer zielgruppengerechten Dissemination verstärkt.

Im *Scoping Review* finden wir positive Effekte von direkter Kommunikation, Gesprächen und der Diskussion der Ergebnisse mit relevanten Stakeholdergruppen auf die Wahrnehmung und Nutzung von Ergebnissen (Benson/Trower 2012; Jankowski 2012; Landry et al. 2001). Eine zielgruppengerechte Kommunikation umfasst nach Probst et al. (2006: 180f.): Einfachheit („easy to use“), Zeitgerechtigkeit („just in time“) sowie Anschlussfähigkeit („ready to connect“).

Diese Aspekte stellen auch bei Landry et al. (2001) unter dem Begriff des „users‘ context“ einen wesentlichen positiven Einflussfaktor dar. Einfachheit und Lesbarkeit auch für nicht datenaffine Gruppen werden auch von Mandinach (2012) und Hora et al. (2014) sowie Gándara (2019) als Erfolgsfaktoren betont. Die Darstellung sollte sich an der für die Gruppe passenden Fragestellung orientieren (Borch et al. 2022) und nicht die gesamte Bandbreite der möglichen Datenauswertungen und Interpretationen abdecken.

Zur Dissemination als Einflussfaktor der Evidenznutzung formulieren wir deshalb folgende Thesen:

- (1) Intensivere Dissemination kann zu einer besseren Wahrnehmung von Ergebnissen führen, ist allein aber nicht ausreichend dafür, dass aus der Nutzung ein Einfluss auf Entscheidungen oder Maßnahmen folgt.
- (2) Dissemination wirkt positiv auf die Nutzung, wenn qualitative Aspekte wie Zielgruppenorientierung und Involvierung der Stakeholdergruppen berücksichtigt werden.
- (3) Wird Dissemination als prozessbegleitender Schritt zur Vorbereitung, Durchführung und Auswertung einer Datenerhebung umgesetzt, steigt

damit auch das Commitment der Stakeholder und die Wahrscheinlichkeit für die erfolgreiche Umsetzung in Gestaltungshandeln.

3. Organisationale Rahmenbedingungen der Evidenznutzung: Leadership, Strukturen, Prozesse

Sowohl aktuelle Metastudien zum Bildungssektor (Rickinson et al. 2021) als auch mehr als die Hälfte der im *Scoping Review* gesichteten Studien analysieren Einflussfaktoren der Evidenznutzung auf der Organisationsebene.⁴ Insbesondere folgende Faktoren würden unterstützend auf die Nutzung von Evidenz wirken und werden nachfolgend diskutiert: *Leadership*, die (Evidenz-)Kultur, Organisationsstrukturen sowie Prozesse (Rickinson et al. 2022: 143 f.). Darüber hinaus thematisieren Studien die negativen Auswirkungen beschränkter finanzieller, personeller, zeitlicher und infrastruktureller Ressourcen (exemplarisch Dalal 2019; Janson 2015; Rabovsky 2014), die aufgrund des begrenzten Umfangs des Beitrags nicht ausführlicher diskutiert werden.

3.1. Leadership

Im Verständnis der organisationalen Rahmenbedingungen der Evidenznutzung nimmt das Konzept der *Leadership* in vielen Studien eine Schlüsselstellung ein und ist eng mit der Organisationskultur verwoben. *Leadership* manifestiert sich in Aktivitäten, die dazu dienen, eine geteilte Vision bzw. organisationale Zielstellung zu entwickeln, Personen und Ressourcen zu mobilisieren und ein gemeinsames *Commitment* aufrecht zu erhalten, um diese Ziele auch zu erreichen (Battilana et al. 2009: 78; Rickinson et al. 2022: 142). Führungspersonen können dazu beitragen, dass nicht nur ein intensiver Austausch über Evidenz stattfindet, sondern evidenzinformed Praktiken in Form einer Organisationskultur internalisiert werden (Mols et al. 2020).

Zusammenhänge zwischen *Leadership* und der Nutzung von Evidenz wurden in verschiedenen empirischen Studien zum Wissenschafts- und Hochschulsektor untersucht und belegt (Benson/Trower 2012; Chen 2020; Peck/McDonald 2013; Sá/Hamlin 2015; Seyfried et al. 2019; Seyfried/Pohlenz 2018). Für das Qualitätsmanagement in der Lehre an deutschen Hochschulen haben Seyfried, Ansmann und Pohlenz (2019) gezeigt, dass

⁴ 46 der 77 Studien thematisierten *Leadership* und Organisationskultur als Einflussfaktoren und 42 der Studien die Organisationsstruktur, Infrastruktur und/oder die Ressourcenausstattung.

ausgeprägtes institutionelles Unternehmertum stark damit korreliert, dass Ergebnisse des Qualitätsmanagements auch Handlungsrelevanz entfalten.

Mit Blick auf die konkreten Wirkungsweisen von *Leadership* verweisen Studien darauf, dass Führungspersonen Spannungen zwischen Teams und Organisationseinheiten überbrücken können, indem sie auf gemeinsame Zielvorstellungen verweisen (Sá/Hamlin 2015) sowie Strukturen und Rollenmodelle schaffen und darüber eine Kultur der Evidenznutzung prägen (Bolhuis et al. 2016; Dalal 2019). Inwiefern Führungspersonen die Evidenzkultur einer Organisation prägen, korreliert häufig mit ihren Werten, dem professionellen Hintergrund und der Berufserfahrung (Chen 2020; Rabovsky 2014; Sá/Hamlin 2015).

Ausgehend vom Forschungstand formulieren wir die These, dass Evidenz häufiger in Gestaltungshandeln übersetzt wird, wenn

- Führungspersonen die Datennutzung zu konkreten organisationsspezifischen Zielen in Bezug setzen,
- die Nutzung von Evidenz nicht auf die Erfüllung formaler Berichtspflichten reduziert wird und
- an der Hochschule eine Kultur der regelmäßigen Nutzung von Evidenz etabliert ist.

3.2. *Organisationsstrukturen*

An Hochschulen sind verschiedene Organisationseinheiten mit der Nutzung von Daten in den von uns betrachteten Anwendungsfeldern „Qualität in der Lehre“ und „Nachwuchsförderung“ betraut. Dazu gehören neben dem Qualitätsmanagement und Graduiertenzentren vor allem verschiedene Stabsstellen und Organisationseinheiten mit Zuständigkeiten für das akademische Berichtswesen und *Controlling*, die Organisationsentwicklung oder die strategische Nachwuchsförderung. Analog zum *Institutional Research* im angelsächsischen Raum (Hawkins/Bailey 2020) vermuten wir, dass solche (zentralen) Organisationseinheiten eine Katalysatorfunktion für die Datennutzung entfalten, weil sie im Rahmen ihres formalen Auftrags (1) über den Zugang zu Daten verfügen oder diesen sogar als zentrale *Gatekeeper* in einem Befragungsmanagement hochschulweit moderieren, (2) mit Ressourcen zur Erfüllung dieses Auftrages ausgestattet sind und (3) auch Daten- und Interpretationskompetenz vorhalten.

Studien legen nahe, dass eine solche Katalysatorwirkung durch das gelebte Selbstverständnis bzw. die Evidenzkultur, die strukturelle Anbindung der jeweiligen Organisationseinheit und nicht zuletzt ihre Ressourcenausstattung moderiert wird. So bewegt sich das Selbstverständnis von

Organisationseinheiten bzw. der in ihnen Tätigen in einem Kontinuum, das auf der einen Seite primär auf die Erfüllung rechtlich geforderter Berichtspflichten und die Regeleinhaltung orientiert ist und auf der anderen Seite einem Selbstverständnis als „Problemlöser“ folgt, der frühzeitig sich anbahrende Probleme erkennt, deren mögliche Ursachen empirisch untersucht und daraus erfolgversprechende Problemlösungsvorschläge gemeinsam mit Betroffenen erarbeiten will (Krempkow et al. 2023).

Praxisberichte und Studien zeigen auf, dass es in der Ausgestaltung der Strukturen und Organisationsformen primär darum geht, „Silodenken“ zu überwinden, also die Datennutzung zwischen Organisationseinheiten zu koordinieren (Dalal 2019; Rorison/Voight 2016). Konkrete Organisationsmodelle wie die Implementierung als Stabsstelle, (Hochschul-)Verwaltungseinheit oder zentrale Einrichtung scheinen – zumindest für das Qualitätsmanagement im deutschen Kontext – weniger relevant für das Selbstverständnis der Organisationseinheit als aufgrund organisationstheoretischer Annahmen zu vermuten wäre (Ansmann et al. 2017). Eine Zentralisierung von Aufgaben wird eher mit Blick auf die Datenhaltung förderlich gesehen (Mahrooeian/Daniel 2021; Mountford-Zimdars/Moore 2020), jedoch nicht zwangsläufig auch für die weitere Analyse und Verwendung.

Erfahrungsberichte aus US-amerikanischen Hochschulen argumentieren dafür, Datennutzungsaktivitäten breit in den Hochschulen zu verankern und nicht nur auf einzelne Teams oder *Institutional-Research-Einheiten* zu beschränken, um einen ganzheitlicheren Zugang zu den Daten und der Beantwortung der zugrundeliegenden Fragen zu finden (Dalal 2019; Rorison/Voight 2016). Auch halten Hochschulen die mit der Analyse betrauten Teams mitunter bewusst unabhängig, um eine Beeinflussung zu vermeiden, binden diese aber als Datenexpert:innen in relevante Gespräche ein (Dalal 2019). Für den deutschen Kontext zeigt die Erfahrung aus der Implementierung von Absolvent:innenstudien, dass die dezentrale Verankerung von Verantwortlichkeiten vorteilhaft für die Anschlussfähigkeit an die Fachkulturen ist und bestenfalls mit einer zentralen Koordinationsstelle kombiniert werden sollte (Janson 2014).

Wir formulieren deshalb die These, dass über die Organisationsstruktur förderliche Rahmenbedingungen für die Nutzung von Evidenz geschaffen werden können, indem

- die Datenhaltung koordiniert in zentraler Form erfolgt,
- die Mobilisierung inhaltlicher Expertise für konkrete Fragestellungen über Organisationseinheiten hinweg unterstützt wird und

- institutionalisierte Schnittstellen und Kommunikationswege zu anderen beteiligten Organisationseinheiten, ggf. den Fachbereichen und der Hochschulleitung geschaffen bzw. gepflegt werden.

3.3. Prozesse

In Prozessen und ihrer Ausgestaltung werden weitere Eingriffspunkte dafür gesehen, dass Evidenz und Daten nicht nur wahrgenommen werden, sondern auch in Gestaltungshandeln münden. Über definierte Prozesse und regelmäßige Auswertungsanlässe können bewusst Kommunikationsgelegenheiten zur vertiefenden Auseinandersetzung mit den Daten (wie z.B. in Retreats) und zum Einbezug verschiedener *Stakeholder* geschaffen werden, die langfristig dazu beitragen, eine Evidenzkultur zu etablieren (Peck/McDonald 2013).

Die Grundidee zyklischer Prozesse im Qualitätsmanagement sieht vor, Implikationen und Handlungsoptionen aufzuzeigen und damit auf die Umsetzung in konkretes Handeln vorzubereiten. Im Rahmen des hochschulischen Qualitätsmanagements ist deshalb häufiger zu erwarten, dass aus der Datennutzung auch Gestaltungshandeln folgt. Dieses erfordert, dass Qualitätsregelkreise geschlossen sein sollten, was in der Praxis nicht unbedingt immer der Fall ist (vgl. Beise/Braun 2018). Die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist bisher nur an wenigen deutschen Hochschulen systematisch in ein Qualitätsmanagement eingebunden. Inwiefern sich daraus Unterschiede für die Evidenznutzung ergeben, untersuchen wir in den Fallstudien.

Wir formulieren die These, dass die Einbettung der Evidenznutzung in definierte zyklische oder organisationale Prozesse nicht nur die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Evidenz genutzt wird, sondern auch im Gestaltungshandeln häufiger zu nachweisbaren Resultaten führt.

4. Systemische Faktoren

Sektorübergreifende Metastudien sowie Studien aus dem Bildungssektor betonen, dass die Erhebung und Nutzung von Evidenz zunehmend durch komplexere, systemische Interaktionen und Abhängigkeiten bedingt wird (Rickinson et al. 2022; Boaz et al. 2019). Unser *Scoping Review* zeigt, dass systemische Faktoren und konkrete externe Anreize bislang deutlich sel-

tener als organisatorische Rahmenbedingungen der Evidenznutzung untersucht werden.⁵ Das ist insofern überraschend, als – abhängig vom länderspezifischen Kontext – finanzielle Anreizsysteme und Rechenschaftspflichten im Hochschul- und Wissenschaftssektor an Bedeutung gewonnen haben (Hüther/Krücken 2013; Krempkow 2015; Borch et al. 2022; Jankowski 2012).

Als systemische Einflussfaktoren für die Einrichtung von Organisationseinheiten zum Qualitätsmanagement an Hochschulen in Deutschland wird im Sinne eines *coercive isomorphism* die staatliche Regulierung über Gesetze und Zielvereinbarungen insbesondere auf Ebene der Bundesländer betrachtet (Seyfried et al. 2019). Auch die Orientierung an anderen Hochschulen (*mimetic isomorphism*) sowie die Einbindung in Netzwerke (*normative isomorphism*, ebd.: 123) spielten eine (schwächere) Rolle. Studien aus dem US-Kontext betonen ebenfalls, dass hochschulübergreifende Netzwerke wie Universitätsverbände als intermediäre Organisationen die Verbreitung evidenzinformierter Praktiken fördern können (Kezar 2021).

Vergleichbare Mechanismen eines institutionellen Isomorphismus sind sowohl für das Qualitätsmanagement in Studium und Lehre als auch im Bereich des wissenschaftlichen Nachwuchses zu erwarten. So wurde die anfänglich zum Teil noch skeptisch gesehene Systemakkreditierung zunächst *top-down* (u.a. per Musterrechts- und Landesverordnungen) als Möglichkeit geschaffen, wird aber inzwischen von mehr und mehr Hochschulen wahrgenommen. Auch im Bereich des wissenschaftlichen Nachwuchses wird die Einführung von Qualitätssicherungssystemen in einigen Landeshochschulgesetzen forciert und der Rückgriff auf Daten z.B. für das Monitoring von Gleichstellungsstandards und Diversitätskriterien häufiger eingefordert.

Inwiefern systemisch verankerte Anreizsysteme und Berichtspflichten auch zu einer stärkeren Verankerung evidenzinformierter Praktiken auf Organisationsebene führen, wurde bislang wenig und mit ambivalenten Ergebnissen untersucht. Für die USA und Kanada weisen Hora et al. (2014) einen Zusammenhang zwischen der Einführung der Akkreditierung und einer verstärkten Datenerhebung und -analyse nach. Andererseits können umfassende Berichtsverpflichtungen dazu führen, dass nur wenig oder keine Zeit mehr bleibt, um strategische Projekte und aufwendigere Analysevorhaben zu verfolgen (Whitfield et al. 2019). Ist zudem die Erfüllung externer Anforderungen das einzige Motiv, erfolgt auch die Datenverwendung häufig eher im Sinne von formaler *Compliance*. Sie kann aber

⁵ In 25 von 77 Studien im *Scoping Review* wurden systemische Faktoren codiert.

in Verbindung mit einem Interesse der Hochschulleitung am Qualitätsmanagement und deren Unterstützung bzw. *Leadership* stärker produktiv für die Hochschulentwicklung nutzbar gemacht werden (Seyfried et al. 2019; Seyfried/Pohlenz 2018).

Zur Wirkung systemischer Einflussfaktoren formulieren wir deshalb folgende Thesen:

- (1) Systemische Faktoren und Anreizstrukturen begünstigen indirekt die Nutzung von Evidenz, indem sie die Erhebung von Daten einfordern und die Einführung organisationaler Strukturen und Verfahren an Einrichtungen begünstigen.
- (2) Ihre Wirkung auf die Nutzung von Evidenz für Gestaltungsfragen wird stark durch die Unterstützung der Hochschulleitung und die Evidenzkultur der Hochschule moderiert.

5. Implikationen für das Hochschulmanagement und die Kooperation mit Akteur:innen der Hochschulforschung

Die Analyse vorliegender empirischer Studien verdeutlicht die Verschränkung der Einflussfaktoren: Die Zugänglichkeit von Daten ist i.d.R. (auch) eine Organisationsfrage, die Wirkung zentraler Einheiten (auch) eine Frage der Organisationskultur und von *Leadership* und auch valide und glaubwürdige Daten bedürfen einer adressatengerechten Disseminationsstrategie. Zum Zeitpunkt der Manuskripterstellung lagen noch keine Ergebnisse aus den empirischen Fallstudien unseres Projektes vor. Jedoch lassen sich aus dem Forschungsstand erste Implikationen dazu ableiten, wie die Übersetzung von Evidenz in Gestaltungshandeln im Miteinander von Hochschulmanagement und Hochschulforschung unterstützt werden könnte.

Zur Unterstützung evidenzinformierten Gestaltungshandelns durch das *Hochschulmanagement* lassen sich folgenden Ansatzpunkte ableiten:

- Die „Silohaltung“ von Daten auflösen, auf eine kollaborative Datenkultur hinwirken und diese mit digitalen Infrastrukturen und abteilungsübergreifenden Kommunikationsanlässen unterstützen
- Stärkere Reflexion dazu, wo methodische und inhaltliche (Interpretations-)Kompetenzen an der Hochschule liegen und wie diese zusammengebracht werden können
- Vorhandene Organisationsstrukturen, Schnittstellen und Kommunikationswege zwischen Organisationseinheiten und der Hochschulleitung mit Blick auf Evidenzkultur prüfen

- Breite Datenhaltung etablieren, in der interne und externe Evidenz komplementär verwendet werden kann (interne Evidenz kann passgenauer und schneller verfügbar sein; externe Evidenz ist aufwendiger zu integrieren, kann aber Legitimität und Vergleichsperspektiven bringen)
- Datenqualität sicherstellen, aber dabei auch das *notwendige* Maß für den jeweiligen Verwertungskontext reflektieren

Zur Kooperation von Hochschulforschung und -management lässt sich ableiten:

- Wissenschaftsmanagement (wie auch andere *Stakeholder*) frühzeitig einbeziehen, um ihr *Commitment* zu steigern, die Zielgruppenorientierung und eine prozessorientierte begleitende Dissemination zu sichern
- Gezielte Bewertung und Auswahl der Datenquellen durch das Hochschulmanagement (z.B. durch zentrales Befragungsmanagement); bedeutet für Hochschulforschung: bessere Kenntnis der Datenhaltungsstrukturen und Bewertungskriterien an Hochschulen, um konkrete Anforderungen für die (Nach-)Nutzung wissenschaftlicher Studien zu antizipieren und richtig zu adressieren
- Nutzer:innenorientierte Ergebnispräsentation: Fokus auf Lesbarkeit und Interpretierbarkeit der Daten, auch bei digitalen Infrastrukturen
- Motivation zur Nutzung erhöhen, z.B. durch persönliche Ansprache der Zielgruppen
- Datennutzung über die Erfüllung formaler Berichtspflichten hinausdenken, zusätzliche Nutzungen antizipieren und offenhalten (z.B. in Evaluationsansetzungen, Datenschutz- oder Studieninformationen Zwecke nicht zu eng/ausschließend formulieren)
- Regulierungen wie gesetzliche Festlegungen, Zielvereinbarungen, Einführung von Berichtspflichten als positive Triebkraft für die Etablierung evidenzinformierter Praktiken nutzen und im Rahmen der Möglichkeiten (Gremienarbeit) mitausgestalten
- Unterstützung des Austauschs mit anderen Hochschulen und der Einbindung in Netzwerke mit Blick auf die Datennutzung.

Als Ausblick können wir für das Projekt NuDHe festhalten: Die erarbeiteten Thesen werden anhand der Fallstudien und Interviews aus dem Projekt weiter präzisiert, um konkrete Schlussfolgerungen für die Handlungsfelder „Qualität in der Lehre“ und „Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“ abzuleiten. Dabei möchten wir ein besonderes Augenmerk auf

die Wechselwirkungen zwischen datenseitigen und organisationalen Einflussfaktoren legen und prüfen, inwiefern Erkenntnisse aus dem angelsächsischen Kontext übertragbar sind.

Literatur

- Ansmann, Moritz/Alexa Kristin Bräse/Markus Seyfried (2017): Wo bitte geht es hier zum Qualitätsmanagement? Zur Relevanz organisationsstruktureller Anbindung, in: Arbeitskreis Evaluation und Qualitätssicherung der Berliner & und Brandenburger Hochschulen und Freie Universität Berlin (Hg.), QM-Systeme in Entwicklung: Change (or) Management?, S. 61–67; auch unter: <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-24427> (12.8.2024).
- Ansmann, Moritz/Markus Seyfried (2018): Qualitätsmanagement als Treiber einer evidenzbasierten Qualitätsentwicklung von Studium und Lehre?, in: Zeitschrift für Hochschulentwicklung 1/2018, S. 233–252.
- Arnold, Nathan/Mamie Voight/Jessica Morales/Kim Dancey/Art Coleman (2019): Informing Improvement: Recommendations for Enhancing Accreditor Data-Use to Promote Student Success and Equity; auch unter: https://live-ihep-wp.pantheonsite.io/wp-content/uploads/2019/06/uploads_docs_pubs_ihep_informing_improvement_full.pdf (12.8.2024).
- Battilana, Julie/Bernard Leca/Eva Boxenbaum (2009): How Actors Change Institutions: Towards a Theory of Institutional Entrepreneurship, in: The Academy of Management Annals 1/2009, S. 65–107
- Beise, Anna Sophie/Edith Braun (2018): Systemakkreditierung zwischen Rechenschaftslegung, Steuerung und Qualitätsentwicklung: Befunde zu Zielen und Instrumenten der Hochschulen aus zwei qualitativen Studien, in: Qualität in der Wissenschaft 2+3/2018, S. 31–39.
- Benson, R. Todd/Cathy A. Trower (2012): Data, Leadership, and Catalyzing Culture Change, in: Change: The Magazine of Higher Learning 4/2012, S. 27–34.
- Boaz, Anette/Huw T. O. Davies/Alec Fraser/Sandra M. Nutley (Hg.) (2019): What works now? Evidence-informed policy and practice, Policy Press, Bristol.
- Bober, Christopher F./Kenneth R. Bartlett (2004): The utilization of training program evaluation in corporate universities, in: Human Resource Development Quarterly 4/2019, S. 363–383.
- Bolhuis, Erik/Kim Schildkamp/Joke Voogt (2016): Data-based decision making in teams: Enablers and barriers, in: Educational Research and Evaluation 3–4/2016, S. 213–233.
- Borch, Iris/Ranghild Sandvoll/Torsten Risør (2022): Student Course Evaluation Documents: Constituting Evaluation Practice, in: Assessment & Evaluation in Higher Education 2/2022, S. 169–182.
- Chen, Yu (2020): Data-Driven Decision Making Literacy among Rural Community College Leaders in Iowa: The Role of Leadership Competencies, in: Community College Journal of Research and Practice 5/2020, S. 347–362.
- Dalal, Neha (2019): Don't Stop Improving: Supporting Data-Driven Continuous Improvement in College Student Outcomes; auch unter: https://ticas.org/wp-content/uploads/legacy-files/pub_files/dont_stop_improving_0.pdf (12.8.2024).
- Falk, Susanne/Maike Reimer/Uwe Schmidt (Hg.) (2018): Absolventenstudien und Qualitätsmanagement, Waxmann, Münster.

- Feinstein, Osvald N. (2002): Use of Evaluations and the Evaluation of their Use, in: *Evaluation* 4/2002, S. 433–439.
- Gándara, Denisa (2019): Does Evidence Matter? An Analysis of Evidence Use in Performance-Funding Policy Design, in: *The Review of Higher Education* 3/2019, S. 991–1022.
- Gläser, Jochen/Stefan Lange/Grit Laudel/Uwe Schimank (2010): Informed Authority? The Limited Use of Research Evaluation Systems for Managerial Control in Universities, in: Richard Whitley/Jochen Gläser/Lars Engwall (Hg.), *Reconfiguring Knowledge Production: Changing Authority Relationships in the Sciences and their Consequences for Intellectual Innovation*, Oxford University Press, Oxford, S. 149–183.
- Gläser, Jochen/Thimo von Stuckrad (2014): Von inaktiv bis kreativ: Der Umgang von Universitäten mit Forschungsevaluationen als Herausforderung für die Organisationssoziologie, in: Alfons Bora/Anna Henkel/Carsten Reinhardt (Hg.), *Wissensregulierung und Regulierungswissen*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist, S. 41–63.
- Hawkins, Christie/Lucy E. Bailey (2020): A New Data Landscape: IR's Role in Academic Analytics, in: *New Directions for Institutional Research* 185–186/2020, S. 87–103.
- Hollands, Fiona/Maya Escueta (2020): How research informs educational technology decision-making in higher education: The role of external research versus internal research, in: *Educational Technology Research and Development* 1/2020, S. 163–180.
- Hora, Matthew T./Jana Bouwma-Gearhart/Hyoung Joon Park (2014): Exploring Data-Driven Decision-Making in the Field: How Faculty Use Data and Other Forms of Information to Guide Instructional Decision-Making, in: WCER Working Paper No. 2014-3; auch unter: https://wcer.wisc.edu/docs/working-papers/Working_Paper_No_2014_03.pdf (12.8.2024).
- Hüther, Otto/Georg Krücken (2013): Hierarchy and power: A conceptual analysis with particular reference to new public management reforms in German universities, in: *European Journal of Higher Education* 4/2013, S. 307–323.
- Isett, Kimberley R./Diana Hicks (2020): Pathways From Research Into Public Decision Making: Intermediaries as the Third Community, in: *Perspectives on Public Management and Governance* 1/2020, S. 45–58.
- Jankowski, Natasha (2012): Mapping the topography of the evidence use terrain in assessment of U.S. higher education: A multiple case study approach, University of Illinois at Urbana-Champaign; auch unter <https://hdl.handle.net/2142/42316> (12.8.2024).
- Janson, Kerstin (2014): Absolventenstudien. Ihre Bedeutung für die Hochschulentwicklung. Eine empirische Betrachtung, Waxmann, Münster.
- Janson, Kerstin (2015): Die Bedeutung von Absolventenstudien für die Hochschulentwicklung. Zusammenfassung einer empirischen Studie, in: Choni Flöther/Georg Krücken (Hg.): *Generation Hochschulabschluss: Vielfältige Perspektiven auf Studium und Berufseinstieg. Analysen aus der Absolventenforschung*, Waxmann, Münster, S. 131–150.
- Johnson, Kelli/Lija O. Greenseid/Sstacie A. Toal/Jean A. King/Frances P. Lawrence/Boris Volkov (2009): Research on Evaluation Use. A Review of the Empirical Literature From 1986 to 2005, in: *American Journal of Evaluation* 3/2009, S. 377–410.

- Kezar, Adrianna (2021): Understanding the Relationship between Organizational Identity and Capacities for Scaled Change within Higher Education Intermediary Organizations, in: *Review of Higher Education* 1/2021, S. 31–59.
- Knott, Jack/Aaron Wildavsky (1980): If Dissemination Is the Solution, What Is the Problem?, in: *Knowledge* 4/1980, S. 537–578.
- Krempkow, René (2015): Die Ausgestaltung der Hochschulautonomie: Naht- oder Sollbruchstelle zwischen Hochschulmanagement und Politik?, in: *Wissenschaftsmanagement* 6/2015, S. 24–27.
- Krempkow, René/Susan Harris-Huemmert/Kerstin Janson/Ester Höhle/Julia Rathke/Michael Hölscher (2023): Berufsfeld Wissenschaftsmanagement (1. Aufl.), UniversitätsVerlagWebler; auch unter: <https://doi.org/10.53183/9783946017301> (12.8.2024).
- Landry, Réjean/Nabil Amara/Moktar Lamari (2001): Climbing the Ladder of Research Utilization: Evidence from Social Science Research, in: *Science Communication* 4/2001, S. 396–422.
- Langer, Laurenz/Janice Tripney/ David Gough (2016): The Science of Using Science: Researching the Use of Research Evidence in Decision-Making, in: Social Science Research Unit, UCL Institute of Education, University College London; auch unter: <http://eppi.ioe.ac.uk/cms/Portals/0/PDF%20reviews%20and%20summaries /Science%20Technical%20report%202016%20Langer.pdf?ver=2016-04-18-1426 48-770> (12.8.2024).
- Mahrooeian, Hamid/Ben Daniel (2021): Is New Zealand's Higher Education Sector Ready to Employ Analytics Initiatives to Enhance its Decision-Making Process?, in: *International Journal of Artificial Intelligence in Education* 4/2021, S. 940–979.
- Mandinach, Ellen B. (2012): A Perfect Time for Data Use: Using Data-Driven Decision Making to Inform Practice, in: *Educational Psychologist*, 2/2012, S. 71–85.
- Mark, Melvin M./Gary T. Henry (2004): The Mechanisms and Outcomes of Evaluation Influence, in: *Evaluation* 1/2004, S. 35–57.
- McCoy, Chase/Howard Rosenbaum (2019): Uncovering unintended and shadow practices of users of decision support system dashboards in higher education institutions, in: *Journal of the Association for Information Science and Technology* 4/2019, S. 370–384.
- Mohajerzad, Hadjar/Andreas Martin/Johannes Christ/Sarah Widany (2021): Bridging the Gap Between Science and Practice: Research Collaboration and the Perception of Research Findings, in: *Frontiers in Psychology* 12/2021, S. 1–12.
- Mokher, Christine G./Hayley Spencer/Toby J. Park/Shouping Hu (2020): Exploring Institutional Change in the Context of a Statewide Developmental Education Reform in Florida, in: *Community College Journal of Research and Practice* 5/2020, S. 377–390.
- Mols, Frank/Jennifer Bell/Brian Head (2020): Bridging the research-policy gap: The importance of effective identity leadership and shared commitment, in: *Evidence and Policy* 1/2020, S. 145–163.
- Mountford-Zimdars, Anna/Joanne Moore (2020): Identifying merit and potential beyond grades: Opportunities and challenges in using contextual data in undergraduate admissions at nine highly selective English universities, in: *Oxford Review of Education* 6/2020, S. 752–769.
- Nutley, Sandra M./Isabel Walter/Huw T. O. Davies (2007): *Using evidence: How research can inform public services*, Bristol University Press.

- Oliver, Kathryn/Simon Innvar/Theo Lorenc/Jenny Woodman/James Thomas (2014): A systematic review of barriers to and facilitators of the use of evidence by policy-makers, in: BMC Health Services Research 2/2014, S. 1–12.
- Peck, Charles A./Morva McDonald (2013): Creating “Cultures of Evidence” in Teacher Education: Context, Policy, and Practice in Three High-Data-Use Programs, in: New Educator 1/2013, S. 12–28.
- Probst, Gilbert J. B./Steffen Raub/Kai Romhardt (2006): Wissen managen: Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen (5., überarb. Aufl.). Gabler Verlag, Wiesbaden.
- Rabovsky, Thomas M. (2014): Using data to manage for performance at public universities, in: Public Administration Review 2/2014, S. 260–272.
- Rickinson, Mark/Connie Cirkony/Lucas Walsh/Joanne Gleeson/Blake Cutler/Mandy Salisbury (2022): A framework for understanding the quality of evidence use in education, in: Educational Research 2/2022, S. 133–158.
- Rickinson, Mark/Connie Cirkony/Lucas Walsh/Joanne Gleeson/Mandy Salisbury/Annette Boaz (2021): Insights from a cross-sector review on how to conceptualise the quality of use of research evidence, in: Humanities and Social Sciences Communications 1/2021, S. 1–12.
- Rickinson, Mark/Anne Edwards (2021): The Relational Features of Evidence Use, in: Cambridge Journal of Education 4/2021, S. 509–526.
- Rorison, Jamey/Mamie Voight (2016): Leading with Data: How Senior Institution and System Leaders Use Postsecondary Data to Promote Student Success; auch unter: <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED570101.pdf> (12.8.2024).
- Sá, Crespo/Daniel Hamlin (2015): Research use capacity in provincial governments, in: Canadian Public Administration 3/2015, S. 468–486
- Seyfried, Markus/Moritz Ansmann/Philipp Pohlenz (2019): Institutional isomorphism, entrepreneurship and effectiveness: The adoption and implementation of quality management in teaching and learning in Germany, in: Tertiary Education and Management 2/2019, S. 115–129.
- Seyfried, Markus/Philipp Pohlenz (2014): Studienverlaufsstatistik als Berichtsinstrument. Eine empirische Betrachtung von Ursachen, Umsetzung und Implementationshindernissen, in: Beiträge zur Hochschulforschung 3/2014, S. 34–51.
- Seyfried, Markus/Philipp Pohlenz (2018): Assessing quality assurance in higher education: Quality managers’ perceptions of effectiveness, in: European Journal of Higher Education 3/2018, S. 258–271.
- Taylor, Leonard D., Jr. (2020): Neoliberal consequence: Data-driven decision making and the subversion of student success efforts, in: Review of Higher Education 4/2020, S. 1069–1097.
- Torii, Tomoko/Yuji Okada (2017): Achieving evidence-based improvement and transparency in higher education: The current status and challenges regarding data utilization and disclosure in Japan, in: Higher Education Forum 14/2017, S. 35–49.
- Wassmer, Christian/Carole Probst (2019): Wettbewerb und Kooperation in der Nutzung von Absolventenstudien in der Schweiz, in: Zeitschrift für Hochschulentwicklung 4/2019, S. 171–190.
- Wegner, Antje/Christoph Thiedig (2023): Evidenznutzung an Hochschulen/Forschungseinrichtungen und in der Hochschul- und Forschungspolitik – Protokoll eines Scoping Reviews; auch unter: <https://doi.org/10.5281/ZENODO.10034215> (12.8.2024).

Whitfield, Christina/John Armstrong/Dustin Weeden (2019): Strong Foundations 2018:
The State of State Postsecondary Data Systems; auch unter: <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED598660.pdf> (12.8.2024).

Transformationale Führung und organisationales Sozialkapital an Hochschulen in Deutschland

Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Verwaltung

Julia Rathke

Susan Harris-Huemmert

Ludwigsburg

Experimentellen Strukturen wie Innovationslaboren oder Think-Tanks, welche die Möglichkeit haben, neue Ideen und Innovationen in einem geschützten Rahmen zu testen, kommt eine immer größere Bedeutung zu (Zern-Breuer 2021). Daher verfolgt das vom BMBF geförderte Projekt AGICA „Agiler Campus –

Universitätsinterner Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Verwaltung“ (www.agica.de) zwei Ziele: Zum einen soll untersucht werden, wie der rekursive Wissenstransfer zwischen Forschung und Verwaltung ermöglicht werden kann, zum anderen wird analysiert, ob Wissen mithilfe einer zusätzlichen Struktur, beispielsweise eines Laboransatzes, wirkungsvoller übermittelt wird. Dabei wird geprüft, welche Rolle Innovationslabore spielen können, wo ihre Einsatzmöglichkeiten liegen und welche Wirkung sie im Hochschulkontext bieten können.

In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, welche Rolle dabei dem Führungsstil der Hochschulleitung zukommt und inwiefern dieser nicht nur die Entwicklung einer Transferstruktur, sondern auch einer (hochschulinternen) Wissenstransferkultur beeinflusst. Als konzeptionellen Rahmen nutzen wir den Sozialkapitalansatz, um den Einfluss des Führungsstils von Leitungen auf die Organisationskultur zu untersuchen (Lin et al. 2001; Chen et al. 2016).

Nach Raja et al. (2018: 916) trägt insbesondere ein transformationaler Führungsstil dazu bei, das organisationale Sozialkapital einer Institution aufzubauen. Dieser Führungsstil ist durch die Wahrnehmung der Vorbildfunktion durch die Führungskraft, die ihre Mitarbeitenden herausfordert, inspiriert und zu mehr Selbstständigkeit anregt, geprägt (Pelz 2016: 94). Im Kontext von Hochschulen können Leitungen damit durch einen transformationalen Führungsstil zur Organisationskultur, definiert als Ausdruck eingebetteter Werte (engl. „manifestations of embedded values“

(Campbell 2003: 948)), beitragen (vgl. Khan et al. 2020; Whittaker/Montgomery 2022).

Im Jahr 2023 wurden 26 Interviews mit Hochschulleitungen, Verwaltungsangestellten, wissenschaftlichen Mitarbeitenden sowie Professor*innen an drei Hochschulen durchgeführt, um den internen Wissenstransfer an der jeweiligen Organisation zu untersuchen. Anhand von neun explorativen Expert*inneninterviews an einer dieser Fallhochschulen, an der es zwischen 2018 und 2022 im Rahmen eines Drittmittelprojektes ein Innovationslabor gegeben hat, entwickeln wir ein Modell, wie genau der Führungsstil der Hochschulleitung in Zusammenhang mit der Genese von organisationalem Sozialkapital und der Förderung einer Wissenstransferkultur an einer Hochschule stehen könnte.

Das hier untersuchte Innovationslabor ist an einer kleineren Hochschule für angewandte Wissenschaften entstanden, so dass die administrative Abwicklung des Projektes den Kontakt zwischen Forschenden, der zentralen Hochschulverwaltung und der Hochschulleitung intensiviert hat, was sich auf die gesamte Hochschulkommunikationskultur nachhaltig positiv ausgewirkt hat. Die These, dass dieser positive Einfluss eng mit dem Führungsstil der Hochschulleitung zusammenhängt, wird durch ein kontrastierendes Interview mit einer/m Mitarbeitenden eines anderen Innovationslabors an einer anderen Hochschule aus der Pretest-Phase gestützt. So beschreiben die Daten die Mechanismen, die organisationales Sozialkapital als nicht-intendierten Effekt umfassender Unterstützung, aktiver Einbindung der Hochschulleitung in regelmäßige kommunikative Routinen und hierarchie- bzw. abteilungsübergreifende Kooperationen an Hochschulen entstehen lassen und kulturellen Wandel initiieren könnten.

1. Organisationales Sozialkapital und Transformationale Führung

Bourdieu (1983: 190f.) definiert Sozialkapital als „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“. Diese Betonung der Relationalität sozialen Kapitals findet sich noch deutlicher in der Konzeption von James S. Coleman (1991), der davon ausgeht, dass bei allen Entwicklungen hin zum Individualismus Menschen nach wie vor innerhalb bestimmter Strukturen agieren. Indem Putnam (2000; 2002) von Generalisierungsprozessen ausgeht, nach denen Sozialkapital in einer Gesellschaft allen Mitgliedern zur Verfügung steht und soziale Netzwerke auch Auswirkungen auf nicht unmittelbar an ihnen Beteiligte haben, geht er über die Konzeptionen von Bourdieu und Coleman hinaus (vgl. Portes 1998; Portes & Landolt 1996). Diese Betrachtung sozialen Kapitals als kollektive Eigenschaft von Gruppen, Regionen und sogar ganzen Gesellschaften machte

den Ansatz in den 90er Jahren im Rahmen politikwissenschaftlicher Untersuchungen interessant. Dabei scheint insbesondere der Beitrag sozialen Kapitals zur kostengünstigen Überwindung von Kollektivgutproblematiken wichtig zu sein (Putnam et al. 1993: 177).

Neben diesem sog. *Doppelcharakter* (van Deth 2002: 576) von Sozialkapital als individuelles Gut und als kollektive Ressource „... ist in beiden Fällen die Verknüpfung struktureller und kultureller Aspekte sozialen Kapitals“ von Bedeutung, so dass hier von einem „doppelten Doppelcharakter“ gesprochen wird (Gabriel et al. 2002: 28 f.). Denn Putnam (1993) definiert Sozialkapital als „features of social organization, such as trust, norms, and networks that can improve the efficiency of society by facilitating coordinated actions“ (Putnam et al. 1993: 167). Er geht davon aus, dass zwischen sozialen Beziehungen und Vertrauen sowie Werten und Normen ein reziproker Zusammenhang besteht. Danach entwickelt sich Vertrauen durch persönliche Kontakte und vielfältige, erfolgreiche Kooperationen mit anderen Menschen in unterschiedlichsten Netzwerken. Umgekehrt wird angenommen, dass Vertrauen die Bereitschaft zu Engagement und Kooperation beeinflusst. Gegenseitigkeitsnormen und soziale Werte spielen in diesem Kreislauf aus strukturellen und kulturellen Gegebenheiten ebenfalls eine wichtige Rolle, denn sie machen soziale Beteiligung und Vertrauen einerseits wahrscheinlicher und werden andererseits durch diese verstärkt (vgl. Putnam et al. 1993; Putnam 2000; Gabriel et al. 2002).

Svendsen und Svendsen (2016) konnten in ihrer Studie der skandinavischen Wohlfahrtsstaaten zeigen, dass sowohl der öffentliche als auch der private Sektor eine wichtige Rolle spielen, so dass es diesem Ansatz nach vor allem die Rahmenbedingungen sind, die für die Genese von Sozialkapital relevant sind und weniger, wie von Putnam postuliert, das Vorhandensein von Sozialkapital, das die Rahmenbedingungen beeinflusst. Allmendinger und Wetzel (2020) versuchen, sich von beiden Betrachtungsweisen zu lösen, und sehen Sozialkapital im Kontext unterschiedlicher Bedingungen, die von sozialem Raum, der Verteilung von und dem Zugang zu Ressourcen abhängen.

Für den Kontext unserer Fragestellung besonders interessant ist der von Raja et al. (2018) vorgestellte und auf Leena & van Buren (1999: 540) zurückgehende Ansatz des organisationalen Sozialkapitals (OSK). Dieses wird definiert als die Qualität der sozialen Beziehungen innerhalb einer Organisation, die sich in gemeinsamen Zielen und gegenseitigem Vertrauen manifestiert. Es ist ein kritischer Faktor für den Zugang zu externen Ressourcen und die interne Koordination. OSK beeinflusst die Effektivität durch die Verringerung von Transaktionskosten und die Förderung des Informations- und Wissensaustausches innerhalb von Organisationen. Es

bezieht sich auf die Qualität und den Nutzen der sozialen Netzwerke innerhalb einer Organisation und umfasst Elemente wie Vertrauen, Normen, Werte und die Fähigkeit, Informationen effektiv auszutauschen, was für die organisationale Leistung entscheidend ist.

Raja et al. (2018) stützen sich auf die soziale Identitätstheorie und untersuchen die These, dass transformationale Führung zu einer besseren Person-Organisation-Passung (P-O-fit) führt, was wiederum das OSK positiv beeinflusst. Das Konzept der transformationalen Führung geht auf Hater & Bass (1988: 696) zurück. Es handelt sich um einen Führungsstil, der individuelle Unterstützung (Delegieren von Projekten, um Lernen und Erfahrung zu fördern; Behandlung der Mitarbeitenden als Individuen), intellektuelle Anregung (Anregung zu neuen Denkansätzen, Problemlösungsorientierung und Austausch), inspirierende Motivation (Förderung von Stolz, Vertrauen und Respekt und Vermittlung des Sinns für Ziele und Visionen der Organisation) und Idealbildfunktion (Inspiration dazu, die Vorbildfunktion zu übernehmen) miteinander kombiniert. Transformationale Führungskräfte beeinflussen durch ihr Vorbild und ihre Vision ihre Mitarbeiter positiv und tragen dazu bei, ein gemeinsames Ziel und eine gemeinsame Identität im Unternehmen zu schaffen.

Raja et al. (2018) argumentieren, dass transformationale Führung das organisationale Sozialkapital auf verschiedene Weise positiv beeinflusst. Zum einen steigere transformationale Führung die Bereitschaft des Personals, sich mit der Organisation zu identifizieren. Außerdem böte sie Stabilität und Verlässlichkeit, indem sie eine gemeinsame Vision und Zielkongruenz vermittelt und so eine Vertrauenskultur fördere, die Motivation zu Wachstum und Potenzialentfaltung der Mitarbeitenden erhöhe, was zum Aufbau größerer Netzwerke führe und den Rahmen schaffe, um eigenverantwortliche Kooperationen zu bilden. Außerdem unterstütze ein solcher Führungsstil die Mitarbeitenden, klarere (individuelle) Ziele zu entwickeln und Beziehungen aufzubauen, um diese Ziele zu erreichen. Im Folgenden wollen wir diesen Annahmen anhand von Expert*inneninterviews nachgehen und sie für den Hochschulkontext anpassen.

2. Datengrundlage

In unserem Beitrag kombinieren wir eine inhaltsanalytische Auswertung explorativ durchgeföhrter Interviews mit den Ideen der Grounded Theory. Ursprünglich von Glaser und Strauss (1967) entwickelt, ist dies ein Ansatz, der sich durch eine systematische und datenbasierte Theorieentwicklung auszeichnet. Grounded Theory ist besonders geeignet, um komplexe

soziale Phänomene zu untersuchen, da dieser Ansatz es erlaubt, die Theorie direkt aus den erhobenen Daten abzuleiten und somit eine enge Verbindung zwischen Theorie und empirischer Evidenz herzustellen. In unserem Fall lag der Fokus jedoch nicht auf einer iterativen Weiterentwicklung der Theorie, sondern darauf, das Modell von Raja et al. (2018) für den Hochschulkontext adaptiert weiterzuentwickeln. Ein zentraler Bestandteil unseres Vorgehens war die inhaltliche Einbeziehung eines Pretests. Während der Datenauswertung entdeckten wir eine signifikante Parallele zwischen den Ergebnissen des Pretest-Interviews und einem der regulären Interviews. Diese Beobachtung ermöglichte es uns, das bestehende theoretische Modell gezielt zu verfeinern und anzupassen. Dieses Vorgehen, bei dem der Pretest nicht nur als methodisches Instrument, sondern auch inhaltlich genutzt wurde, stärkt die Validität des Modells, indem es eine zusätzliche empirische Perspektive integriert.

An der hier vorgestellten Fallhochschule, einer Hochschule für angewandte Wissenschaften, wurden insgesamt neun halbstrukturierte Interviews à ca. 60 Minuten mit zwei Mitgliedern der erweiterten Hochschulleitung, zwei Professor*innen sowie fünf Verwaltungsangestellten bzw. Wissenschaftsmanager*innen durchgeführt. Das Prinzip der theoretischen Sättigung, bei dem die Datenerhebung endet, wenn keine neuen relevanten Informationen mehr auftauchen, leitete diesen Prozess an (Corbin/Strauss 2015).

Im Vorfeld der Datenerhebung wurde außerdem ein Pretest zur Testung des Interviewleitfadens mit einer/m wissenschaftlichen Mitarbeiter*in an einer anderen Hochschule durchgeführt, welche/r ebenfalls mit der Projektkoordination eines Innovationslabors in der gleichen Förderlinie im gleichen Zeitraum betraut war. Da der Interviewleitfaden schon zu diesem Zeitpunkt umfangreich ausgearbeitet war, wurde er für die folgenden Interviews nicht mehr geändert, so dass auch die Ergebnisse des Pretests im Folgenden unterstützend mitberücksichtigt werden.

Alle Interviews wurden online via Webex durchgeführt, aufgezeichnet, transkribiert und explorativ in MAXQDA ausgewertet.

3. Ergebnisse

Insgesamt wurden die Transkripte unter drei Kernaspekten ausgewertet. Zum Ersten wurden alle Aussagen kodiert, die sich auf das organisationale Sozialkapital beziehen und sich mit den Kooperationsmodalitäten, Wertvorstellungen und Vertrauensbeziehungen beschäftigen. Zum Zweiten wurde kodiert, welche Rolle das Innovationslabor dabei spielte, und zum Dritten, wie die Hochschulleitung und ihr Führungsstil erwähnt wurde.

Alle folgenden Zitate stammen von der Fallhochschule. Das Pretest-Interview wurde mit der Projektkoordination des Innovationslabors durchgeführt. Aussagen dieser Person fließen ausschließlich in der kontrastierenden Analyse in Abschnitt 4.4. ein und wurden mit „Pretest“ gekennzeichnet.

3.1. Organisationales Sozialkapital an der Fallhochschule

Die Veränderung der Hochschulkultur, wie sie in den Interviewtranskripten erwähnt wird, zeichnet einen Wandel in der Art und Weise nach, wie innerhalb der Hochschule kommuniziert, zusammengearbeitet und Innovation gefördert wird. Dieser Wandel kann als die beginnende Abkehr von traditionellen Hierarchiestrukturen und Silodenken hin zu einem offeneren, kooperativeren und zielorientierten Miteinander zusammenfassend beschrieben werden. „[G]anz unterschiedliche Menschen auch anzusprechen und zu begeistern für Neues“ (HS01) förderte offensichtlich nicht nur neue Transferwege und Modelle der Zusammenarbeit, sondern brachte auch eine sukzessive Veränderung in der Organisationskultur mit sich.

Ein zentraler Aspekt dieser kulturellen Transformation ist die Entwicklung einer „Vertrauenskultur“, wie von HS01 angesprochen, und die Identifikation mit der Organisation per se. Durch gemeinsame Projekte und die Bildung von crossfunktionalen Teams wurde zunächst eine „Vertrauensstruktur geschaffen“ (HS01), was als Grundlage für eine erfolgreiche und effektive Zusammenarbeit nicht nur innerhalb des Teams, sondern vor allem auch im Austausch mit der das Projekt administrativ unterstützenden Hochschulverwaltung betrachtet wird. Das Innovationslabor hat dabei auf agile Elemente wie Daily, OKRs, Review, Kanban u. ä. zurückgegriffen, und diese Elemente aber auch „in die Verwaltung reingetragen“ (HS01). In diesem Zusammenhang bestätigen mehrere Interviewaussagen, dass der Austausch zwischen den verschiedenen Akteuren der Hochschule – Verwaltung, Leitung und Wissenschaft – im Vergleich zu der Vergangenheit zwischenmenschlich offener und zielorientierter stattfindet. Entsprechend wird auch die positive Unterstützung durch die Verwaltung, trotz der Herausforderungen, die mit administrativen Prozessen einhergehen, hervorgehoben.

Die gestiegene Vernetzung innerhalb der Hochschule hat eine neue Qualität erreicht. Eine Person beschreibt, wie sie von einer anfänglichen Position mit recht begrenztem Netzwerk zu einer „total hochgradig vernetzt[en] Position“ (HS05) innerhalb der Hochschule gelangt ist. Diese Vernetzung scheint einer gemeinsamen Vision zu folgen, die eine größere Identifikation aller Beteiligten mit der Hochschule anstrebt.

3.2. Die Rolle des Innovationslabors an der Fallhochschule

Für kleinere Universitäten oder Hochschulen für angewandte Wissenschaften könnte ein umfangreiches Drittmittelprojekt eine besondere administrative Herausforderung darstellen, da diese Institutionen möglicherweise über weniger formalisierte Verwaltungsstrukturen und Prozesse verfügen. Es wäre denkbar, dass solche Hochschulen für die erfolgreiche Abwicklung eines großen Projekts neue Koordinations- und Kommunikationswege entwickeln, um die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Abteilungen und externen Partnern zu gewährleisten. Da bestehende Strukturen häufig auf kleinere Projekte ausgelegt sein könnten, wäre es möglich, dass diese Institutionen vor der Herausforderung stehen, ihre Prozesse entsprechend anzupassen und zu erweitern. Diese Notwendigkeit könnte zu einer intensiven organisatorischen Anpassung führen, um sicherzustellen, dass die Projektziele erreicht und die Förderbedingungen eingehalten werden. So könnte sich als umfangreich finanziertes Drittmittelprojekt das Innovationslabor als ein wesentlicher Motor für Wandel und Innovation innerhalb der Hochschule abzeichnen.

Die Interviews deuten darauf hin, dass es mit einem speziell angepassten Controlling für sein umfangreiches Budget tatsächlich neue Formen der Zusammenarbeit gefördert hat, die auf einem wechselseitigen Austausch beruht. Die Zusammenarbeit zwischen den Forschenden und der zentralen Hochschulverwaltung wurde deutlich kollaborativer, wodurch ein fruchtbare Boden für das Ausprobieren neuer Kooperationsformen mit der Forschung entstand. Hieraus resultierte eine Art „Rückfluss“ (HS01) von innovativen Ansätzen in andere Projekte. Das Labor bot bisher an der Hochschule nicht vorhandene Unterstützungsstrukturen und zeichnete sich durch eine offene Kommunikation aus (HS03; HS04).

Die beschriebenen Veränderungen und Entwicklungen scheinen dabei zunächst auf die zentrale Hochschulverwaltung begrenzt gewesen zu sein. Denn ein/e Mitarbeitende/r der dezentralen Hochschulverwaltung hat das Labor eher als eine „eigene Welt in sich“ wahrgenommen (HS03), was sicherlich auch mit der begrenzten Laufzeit von nur fünf Jahren zu tun haben mag.

Die vom Innovationslabor eingeführten Strukturen und Räume scheinen allerdings in der zentralen Hochschulverwaltung nachhaltige Veränderungen bewirkt zu haben. Sie förderten eine Kultur der Gründung und Offenheit für Austausch, die die Hochschulkultur dauerhaft beeinflusst hat. So berichtet eine Person, „dass mit dem Innovationslabor sich ... was an der Kultur der Hochschule getan hat, was die Kommunikation anbelangt.“ (HS02) Eine andere Person berichtet:

„Das Innovationslabor hat schon sehr stark dazu beigetragen, die Vernetzung an der Hochschule nochmal auf eine neue Stufe zu heben [und] das nochmal zu intensivieren.“ (HS05)

Und eine Leitungsperson konstatiert: „Das Innovationslabor inspiriert weiter: Wir haben viele Dinge letztendlich wirklich angestoßen, die jetzt auch einfach weiterleben.“ (HS09) Offensichtlich haben also die Impulse des Innovationslabors nicht nur die Vernetzungsstrukturen, sondern auch die Arbeits- und Kommunikationskultur an der Hochschule positiv beeinflusst. Die durch das Innovationslabor geförderten Veränderungen werden als nachhaltig betrachtet, mit der Erwartung, dass diese neuen Arbeits- und Kommunikationsweisen langfristig beibehalten werden.

3.3. Die Rolle der Hochschulleitung und ihr Führungsstil an der Fallhochschule

Die transformative Rolle der Hochschulleitung in der Entwicklung einer fortschrittlichen Hochschulkultur wird in den Interviewtranskripten hervorgehoben. Ein zentrales Element ist dabei die enge Einbeziehung und das Engagement der Hochschulleitung in den Aufbau und die Entwicklung des Innovationslabors. Die Verfestigung von Personen und Strukturen in dem Thema unterstreicht die Haltung der Hochschulleitung hin zu einer Nachhaltigkeit der initiierten Veränderungen.

Ein/e Interviewpartner/in betont die Wichtigkeit der Abstimmung mit der Hochschulleitung und dass regelmäßige(s) Kommunikation und Engagement vonseiten der Leitung als wesentlich für die Durchführung und den Erfolg des Innovationslabors angesehen werden (HS01).

Die Interviews deuten darauf hin, dass die Hochschulleitung einen transformationalen Führungsstil verfolgt. Jedoch wird auch auf Herausforderungen hingewiesen: „Aber auch die Hochschulleitung stößt immer mal wieder Projekte an und dann versandet es wieder“ (HS03), was die Schwierigkeit einer gleichmäßigen Umsetzung von Initiativen unterstreicht.

Die Hochschulleitung scheint eine Schlüsselrolle bei der Überwindung von Herausforderungen zu spielen. Ein Mehr an Kommunikation an dieser Stelle könnte viel dazu beitragen, dass Probleme viel früher erkannt werden. Durch einen transformativen Führungsstil, regelmäßigen Austausch und strategische Planung unterstützt sie aktiv die Entwicklung von Projekten wie dem Innovationslabor und treibt die Gesamtentwicklung der Hochschule voran.

3.4. Einbezug des Pretest-Interviews

Das Pretest-Interview weist deutliche Unterschiede bezüglich der bisher dargestellten Analysegesichtspunkte auf, die für das Verständnis der Prozesse aufschlussreich sind: Während sich an der Fallhochschule nachhaltig die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Hochschulverwaltung und Hochschulleitung in Richtung einer gesteigerten Vertrauens- und Respektkultur verändert hat, war ein derartiger Einfluss des Pretest-Projektes auf hochschuleigene Prozesse und Kulturen nicht wahrnehmbar.

Generell bestätigt auch das Pretest-Interview zunächst, dass die Idee, hochschuleigene Strukturen und Prozesse an kleineren Hochschulen zu verändern, eine durchaus fruchtbare sei, denn gerade an kleinen Hochschulen sei es größtenteils ggf. leichter, *alle* Beteiligten in Strategieentwicklungsprozesse einzubinden. Allerdings können die Abhängigkeiten an kleinen Hochschulen „... noch stärker [sein] als in öffentlichen Verwaltungen, und das macht das Ganze ein Stück weit sehr unflexibel oder eben flexibel, je nachdem, wie die Person an der Spitze dazu steht“ (Pretest). Der Erfolg von notwendigen und/oder sinnvollen Kultur- und Strukturveränderungen hängt dann in einem sehr hohen Maße von der Unterstützung, Mitarbeit und systematischen Einbindung der Hochschulleitung ab, denn „ohne Mandat von oben geht es nicht“ (Pretest).

In dem Pretest-Interview wurde nicht nur allgemein von einem ausgeprägten Hierarchie- und Silodenken der Hochschulleitung berichtet, das sich zum Beispiel auch in einer intransparenten bis nicht vorhandenen internen Kommunikation zeigt, sondern auch im Speziellen von einer nur passiven bis fehlenden Unterstützung des Transferprojektes und Innovationslabors durch die Hochschulleitung. Auch eine engere Kommunikation zwischen den Projektmitarbeitenden und den Verwaltungsmitarbeitenden sei mitunter unterbunden worden, weil die Rechtssicherheit als gefährdet eingestuft wurde.

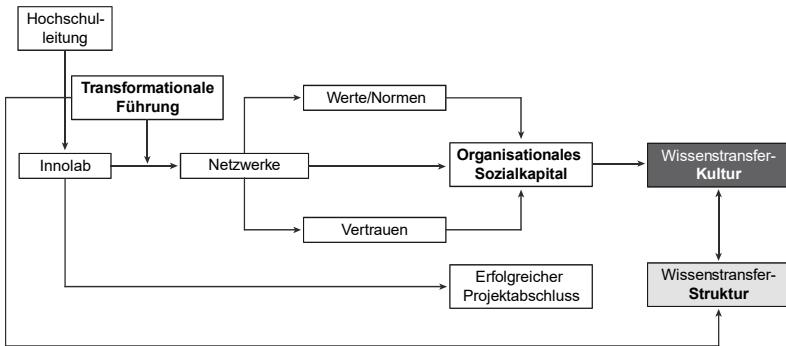
Insgesamt liefert die Betrachtung des Interviews aus dem Pretest an einer anderen Hochschule mit einem fünfjährigen Innovationslabor-Projekt wertvolle Hinweise auf die Möglichkeiten des Hochschulkulturwandels durch Drittmittelprojekte bzw. Innovationslabore und die zentrale Rolle des Führungsstils der Hochschulleitung. Es ist zu vermuten, dass es sich um ein Kontinuum handelt, auf dem sich hochschulweite Strategieprojekte bewegen können, und die beiden Hochschulen scheinen entgegengesetzte Punkte eines solchen Kontinuums zu beschreiben. Es wird außerdem deutlich, dass es sich um Prozesse handelt, die durch eine oberflächliche Analyse von Homepages, Projektberichten und Strategiepapieren schwer erkennbar sein dürften, da es sich mehrheitlich um kulturelle

Aspekte der Zusammenarbeit und des Miteinanders handelt, für die stärker hochschulinterne Prozesse und Kommunikationskulturen untersucht werden müssten.

4. Entwicklung einer Wissenstransferkultur – ein Modell

Auf Basis der vorgestellten Ergebnisse wurde das von Raja et al. (2018) entwickelte Modell zum Zusammenhang von organisationalem Sozialkapital und transformationaler Führung für die Fallhochschule adaptiert (vgl. Abb. 1). Das Modell zeichnet den Mechanismus nach, wie ein transformationaler Führungsstil zum Aufbau von organisationalem Sozialkapital durch ein Drittmittelprojekt wie ein Innovationslabor an einer kleineren Hochschule vorstellbar ist. Da im Fallbeispiel insgesamt der Fokus auf der Kommunikation, also dem Transfer von Wissen im weitesten Sinn liegt, haben wir das Modell außerdem um den Aufbau einer hochschulinternen Wissenstransferkultur erweitert.

Übersicht 1: Transformationale Führung, Organisationales Sozialkapital und die Genese einer Wissenstransferkultur und -struktur



Quelle: Eigene Darstellung, adaptiert nach Raja et al. (2018)

Im Pretest-Interview findet sich die Aussage „ohne Mandat von oben geht es nicht“; hieraus haben wir den Grundbezug der Hochschulleitung zu einem erfolgreichen Projektabschluss hergestellt, wobei wir darunter die mehrheitliche Erreichung der im Antrag festgelegten Projektziele verstehen, was in beiden Hochschulen bestätigt wurde.

Die geförderten Innovationslabor-Projekte waren auf die nachhaltige Verfestigung von Wissenstransferstrukturen ausgelegt. Hier deuten unsere Interviews darauf hin, dass dies ebenfalls durch einen transformationalen

Führungsstil begünstigt wird, was durch den entsprechenden Pfeil ausgedrückt werden soll.

Im Zentrum dieses Beitrags stehen allerdings die Mechanismen, wie eine nachhaltige, hochschulinterne Wissenstransferkultur durch den Führungsstil der Hochschulleitung über die Genese organisationalen Sozialkapitals initiiert und gefördert werden kann. Dabei scheinen regelmäßige kommunikative Routinen und hierarchie- bzw. abteilungsgrenzüberschreitende Kooperationen eine besonders wichtige Rolle zu spielen. Während an einer Hochschule mit eher transformationalem Führungsstil von einer nachhaltigen Veränderung der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Hochschulverwaltung und -leitung in Richtung einer Vertrauenskultur und eines kollegialen Miteinanders berichtet wird, sehen wir an der Pretest-Hochschule, dass die angestrebten Ziele des Drittmittelprojektes zwar erreicht wurden, ein hierarchischer Führungsstil allerdings einen möglicherweise positiven Nebeneffekt auf das organisationale Sozialkapital verhindert haben könnte.

5. Diskussion und Ausblick: Erfolgsfaktoren und Hemmnisse von (hochschulinternem) Wissenstransfer

Dieser Beitrag hatte vor allem zum Ziel, ein theoretisches Modell zu entwickeln, das die Rolle der Hochschulleitung für die Genese organisationalen Sozialkapitals und einer Wissenstransferkultur zu erklären vermag. Dies geschah auf Grundlage einer begrenzten Datenbasis von nur einer Fallhochschule mit neun Interviews sowie einem Pretest-Einzelinterview.

Um die Validität der Aussagen zu verifizieren, müssten zum einen weitere Interviews an der Pretest-Hochschule sowie weiterführende Untersuchungen an anderen Hochschulen durchgeführt werden. Dennoch deuten die Interviewaussagen auf Faktoren hin, die wir als erfolgsbildend oder hemmend bezeichnen und die wir in Übersicht 2 schematisch dargestellt haben. Sowohl die nachhaltige Implementierung von Wissenstransferstrukturen als auch die Initiierung von einer dieser Strukturen langfristig tragenden Wissenstransferkultur an der Hochschule hängen von verschiedenen Faktoren ab, wobei die aktive Unterstützung und das Engagement der Hochschulleitung fundamentale Säulen für den Erfolg sein könnten. Dies könnte nicht nur die Bereitstellung von Ressourcen und strategischer Unterstützung, sondern auch eine persönliche Beteiligung und Förderung der entsprechenden strategischen Ziele bedeuten. Eine klare Kommunikation und gemeinsame Vision zwischen der Leitung und den Mitarbeitenden könnte notwendig oder zumindest hilfreich sein, um Missverständnisse zu vermeiden und eine effektive Zusammenarbeit zu gewährleisten. Die

Hochschulleitung kann eine Kultur fördern, die Innovationen unterstützt, Risikobereitschaft ermutigt und Fehler als Lernchancen begreift, wobei Fehler natürlich im idealen Fall minimiert werden sollen. Zudem könnte die Integration des Innovationslabors in die strategischen Ziele der Hochschule sinnvoll sein, um langfristige Unterstützung zu sichern und (internen) Wissenstransfer als integralen Bestandteil der Hochschulentwicklung zu etablieren.

Auf der anderen Seite deutet das Interview aus der Pretest-Phase darauf hin, dass es auch Hindernisse geben könnte, die eine Wissenstransferstruktur- und Wissenstransferkulturentwicklung behindern können, wie ein Mangel an Verständnis oder Unterstützung seitens der Hochschulleitung, seien sie finanzieller, räumlicher oder persönlicher Natur. Widerstände gegen Veränderungen innerhalb der Hochschule könnten innovative Ansätze und die Implementierung neuer Ideen erschweren. Unklare Zielsetzungen zwischen der Hochschulleitung und den Mitarbeitenden könnten zu Konflikten und Ineffizienzen führen, was die Effektivität des Labors mindert und dessen Potenzial zur Förderung von Innovationen innerhalb der Hochschule limitiert.

Übersicht 2: Darstellung der Erfolgsfaktoren und Hindernisse von (internen) Wissenstransferstrukturen und -kultur

Erfolgsfaktoren	Hindernisse
Aktive Unterstützung der Hochschulleitung	Mangel an Verständnis oder Unterstützung
Klare Kommunikation und Vision	Ressourcenbeschränkungen
Förderung einer offenen und innovativen Kultur	Widerstand gegen Veränderungen
Integration in strategische Hochschulziele	Unklare Zielsetzungen

Die Untersuchung dieser Erfolgsfaktoren und Hindernisse von (internen) Wissenstransferstrukturen und -kultur sowie deren Zusammenspiel stellt einen vielversprechenden Ausgangspunkt für weitere Analysen, nicht nur in Projekt AGICA, dar. Hierfür wären über die Fallstudie hinausgehende Untersuchungen aufschlussreich. So stellt sich die Frage, ob die gefundenen Effekte für kleinere Hochschulen allgemein gültig sind, oder ob weniger die Größe als die besondere Struktur von Hochschulen für angewandte Wissenschaften ohne bzw. mit nur kleinem wissenschaftsunterstützendem Mittelbau relevant ist. Auch wäre differenzierend zu untersuchen, ob Innovationslabore aufgrund ihres besonderen Ansatzes eine spezielle Art

von Drittmittelprojekten darstellen, die auch innovativere Formen der hochschulinternen Zusammenarbeit fördern. Schließlich wäre es sinnvoll, all diese Fragen auf einer breiteren empirischen Basis zu untersuchen und so das Modell zu validieren, anzupassen oder zu vertiefen.

Literatur

- Allmendinger, Jutta/Jan Wetzel (2020): Die Vertrauensfrage. Für eine neue Politik des Zusammenhalts. Dudenverlag, Berlin.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Schwarz, Göttingen, S. 183–198.
- Campbell, Dean (2003): Leadership and Academic Culture in the Senate Presidency: An Interpretive View. *American Behavioral Scientist*, 46 (7), S. 946–959.
- Chen, Lu/Wei Zheng/Baiyin Yang/Shuaijiao Bai (2016): Transformational leadership, social capital and organizational innovation. *Leadership & Organization Development Journal*, 37 (7), S. 843–859.
- Coleman, James Samuel (1991): Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. Oldenbourg, München.
- Corbin, Juliet/Anselm Strauss (2015). Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory. Sage.
- Gabriel, Oscar W./Volker Kunz/Sigrid Rößteutscher/Jan W. van Deth (2002): Sozialkapital und Demokratie. Zivilgesellschaftliche Ressourcen im Vergleich. WUV Universitätsverlag, Wien.
- Glaser, Barney G./Anselm Strauss (1967). The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research. Aldine Publishing Company.
- Hater, John J./Bernard M. Bass (1988): Superiors' Evaluations and Subordinates' Perceptions of Transformational and Transactional Leadership. *Journal of Applied Psychology*, 73, S. 695–702.
- Khan, Muhammad Asad/Fadillah Binti Ismail/Altaf Hussain/Basheer Alghazali (2020): The Interplay of Leadership Styles, Innovative Work Behavior, Organizational Culture, and Organizational Citizenship Behavior. *SAGE Open*, 10 (1), <https://journals.sagepub.com/doi/epub/10.1177/2158244019898264> (13.3.2024).
- Leana, Carrie R./Harry J. Van Buren. (1999): Organizational social capital and employment practices, in: *Academy of Management Review*, 24 (3), S. 538–555.
- Lin, Nan/Karen S. Cook/Ronald S. Burt (2001): Social Capital: Theory and Research. Transaction Publishers, New York.
- Pelz, Waldemar (2016): Transformationale Führung – Forschungsstand und Umsetzung in der Praxis, in: Corinna von Au (Hg.) *Wirksame und nachhaltige Führungsansätze*. Springer, Wiesbaden: S. 93–112.
- Portes, Alejandro (1998): Social Capital: Its origins and applications in modern sociology. *Annual Review of Sociology*, 24, S. 1–24.
- Portes, Alejandro/Patricia Landholt (1996): The Downside of Social Capital. *The American Prospect*, 26, S. 18–21.
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. Simon and Schuster, New York.

- Putnam, Robert D. (2002): Soziales Kapital in der Bundesrepublik Deutschland und in den USA, in: Enquête-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (Hg.): Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft. Leske + Budrich, Opladen, S. 257–273.
- Putnam, Robert D./Robert Leonardi/Raffaella Nanetti (1993): Making democracy work. Civic Traditions in modern Italy. Princeton University Press, Princeton.
- Raja, Usman/Dave Bouckenooge/Fauzia Syed/Saima Naseer (2018): Interplay between P-O fit, transformational leadership and organizational social capital. *Personnel Review*, 47 (4), S. 913–930.
- Svendsen, Gunnar Lind Haase/Gert Tinggaard Svendsen (Hg.) (2016): Trust, social capital and the Scandinavian welfare states. Explaining the flight of the bumblebee. Edward Elgar Publishing, Cheltenham.
- van Deth, Jan W. (2002): Sozialkapital/Soziales Vertrauen, in: Martin Greiffenhagen (Hg.): Handwörterbuch zur politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 575–579.
- Whittaker, Joseph A./Beronda L. Montgomery (2002): Advancing a cultural change agenda in higher education: issues and values related to reimagining academic leadership. *Discover Sustainability*, 10 (3). <https://link.springer.com/article/10.1007/s43621-022-00079-6> (13.3.2024).
- Zern-Breuer, Rubina (2021): Innovationslabore als Experimentierfelder für die digitale Verwaltung?, in: Margrit Seckelmann/Marco Brunzel (Hg.) (2021): Handbuch Onlinezugangsgesetz. Springer Nature, Berlin, S. 401–423.

Forschungsergebnisse – und dann?

Promotoren als Schlüssel für den Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis

Linda Vogt

Biberach

Der Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis ist ein in der Wissenschaft intensiv diskutiertes Thema. Zentrale Fragen dabei sind, welche Strukturen vorhanden sein müssen, damit Transfer überhaupt stattfindet, und wie dieser gestaltet sein kann, um direkte Benefits für die Hochschulpraxis

zu erbringen. Konkret stellt dieser Beitrag dar, welche Rolle Promotoren¹ (Hauschildt et al. 2016) bei einem solchen Transfer spielen. Das Promotorenmodell von Hauschildt et al. (2016) aus der unternehmerischen Innovationsforschung bietet, übertragen auf Hochschulen, einen neuen Blickwinkel. Dies wird im ersten Abschnitt dieses Artikels dargestellt.

Zur Veranschaulichung werden zwei Datensätze herangezogen: die Studie „Entwicklungspfade von Hochschule und Lehre nach der Corona-Pandemie“ (Sälzle et al. 2021) sowie eine schriftliche qualitative Befragung durch den Verein der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften in Baden-Württemberg (HAW BW e.V.). Die Datensätze werden im zweiten Abschnitt beschrieben und verglichen. Daraus wird abgeleitet, ob Promotoren eine Schlüsselrolle beim Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis einnehmen. Dabei wird ein Zwischenschritt benötigt, da die beiden Datensätze nicht gänzlich übereinstimmende Fragen beinhalten. Es werden also die Promotorenrollen zu den beiden Erhebungszeiträumen verglichen und damit auf die Relevanz dieser Rollen im Transfer rückgeschlossen. Abschließend werden Limitationen benannt und ein Ausblick auf mögliche weitere Forschungsfragen gegeben.

¹ Promotor ist ein feststehender Begriff und wird deshalb in diesem Artikel nicht gegendert.

1. Promotoren

Promotoren werden von Hauschildt et al. (2016) als Treiber im Innovationsprozess verstanden. Sie zeigen „ein hohes, überdurchschnittliches Engagement und starken persönlichen Einsatz“ (Hauschildt et al. 2016: 195). Sie sind in ihren Tätigkeiten in der jeweiligen Promotorenrolle sowie im Zusammenspiel gewinnbringend für einen Innovationsprozess in einem Unternehmen. Unterschieden werden vier Promotorenrollen (Hauschildt et al. 2016, Kap. 7):

- Der *Machtpromotor* stellt die Ressourcen zur Verfügung und ermöglicht die Arbeit der anderen Promotoren.
- Der *Fachpromotor* hat das Wissen, das für den Prozess benötigt wird, und zeigt Kreativität in der Erarbeitung der Lösungswege.
- Der *Prozesspromotor* hat den Überblick über den Innovationsprozess und verbindet den Macht- mit dem Fachpromotor. Diese Rolle moderiert bei Hauschildt et al. den Innovationsprozess und überwindet Widerstände.
- Der *Beziehungspromotor* stellt die Schnittstelle zu allen externen Partner*innen dar. Diese Rolle wird mit einem steigenden Innovationsgrad immer relevanter.

Wichtig für die Promotorenrollen ist, dass die Betroffenden wissen, welche Rolle sie einnehmen, und dass sie gut zusammenarbeiten können, also Raum und Ressourcen vorhanden sind. Eine Person kann eine oder mehrere Promotorenrollen übernehmen und diese können gleichzeitig oder zu unterschiedlichen Zeitpunkten eingenommen werden. Neben den Promotorenrollen gibt es im Modell von Hauschildt et al. sogenannte Opponenten². Sie stellen die Opposition einer Innovation dar. Sie handeln entweder gegen eine Innovation oder versuchen, durch ihren Widerstand die Innovation nach ihren Vorstellungen zu verändern. Im ersten Fall wird die Innovation verhindert. Im zweiten Fall wird die Innovation meist angepasst an die Bedürfnisse der Betroffenen und verbessert.

Wie hängt nun die Unternehmensinnovation mit dem Thema des Transfers von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis zusammen? Die Corona-Pandemie zwang Hochschulen, innovativ an Lehre, Forschung und Weiterbetrieb der Verwaltung und Dienstleistungen heranzugehen. Dieser äußere Druck macht Innovation nötig. Hier setzt die Studie (siehe Kap. 3.1) an und untersucht, wie Hochschulen mit diesem Innovationsdruck umgehen.

² Opponent ist ein feststehender Begriff und wird deshalb in diesem Artikel nicht gegendert.

tionsdruck umgegangen sind. Dabei spielen die Promotoren eine wesentliche Rolle.

2. Transfer

Für eine Innovation muss zunächst neues Wissen hergestellt werden. Dabei sprechen Gonser und Zimmer (2023) in ihrem Artikel „Kompetenzen für den Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis – Vorschlag einer Systematisierung“ von unterschiedlichen *Wissensarten*. In der Praxis zeichnet sich Wissen durch Kontext-, Erfahrungs- und Anwendungswissen aus. In der Wissenschaft steht dem Kontext- das Systemwissen, dem Erfahrungs- das Orientierungswissen und dem Anwendungs- das Transformationswissen gegenüber, so Gonser und Zimmer.

Wie kann nun dieses wissenschaftliche Wissen in die Praxis transferiert werden? Das beschreiben Gonser und Zimmer (2023): Zunächst kann Transfer als Wissenschaftskommunikation verstanden werden. In diesem Fall wird wissenschaftliches Wissen für den jeweiligen Praxiskontext aufbereitet und gezielt dort kommuniziert. Der Hochschulkontext wird von Gonser und Zimmer explizit nicht als Praxis definiert. In diesem Beitrag wird das Hochschulmanagement jedoch als Praxis gesehen, denn auch die Hochschulpraxis braucht wissenschaftliches Wissen als Handlungsgrundlage. Des Weiteren wird davon ausgegangen, dass sich durch ähnliche Sprachen der beiden Sphären eine Kommunikation vereinfacht, da bereits seit 2012 eine Annäherung von Hochschulforschung und Hochschulpraxis besteht (Krempkow und Pohlenz 2017).

Gonser und Zimmer sprechen von Beratung, wenn der Transfer intensiviert wird. Hierfür wird mit der Praxis gemeinsam an Lösungen und Umsetzungsstrategien auf der Grundlage von wissenschaftlichem Wissen gearbeitet. Um dies durchführen zu können, braucht es entweder den Startschuss aus der Praxis oder ein Angebot aus der Wissenschaft. Wie sich in diesem Beitrag später noch zeigen wird, tauchen an diesem Punkt erste Schwierigkeiten auf.

Wird der Transfer ein weiteres Mal intensiviert, wird von transdisziplinärer oder transformativer Zusammenarbeit gesprochen. Dabei arbeiten Wissenschaft und Praxis gemeinsam von der Idee bis zur Implementierung in den Arbeitsalltag zusammen. Auf diese Art des Transfers wird hier nicht weiter eingegangen, denn diese Zusammenarbeit wurde in der Forschung, die diesem Beitrag zugrundeliegt, nicht angestrebt.

Gonser und Zimmer machen deutlich, dass es nur zum Transfer kommt, wenn in der Praxis ein zu lösendes Problem erkannt wurde (Gonser und Zimmer 2023: 19). Das zu lösende Problem der Hochschulpraxis,

das in diesem Beitrag besprochen wird, waren die Beschränkungen während der Corona-Pandemie, die nicht nur ein zielgerichtetes und schnelles Handeln forderten, sondern auch Wissen aus der Wissenschaft nötig machten. Ziel einer Lösung war folglich eine Veränderung der Praxis, die eine Integration des wissenschaftlich erarbeiteten Wissens benötigte. Hierfür war Wissenstransfer nötig.

Wie bereits eingangs erwähnt, wird in diesem Beitrag analysiert, ob Forschungsergebnisse der Studie „Entwicklungspfade von Hochschule und Lehre nach der Corona-Pandemie“ (Sälzle et al. 2021) und die daraus abgeleiteten Handlungsimpulse in der Hochschulpraxis berücksichtigt wurden bzw. handlungsleitend waren. Dies geschieht anhand des Vergleichs zweier Datensätze, die im Folgenden näher vorgestellt werden.

3. Datensätze

3.1. Studie

Die Studie von Sälze et al. (im Folgenden „Entwicklungspfad-Studie“ genannt) wurde im Frühjahr 2021 von einem Forschungsteam des Instituts für Bildungstransfer der Hochschule Biberach in Zusammenarbeit mit der Geschäftsstelle der Studienkommission für Hochschuldidaktik durchgeführt. Dabei wurden insgesamt 86 Teilnehmende von elf HAW in Baden-Württemberg interviewt. Im ersten Zugang wurden elf Hochschulleitungen befragt, im zweiten wurden 15 Fokusgruppen mit insgesamt 26 Studierenden, 31 Professor*innen sowie zehn Lehrbeauftragten hochschulübergreifend durchgeführt und im dritten Zugang wurden acht Lehrende nach Good-Practice-Beispielen gefragt. Alle Interviews bzw. Fokusgruppen wurden anhand von Leitfäden digital durchgeführt. Sie wurden nach einfachen Regeln transkribiert und mit der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018) ausgewertet. Ausführlich ist dies und die Ergebnisse in Bezug auf die neuen Gegebenheiten während der Corona-Pandemie in der open-Access-Publikation der Studie von Sälzle et al. (2021) nachzulesen. Die Publikation schließt mit folgenden Handlungsimpulsen:

- die Arbeits- und Lebenswelten neu und dabei Studierenden-zentriert zu denken;
- die Möglichkeitsräume, die jede Hochschule hat, individuell zu gestalten;
- digitale Elemente im Rahmen von Präsenzhochschulen zu denken;

- den Eigenraum strategisch und die Hochschulumwelt gemeinsam zu gestalten.

Unter jedem Impuls gibt es Unterpunkte, die an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Für diesen Artikel ist der Impuls „Eigenraum strategisch gestalten“ relevant, denn hier sind die Unterpunkte „Promotoren identifizieren“ und „Handlungsraum geben“ zu finden.

3.2. *Befragung*

Die zweite Erhebung „Lehren für die (digitale) Lehre nach Corona“ wurde von dem Verein HAW BW e.V. im Herbst 2022 durchgeführt. Es war eine schriftliche qualitative Befragung von 13 Prorektor*innen für Lehre an HAW in Baden-Württemberg, in der für den Verein wichtige Fragen gestellt wurden³. Innerhalb dieser Fragen merkten die Prorektor*innen zusätzlich an, wer welche Aufgabe und welche Rolle zum Erhebungszeitraum einnahm, sodass diese Daten für einen Vergleich der Promotorenrollen überhaupt in Frage kommen. Es kann nicht nachgewiesen werden, ob die Prorektor*innen der zweiten Erhebung die Ergebnisse der Entwicklungspfad-Studie kannten. Allerdings kann davon ausgegangen werden, da eine vielfältige mündliche und schriftliche Wissenschaftskommunikation durchgeführt wurde⁴. Die Daten der Befragung wurden der Hochschule Biberach zur Verfügung gestellt und mit der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018) ausgewertet.

³ „Es wurden vier Fragen gestellt: Zur ersten Frage, welche Herausforderungen zur nachhaltigen Verankerung guter (digitaler) Lehre nach der Pandemie an der jeweiligen Hochschule aufraten, wurden vor allem Bedenken bezüglich rechtlicher Regelungen, Deputatsabrechnungen und technischer Voraussetzungen geäußert. Die zweite Frage, welche Visionen es an der Hochschule für die (digitale) Lehre in der Zukunft gibt, wurde hauptsächlich damit beantwortet, dass die Präsenzlehre weiterhin im Fokus steht, jedoch mit digitalen Elementen ergänzt werden soll – überall dort, wo es sinnvoll ist. Die dritte Frage, ob sich Arbeitsgruppen-, -kreise, Organisationseinheiten, o.ä. zu digitaler Lehre und Lehren aus der Pandemie entwickelt haben, wurde mit vielen Beispielen von gegründeten und ausgebauten Instituten, Arbeitsgruppen und anderen Einheiten beantwortet. Frage vier zielte darauf ab, Wünsche in Richtung des MWK und der Politik zu erfahren.“ (Vogt et al. 2023: 81).

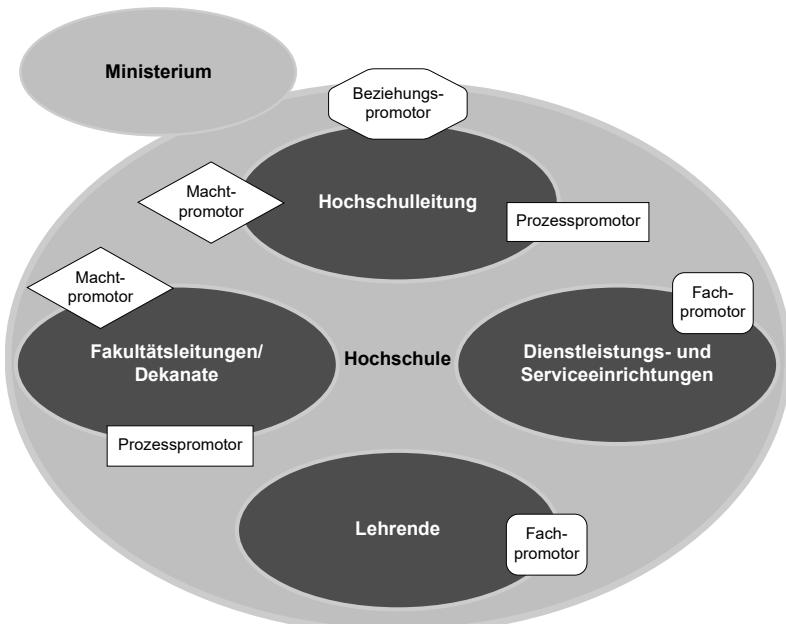
⁴ Die Ergebnisse der Entwicklungspfad-Studie wurden nicht nur veröffentlicht, sondern auch persönlich kommuniziert vom ehemaligen Rektor der Hochschule Biberach in Gesprächen mit regionalen Politiker*innen und den Hochschulleitungen aller Hochschulen für Angewandte Wissenschaften in Baden-Württemberg. Darüber hinaus hatte das Forschungsteam jeder beteiligten Hochschule ein Exemplar der Studie zukommen lassen sowie angeboten, auf der Grundlage der hochschulspezifischen Auswertungen eine Beratung durchzuführen. Dies wurde von keiner Hochschule wahrgenommen. Es hat sich gezeigt, dass trotz dieser großen Bemühungen die Forschungsergebnisse der Entwicklungspfad-Studie kaum beachtet wurden – auch nicht von den Hochschulen, die selbst an der Befragung teilgenommen hatten.

Im nächsten Schritt wurden die Ergebnisse in den Aussagen bezüglich der Promotorenrollen mit denen der Entwicklungspfad-Studie verglichen.

4. Ergebnisse

In Bezug auf die Handlungsfähigkeit und Geschwindigkeit in Veränderungsprozessen an HAW wurde in der Entwicklungspfad-Studie festgestellt, dass die Aufgabenverteilung bzw. die Einnahme einer Promotorenrolle im Frühjahr 2021 für die Bewältigung der Pandemiebedingungen von Bedeutung war. Diese Rollenübernahme wurde nicht gelenkt und geschah spontan. Übertragen auf die befragten Hochschulen ist der Machtpromotor im Frühjahr 2021 unter den Hochschulleitungen bzw. in den Fakultätsleitungen/Dekanaten zu finden. Unter den Hochschul- und Fakultätsleitungen ist auch der Prozesspromotor zu finden. Je nach Hochschule sind die Leitungspersonen also Ressourcen-Geber sowie Überblick-Behalter des Prozesses. Der Fachpromotor ist in den Dienstleistungs- und Serviceeinrichtungen und/oder unter den Lehrenden zu finden. Diese Rolle ist die ein-

Übersicht 1: Promotorenrollen in der Hochschule im Frühjahr 2021



Quelle: Vogt et al. (2023: 80)

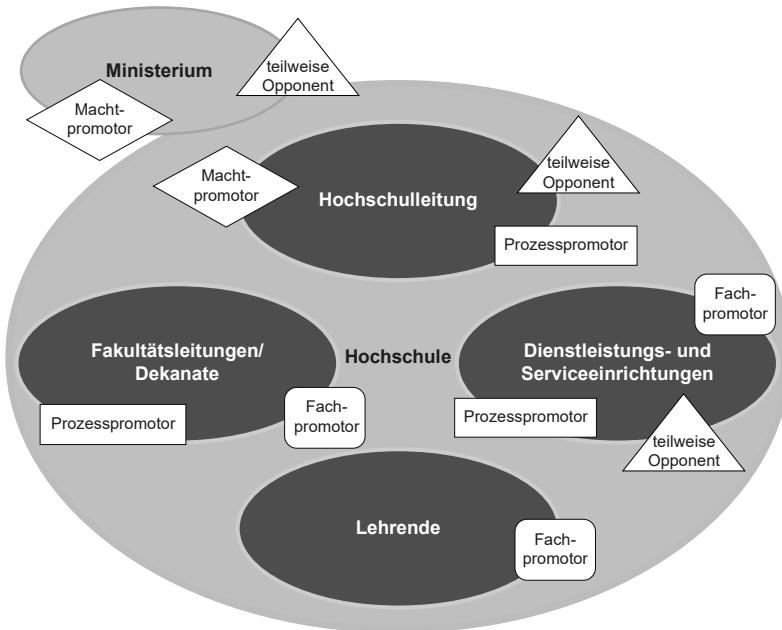
zige, die nicht aus der Hochschul- oder Fakultätsleitung besetzt ist. Zusätzlich zum Macht- und Prozesspromotor nehmen die Hochschulleitungen die Rolle des Beziehungspromotors ein. Diese Rolle markiert die Schnitt- und Kommunikationsstelle nicht nur zu anderen Hochschulen, sondern auch zum Ministerium sowie zu kooperierenden Unternehmen im Umfeld der Hochschule.

Im Vergleich zur zweiten Erhebung, also der schriftlichen qualitativen Befragung, sind einige Auffälligkeiten vorhanden. So wird deutlich, dass die Rolle des Machtpromotors während der Corona-Semester bei den Hochschulleitungen bzw. Fakultätsleitungen/Dekanaten lag und im Herbst 2022 teilweise wieder zurück an das Ministerium ging. Die Rolle des Prozesspromotors wurde nach wie vor von den Hochschulleitungen bzw. Fakultätsleitungen/Dekanaten eingenommen.

Die Dienstleistungs- und Serviceeinrichtungen wie Rechenzentren oder Didaktik-Beratungsstellen übernahmen zu beiden Erhebungszeiträumen die Rolle des Fachpromotors. Hinzu kamen die Fakultätsleitungen/Dekanate, die in der ersten Erhebung nicht als Fachpromotoren identifiziert werden konnten, im Herbst 2022 diese Rolle jedoch deutlich übernahmen. Die Rolle des Beziehungspromotors wurde zum Zeitpunkt der zweiten Erhebung von niemandem übernommen. Auf Übersicht 2, den Promotorenrollen vom Herbst 2022, sind nun auch die Opponenten, also die Gegenpositionen zu den Promotoren, eingezzeichnet. Im Frühjahr 2021 gab es im Vergleich dazu keine Opponenten bzw. es konnten keine identifiziert werden.

Insgesamt konnte festgestellt werden, dass die Promotorenrollen in ihrer Zusammenarbeit entscheidend bei der Gestaltung von Veränderung sind. Es konnte herausgearbeitet werden, dass Promotoren als Schlüssel für den Transfer identifiziert werden können, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind. Zunächst müssen die Promotoren identifiziert werden, die Rolle aktiv übernehmen sowie genügend Ressourcen zur Verfügung haben. Dafür braucht es den Machtpromotor als Ressourcen-Geber. Bereits bei der zweiten Erhebung ist diese Rolle wieder an das Ministerium übergegangen. Das kann ein Grund sein, weshalb sich die Umsetzung der Ergebnisse der Entwicklungspfad-Studie in der Praxis als schwierig erwies. Eine weitere Bedingung ist, dass die Promotorenrollen dauerhaft besetzt werden. Dies erhöht die Geschwindigkeit bei Entscheidungen und bei der Umsetzung unterschiedlicher Maßnahmen, wie die Ergebnisse aus dem Frühjahr 2021 zeigen. Dementsprechend erscheint es wichtig, dass jede Hochschule die Promotorenrollen dauerhaft besetzt. Dazu gehört auch, dass für die Promotoren ein Handlungsräum geschaffen wird, in welchem sie aktiv zusammenarbeiten und Lösungen tatsächlich umsetzen können.

Übersicht 2: Promotorenrollen in der Hochschule im Herbst 2022



Quelle: Vogt et al. (2023: 81)

Um nun zurück zu den Ausführungen von Gonser und Zimmer zu kommen, kann hier festgehalten werden, dass im Rahmen der Entwicklungspfad-Studie ein Transfer als Wissenschaftskommunikation zwar stattgefunden hat. Allerdings ist keine Übersetzung in Handlungen in der Hochschulpraxis belegbar. Auch der Transfer als Beratung, der eine Handlungsaktivität auf Seiten der Hochschulpraxis erhöhen kann, hat nicht stattgefunden, obwohl das zu lösende Problem der durch die Corona-Pandemie bedingten Beschränkungen vorhanden war und ein Bedarf an Beratung vermutet werden konnte. Ob das wissenschaftlich erarbeitete Wissen der Entwicklungspfad-Studie mehr zu Handlungen geführt hätte, wenn der Transfer als transdisziplinäre oder transformative Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis gestaltet gewesen wäre, bleibt im Dunkeln.

5. Ausblick

Abschließend lässt sich festhalten, dass Promotoren eine zentrale Rolle beim Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis spielen.

Durch ihre Fähigkeit, Wissen zu vermitteln, Unterstützung zu mobilisieren und Widerstände zu überwinden, tragen sie maßgeblich zum Erfolg von Transferprozessen bei.

Ein weiterer Aspekt, der sich aus den Erhebungen ableiten lässt: Die Fachpromotoren sollten aktiv in einer Person oder bei größerer Komplexität in einer Abteilung gebündelt sein, denn so wird eine mehrfache Investition von Zeit und finanzieller Ressource bei der Wissenserarbeitung vermieden. Die Hochschulleitungen brauchen für die Erhöhung der Veränderungs- und Transfersgeschwindigkeit – wie zum ersten Erhebungszeitpunkt – eine Machtpromotorenrolle, da sie so schneller handlungsfähig sind, wie die Ergebnisse belegen. Darüber hinaus ist ein Beziehungspromotor unabdingbar, der die Verbindung zwischen innerinstitutionellen Promotoren und dem Ministerium und dessen Bedürfnissen und Regeln herstellt.

Zum Schluss bleibt noch zu erwähnen, dass die Studierenden von den Befragten beider Erhebungen nicht als Promotorenrolle-Einnehmende identifiziert wurden. Möglicherweise schlummert hier jedoch großes Potential. Durch die Zuschreibung von Promotorenrollen an Studierende wäre eine weitere für das Umfeld Hochschule relevante Personengruppe involviert, die den Transfer von Forschungsergebnissen in die Hochschulpraxis befördern könnte. Für die Zukunft stellt sich auch die Frage danach, welche Rolle die Hochschulgremien oder der sogenannte Mittelbau und die Fakultätsassistent*innen übernehmen können. Denn diese Personengruppen haben bereits einen Überblick über die Hochschule, deren jeweils eigene Struktur und die Zuständigkeitsbereiche. Sie könnten sich daher als Prozesspromotoren eignen.

Literatur

- Gonser, Monika/Karin Zimmer (2023): Kompetenzen für den Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis. Vorschlag einer Systematisierung, in: Johannes Schuster/Julia Hugo/Nina Bremm et al. (Hg.). Kompetenzen für den Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis–Vorschlag einer Systematisierung, S. 13–26.
- Hauschildt, Jürgen/Sören Salomo/Carsten Schultz (2016): Innovationsmanagement. 6. Aufl. München, Vahlen.
- HAW BW e. V. (2024): Hochschulen für Angewandte Wissenschaften – HAW BW. Online verfügbar unter <https://hochschulen-bw.de/> (5.2.2024).
- Krempkow, René/Philipp Pohlenz (2017): Hochschulmanagement und Hochschulfor- schung – zwei Welten? (QiW 4/2012). <https://doi.org/10.13140/RG.2.2.18430.79680>.
- Kuckartz, Udo (2018): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunter- stützung. 4. Aufl. Beltz Juventa, Weinheim/Basel.
- Sälzle, Sonja/Linda Vogt/Jennifer Blank/André Bleicher/Ingrid Scholz/Nadja Karos- sa/Renate Stratmann/Thomas D'Souza (2021): Entwicklungspfade für Hochschule

- und Lehre nach der Corona-Pandemie. Eine qualitative Studie mit Hochschulleitungen, Lehrenden und Studierenden. Tectum Verlag, Weinheim/Basel.
- Vogt, Linda/André Bleicher/Jennifer Blank (2023): Promotoren für die Hochschulentwicklung post Corona. Hochschulmanagement (2+3), S. 78–83.

Einwegkommunikation statt Austauschprozess

Analyse des Wissenstransfers zwischen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung und dem Hochschulmanagement

Sigrun Nickel

Nicolas Reum

Gütersloh

In einem Positionspapier zur Wissenschafts- und Hochschulforschung (WiHo-Forschung) konstatiert der Wissenschaftsrat, dass eine der Hauptaufgaben der beiden interdisziplinären Forschungsfelder darin besteht, Erkenntnisse für die Gestaltung des laufenden Wandels bereitzustellen: „Gesellschaftliche und politische Akteure, Wissenschafts- und Hochschulmanagement, aber auch Forschende und Lehrende selbst haben heute einen hohen Bedarf an zuverlässigem und die Prognosefähigkeit erhöhendem Wissen über die skizzierten Veränderungsprozesse im Wissenschafts- und Hochschulsystem“ (WR 2014: 10).

Zu den genannten Veränderungsprozessen zählen u.a. der zunehmende Wettbewerb um Leistungen in Forschung und Lehre, die erhöhten Anforderungen an die Autonomie- und Selbststeuerungsfähigkeit von Hochschulen und die damit einhergehenden Qualitätssicherungsmaßnahmen wie Akkreditierungen und Evaluationen (ebd.: 8–9). Damit sind originäre Aufgaben des Hochschulmanagements angesprochen.

Vor diesem Hintergrund geht das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Forschungsprojekt „Transfer von Erkenntnissen aus der Hochschul- und Wissenschaftsforschung in das Management von Hochschulen“ (TransForM)¹ der Frage nach, in welchem Ausmaß Erkenntnisse der WiHo-Forschung die Arbeit des Hochschulmanagements durch einen Wissenstransfer unterstützen und dadurch auch einen Beitrag zur Professionalisierung des Arbeitsfeldes leisten können.

In dem vorliegenden Beitrag werden zentrale Ergebnisse der ersten Teilstudie des TransForM-Projektes (Nickel/Reum 2024) sowie erste Auswertungsergebnisse einer Befragung von Hochschulmanager*innen vorgestellt. Zunächst wird explorativ untersucht, mittels welcher Transferkanäle institutionelle Akteure solche Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung

¹ Nähere Informationen sind auf der Projektwebseite abrufbar unter <https://www.che.de/projekt/transform/>

bereitstellen, die inhaltlich für das Hochschulmanagement relevant sind. Analysiert werden hier neben Publikationen auch Beiträge bei nationalen und internationalen Tagungen sowie in Social Media. Daran anschließend wird die Perspektive des Hochschulmanagements beleuchtet. Im Mittelpunkt stehen hier Einschätzungen zur Nutzung der Transferkanäle aus der WiHo-Forschung sowie die thematische Passung der weitergegebenen Inhalte. Beide Untersuchungen stoßen in bestehende Forschungslücken.

1. Begriffsdefinitionen und Forschungsdesign

Die Bedeutung des Hochschulmanagements hat seit den 1990er Jahren stark zugenommen. Das Berufsfeld umfasst mittlerweile viele neue und veränderte Rollen und Stellenprofile über alle Organisationsebenen von Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen hinweg. Dies betrifft nicht nur Führungspositionen wie Rektor*innen/Präsident*innen, Vizerektor*innen/Vizepräsident*innen, Kanzler*innen und Dekan*innen (Blümel 2016; Kleimann 2016), sondern auch mittlere Managementpositionen wie etwa Forschungs-, Transfer und Studiengangsmanager*innen (Banscherus et al. 2017; Schneijderberg et al. 2013). Während die Professionalisierung des Hochschul- und Wissenschaftsmanagements häufig Gegenstand des Interesses seitens der WiHo-Forschung war (Krempkow et al. 2023), wurde die Frage des Wissenstransfers zwischen beiden Bereichen und die Frage, inwieweit Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung vom Hochschul- und Wissenschaftsmanagement rezipiert werden und dadurch eine Handlungsrelevanz für die eigene Arbeit entfalten (Menold 2008), bislang nur selten thematisiert.

Unter Wissenstransfer wird oft ein einseitiger Übertragungsprozess von einem gesellschaftlichen Bereich in einen anderen verstanden: „Im Forschungstransfer wird wissenschaftliches Wissen so aufbereitet oder bereits produziert, dass es in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen bedarfshängig nutzbar wird“ (Pasternack 2022: 65). Demgegenüber erfolgt der Transfer zwischen WiHo-Forschung und dem Hochschulmanagement innerhalb desselben gesellschaftlichen Subsystems – dem Wissenschaftssystem (Luhmann 1990) –, wenn auch in unterschiedlichen Rollen und Funktionen.

Vor diesem Hintergrund besteht hier eine Besonderheit darin, dass WiHo-Forscher*innen überwiegend auch Mitglieder der Organisationen sind, in denen die Hochschulmanager*innen arbeiten. Zwar handelt es sich überwiegend nicht um dieselbe Hochschule, dennoch bewegen sich beide Gruppen in einem gemeinsamen professionellen Handlungsräum mit entsprechenden Berührungspunkten.

Vor diesem Hintergrund wird im TransForM-Projekt der Wissenstransfer zwischen der WiHo-Forschung und dem Hochschulmanagement daraufhin untersucht, inwiefern dieser als wechselseitiger Austauschprozess funktioniert. Damit folgt der verwendete Transferbegriff der aktuellen Diskussion über die Entwicklung weg von einem linearen und hin zu einem relationalen Transfermodell (Schmiedl 2022). Transfer findet demnach in einem Beziehungsraum zwischen Forschung und Praxis statt, in dem durch Kommunikationsprozesse eine Wissensproduktion als Verschränkung von „disziplinärer Theorie“ und „praxisfeldbasierter Expertise“ entsteht (Schäffter 2017). Dabei wird zudem nur explizites Wissen betrachtet, das mit Hilfe von Sprache bzw. als Text codiert ist. Das implizite Wissen, das mehr ist als das, „was wir aussprechen können“ (Polanyi 1966), ist nicht Gegenstand der Untersuchung.

Das Forschungsdesign des TransForM-Projekts ist mehrstufig angelegt. Am Anfang stand zunächst die Identifikation von Themen, bei denen davon ausgegangen werden konnte, dass sie im Untersuchungszeitraum August 2020 bis Juli 2023 eine Relevanz für das Hochschulmanagement in den Kernarbeitsbereichen Lehre und Studium, Forschung und Transfer besaßen. Zusätzlich wurde das Themenfeld Hochschulmanagement aufgenommen. Die daraus resultierende Schlagwortliste wurde durch Clustering zu insgesamt 57 Unterthemen verdichtet, denen die recherchierten Dokumente zugeordnet wurden. Bei den Transferkanälen lag das Interesse auf Publikationen, Tagungen und Social Media. Dabei zeigte sich rasch die Notwendigkeit, bei zweien eine Binnendifferenzierung in Untertypen vorzunehmen. Infolgedessen wird bei den Publikationen zwischen Fachzeitschriftenartikeln, Monografien und Sammelbänden sowie Papers und Kurzpublikationen sowie bei Social Media zwischen Beiträgen auf Twitter/X, LinkedIn, Newslettern, dem Internetportal wissenschaftsmanagement-online (Wim’O), Blogs und Podcasts unterschieden.

Im Herbst 2023 erfolgte dann im zweiten Schritt eine bundesweite Befragung von Hochschulmanager*innen in den Tätigkeitsfeldern Lehre und Studium, Forschung und Transfer. Dabei gab es zwei Hauptziele: Zum einen ging es darum, zu erfahren, welche der zuvor analysierten Transferkanäle in welchem Umfang vom Hochschulmanagement genutzt werden. Zum anderen sollte eruiert werden, welche Erkenntnisse von den Befragten als handlungsrelevant erachtet werden. Dabei wurden sowohl Hochschulleitungen als auch die mittlere Ebene des Hochschulmanagements adressiert. Die angeschriebene Grundgesamtheit von 3.755 Personen bestand aus Vizepräsident*innen/Prorektor*innen für Studium und Lehre, Forschung und Transfer sowie aus Forschungs- und Transfermanager*innen, Studiengangsmanager*innen bzw. -koordinator*innen und

-verantwortlichen. Der Rücklauf lag inklusive teilausgefüllter Fragebögen bei 1.432 auswertbaren Fällen, was 38,1 Prozent und damit einer relativ hohen Quote entspricht.

In der Stichprobe bilden die Studiengangsmanager*innen, -koordinator*innen und -verantwortlichen mit 40,1 Prozent die größte Gruppe, gefolgt von Forschungsmanager*innen mit 24,8 Prozent und Transfermanager*innen mit 15,3 Prozent. Die Vizepräsident*innen/Prorektor*innen bilden in der Stichprobe mit einem Anteil von 12,8 Prozent die kleinste Gruppe. Insgesamt wurden in der Befragung 23 Fragen zu drei Themenbereichen gestellt:

- Nutzung von Erkenntnissen und Transferkanälen aus der WiHo-Forschung für die eigene Arbeit;
- Kooperation zwischen Hochschulmanagement und WiHo-Forschung;
- Erwartungen an die WiHo-Forschung.

Im Folgenden werden ausgewählte Befunde aus den beiden aufeinander aufbauenden Teiluntersuchungen vorgestellt. Während die erste Untersuchung bereits abgeschlossen ist und deren Ergebnisse in Form einer Publikation vorliegen (Nickel/Reum 2024), befindet sich die Erstellung der zweiten Untersuchung zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Artikels noch in Arbeit. Bei den hier einbezogenen Ergebnissen handelt es sich um Vorab-Auswertungen.

2. Vielzahl und Vielfalt der Wissensproduzenten

Der Fokus bei der Analyse der Transferkanäle aus der WiHo-Forschung ins Hochschulmanagement lag auf den dort aktiven institutionellen Akteuren wie z.B. Lehrstühle, Abteilungen/Arbeitsbereiche, eigenständige Zentren und Institute an Hochschulen oder außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Daher wurden die erfassten Dokumente nicht einer/einem individuellen Autor*in zugewiesen, sondern der Einrichtung, an der diese*r zum Zeitpunkt der Veröffentlichung beschäftigt war.

Im Ergebnis zeigt sich, dass wissenschaftliche Erkenntnisse zu den Themenfeldern Lehre und Studium, Forschung, Transfer und Hochschulmanagement nicht allein von der in Deutschland institutionalisierten WiHo-Forschung stammen. Vielmehr ist hier eine Vielfalt an Akteuren in den untersuchten Publikationen, Tagungen und Social-Media-Kanälen aktiv. Dazu zählt auch das Hochschulmanagement, welches insbesondere in praxisnahen Zeitschriften publiziert. Überwiegend handelt es sich hierbei um Ergebnisse aus dem „Institutional Research“ (vgl. Webber 2018).

Damit sind hochschulinterne Untersuchungen gemeint, die zumeist empirisch ausgerichtet sind und u.a. dazu dienen, Entscheidungen von Leitungskräften oder Gremien vorzubereiten oder organisationsbezogenes Wissen für die Hochschulentwicklung allgemein bereitzustellen. Beispiele dafür sind Befragungen von Studierenden und Lehrenden zur Qualitätsverbesserung oder Erhebungen zur Begleitung von Reformprojekten. Zwar ist Institutional Research bislang kein etabliertes Feld der WiHo-Forschung, trotzdem wird faktisch über diesen Weg angewandte Forschung betrieben, deren Resultate von Akteuren, die vorwiegend im Hochschulmanagement angesiedelt sind, in die Community weitergegeben werden.

Von den in Deutschland ansässigen 123 Akteuren, die (auch) WiHo betreiben (Ramirez, Beer & Pasternack 2021; BMBF 2021), waren im Untersuchungszeitraum 73 (59,3 %) in den Transferkanälen aktiv. Von diesen sind 50 an Universitäten und zwei an Fachhochschulen/HAW angesiedelt. Bei den übrigen 21 Akteuren der WiHo-Forschung handelt es sich um außeruniversitäre Einrichtungen.

Darüber hinaus wurden 26 aktive Netzwerke und Fachgesellschaften als Akteure in die Analyse einbezogen. 24 davon sind laut der Topographie von Ramirez, Beer & Pasternack (2021: 23) sowie einer weiteren Liste des BMBF (2022) als besonders relevant für die WiHo-Forschung einzustufen. Zwei weitere wurden aufgrund ihrer Aktivitäten in den Transferkanälen in die Untersuchung zusätzlich aufgenommen. Von den 26 betrachteten Netzwerken und Fachgesellschaften waren 23 (88,5 %) im Beobachtungszeitraum in den Transferkanälen aktiv.

Im Verlauf der Dokumentenanalyse zeigte sich, dass rund die Hälfte der Beiträge in den erfassten Publikationen und Tagungen von Akteuren stammt, die nicht der institutionalisierten WiHo-Forschung in Deutschland zuzurechnen sind. Die Social-Media-Kanäle konnten hier aufgrund ihrer spezifischen Beschaffenheit nicht mit betrachtet werden. Doch allein für die beiden Transferkanäle Publikationen und Tagungen wurden 821 weitere Akteure identifiziert, die neben den etablierten Einrichtungen der WiHo-Forschung im Untersuchungszeitraum in Erscheinung getreten sind. Von diesen sind 653 in der Wissenschaft (79,5 %) und 168 im Hochschulmanagement (20,5 %) angesiedelt.

Im Tätigkeitsfeld Hochschulmanagement ist eine Differenzierung nach Tätigkeitsfeldern interessant. Hier stammen die meisten der erfassten Beiträge von Hochschulmanager*innen aus dem Bereich der Lehrentwicklung (14,5 %). Es folgen die wissenschaftliche Weiterbildung mit 13,5 Prozent und die Hochschuldidaktik mit 13 Prozent. An vierter Stelle steht der Bereich Qualitätsmanagement mit einem Anteil von 9,8 Prozent. Die anderen

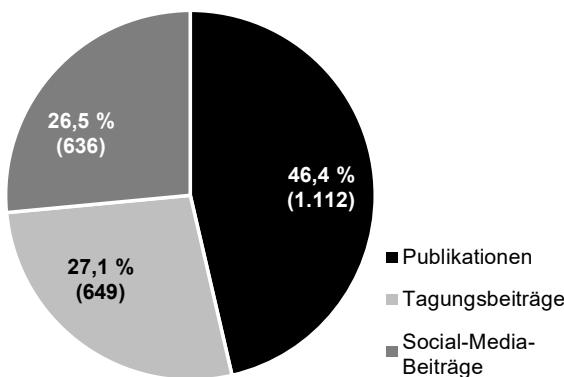
Managementbereiche rangieren mit Abstand dahinter. Hervorzuheben sind hier noch Präsidien/Rektorate mit einem Anteil von 6,7 Prozent und der Bereich E-Learning mit 5,7 Prozent.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse bezogen auf das Hochschulsystem (Hochschulforschung) und das Wissenschaftssystem (Wissenschaftsforschung) keine alleinige Domäne der institutionalisierten WiHo-Forschung in Deutschland ist. In den Publikationen sowie den Beiträgen zu Tagungen und in den Social-Media-Kanälen veröffentlicht eine Fülle weiterer Personen aus der Wissenschaft und dem Hochschulmanagement einschlägige Dokumente. Diese ausgeprägte Heterogenität kann bei Nutzer*innen zur Unübersichtlichkeit führen.

3. Publikationen zentraler Transferkanal der WiHo-Forschung

Insgesamt wurden zwischen August 2020 und Juli 2023 in den untersuchten Transferkanälen 2.397 Dokumente zu den relevanten Themenbereichen Lehre und Studium, Forschung, Transfer und Hochschulmanagement erfasst und analysiert. Diese teilen sich wie folgt auf:

Übersicht 1: Anzahl veröffentlichter Dokumente in den Transferkanälen der WiHo-Forschung im Zeitraum 2020 bis 2023



Quelle: CHE Centrum für Hochschulentwicklung 2023;
anteilig und absolut; n = 2.397 Dokumente

Innerhalb der Publikationen bilden die Fachzeitschriftenartikel mit 63,3 Prozent den größten Subkanal, gefolgt von Monografien und Sammelbandbeiträgen mit 31,9 Prozent. Papers und Kurzpublikationen machen nur einen geringen Anteil aus. Im Kanal Social Media ist mit 33,2 Prozent Twitter/X der größte Subkanal, dicht gefolgt von Newslettern von Einrichtungen der WiHo-Forschung mit 28,1 Prozent. Das berufliche Netzwerk LinkedIn weist 18,7 Prozent auf, Blogbeiträge 11,8 Prozent. Nur wenig aktiv genutzt werden das Onlineportal Wim’O und Podcasts. Die aktive Nutzung von Social Media zur Verbreitung von Forschungsergebnissen durch die WiHo-Forschung erfolgt damit nur zögerlich. Rund die Hälfte der erfassten Akteure der WiHo-Forschung besitzt zwar einen Account auf Twitter/X und rund jeder Fünfte einen LinkedIn-Account, sie nutzen diese aber relativ selten zum Zweck der Wissenschaftskommunikation. Die traditionellen Transferkanäle Publikationen (insbesondere Fachzeitschriftenartikel) und Tagungen stellen weiterhin den primären Kommunikationsweg für Forschungsergebnisse dar.

Allerdings ist ein quantitativer Vergleich zwischen den drei Transferkanälen nur eingeschränkt möglich. Dies betrifft vor allem Social Media. So musste der Zeitraum der Erfassung für Twitter/X, Blogs, Podcasts, Newsletter und Wim’O aufgrund der sehr großen Menge vorhandener Dokumente auf ein Jahr verkürzt werden (Oktober 2021 bis Oktober 2022). Zusätzlich war die Rückverfolgung älterer Beiträge aus technischen Gründen auf einigen Plattformen erschwert.

Ebenfalls aus technischen Gründen unterscheidet sich der Erfassungszeitraum für LinkedIn von dem der anderen Social-Media-Beiträge. Hier musste als Jahreszeitraum der Juli 2022 bis Juli 2023 gewählt werden. Grund hierfür ist, dass LinkedIn die exakte Rückdatierung älterer Beiträge nur bis zu einem Jahr ermöglicht. Stellt man diese Besonderheiten in Rechnung, relativiert sich der geringe Anteil von Social-Media-Beiträgen im Sample. Wenn wie bei den Publikationen und Tagungsbeiträgen auch ein zweijähriger Untersuchungszeitraum möglich gewesen wäre, hätte das Zahlenverhältnis stärker zugunsten der Social-Media-Beträge ausfallen können.

Weiterhin muss bei einem Vergleich berücksichtigt werden, dass die Dokumente von sehr unterschiedlicher Beschaffenheit sind. So muss z.B. ein Buch inhaltlich anders gewichtet werden als ein Post auf LinkedIn oder einem anderen Subkanal der Social Media.

Doch bei allen Einschränkungen mit Blick auf einen quantitativen Vergleich lässt sich qualitativ ein Trend dahingehend erkennen, dass für die Veröffentlichung von Ergebnissen der WiHo-Forschung der Kanal Publikationen nach wie vor eine dominierende Rolle einnimmt. Das entspricht

der herrschenden wissenschaftlichen Kultur. Social Media haben dagegen eine wachsende Bedeutung insbesondere mit Blick auf die Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation von Erkenntnissen aus der WiHo-Forschung u.a. auch in Richtung Hochschulmanagement. Das belegen auch die nachfolgend dargestellten Ergebnisse der Befragung von Hochschulmanager*innen.

4. Kürzere Beiträge im Hochschulmanagement bevorzugt

Die im Anschluss an die Untersuchung der Transferkanäle durchgeführte bundesweite Befragung sollte u.a. beleuchten, inwiefern Hochschulmanager*innen das umfangreiche Informationsangebot tatsächlich nutzen und welche Bedürfnisse sie bezogen auf den Wissenstransfer aus der WiHo-Forschung haben. Dabei zeigte sich, dass der überwiegende Teil der Befragten ein großes Interesse an Erkenntnissen aus der WiHo-Forschung hat und diese auch im Rahmen ihrer Tätigkeit rezipiert. Nur 11,2 Prozent gaben bei der Frage nach der Häufigkeit der Rezeption an, dass sie dies niemals tun. Gleichzeitig halten nur 18,2 Prozent den Wissenstransfer zwischen WiHo-Forschung und dem eigenen Tätigkeitsfeld für wenig oder gar nicht relevant. 42 Prozent dagegen stuften diesen als überwiegend oder sehr relevant ein.

Zugleich zeigt sich allerdings auch ein akutes Zeitproblem. So ist der Anteil derjenigen Befragten mit Abstand am größten (39,9 %), die Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung „seltener als einmal im Monat“ rezipieren. Im Gegenzug fällt der Anteil der Befragten, die mindestens einmal in der Woche Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung rezipieren, mit 11,4 Prozent am geringsten aus.

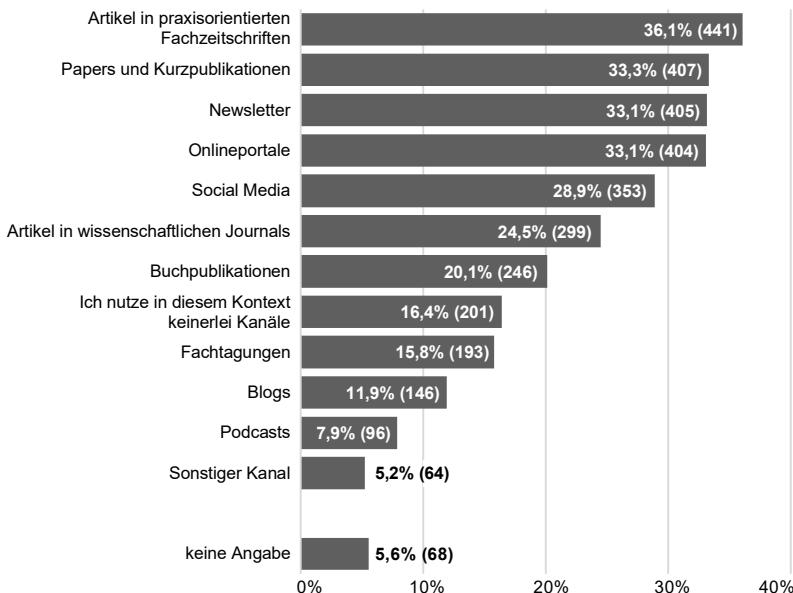
Zudem sagen die meisten Befragten, dass ihr Zeitbudget nur die Lektüre ausgewählter Transferkanäle zulässt, wobei sich hier ein Unterschied zwischen den Hierarchieebenen zeigt. So stimmen dieser Aussage 68,3 Prozent der befragten Vizepräsident*innen/Vizerektor*innen, aber nur 45,5 Prozent der befragten Studiengangsmanager*innen, -koordinator*innen und -verantwortlichen sowie Forschungs- und Transfermanager*innen zu. Deutlich größere Einigkeit zeigt sich hingegen bezogen auf die Aussage „Ich habe generell zu wenig Zeit für die Lektüre“. Hier stimmen jeweils rund 50 Prozent der beiden Gruppen zu.

Die Hochschulmanager*innen nutzen insgesamt eine breite Palette an Transferkanälen aus der WiHo-Forschung. Übersicht 2 zeigt, dass dabei für die meisten Befragten die Artikel in praxisorientierten Fachzeitschrif-

ten eine Rolle spielen. Papers und Kurzpublikationen, Newsletter und Onlineportale wie die Webseite wissenschaftsmanagement-online.de folgen knapp dahinter. Social Media stehen auf dem fünften Platz.

Die klassischen wissenschaftlichen Transferkanäle des wissenschaftlichen Journals und der Buchpublikationen, die auch in der Dokumentenanalyse den größten Teil des erfassten Outputs der WiHo-Forschung ausmachen, nutzen dagegen schon merklich weniger Befragte. Auch Fachtagungen spielen nur für die wenigsten befragten Hochschulmanager*innen eine Rolle. Von den erfragten Transferkanälen am seltensten genutzt werden Blogs und Podcasts. Insgesamt wird also erkennbar, dass Hochschulmanager*innen kürzere und praxisnähere Formate bevorzugen. Dieser Befund korrespondiert auch mit den zuvor festgestellten zeitlichen Problemen.

*Übersicht 2: Nutzung von Transferkanälen durch Hochschulmanager*innen*



Quelle: CHE Centrum für Hochschulentwicklung 2023; anteilig und absolut; Mehrfachantworten möglich; n = 1.222 Hochschulmanager*innen

Auffällig bei der unterschiedlichen Nutzung der Transferkanäle ist zudem, dass manche Kanäle in den Tätigkeitsfeldern unterschiedlich stark genutzt werden. Dies fällt besonders beim Kanal Social Media auf, der von fast

60 Prozent aller befragten Transfermanager*innen genutzt wird, was deutlich über dem Gesamtschnitt von knapp 30 Prozent liegt. Auf der anderen Seite zeigt sich differenziert nach Hierarchieebenen, dass die befragten Vizepräsident*innen/Prorektor*innen im Vergleich zu Personen im mittleren Hochschulmanagement die meisten Transferkanäle häufiger nutzen, abgesehen von Social Media. Für den Wissenstransfer in bestimmte Gruppen des Hochschulmanagements sind folglich auch unterschiedliche Transferkanäle relevant.

5. Unterschiedliche inhaltliche Interessen als Transferhindernis

Die inhaltlichen Interessen von Hochschulmanager*innen weichen teilweise von den Themen ab, welche in den Transferkanälen der WiHo-Forschung behandelt werden. Das zeigt ein Vergleich von Befunden aus der Dokumentenanalyse und der Befragung von Prorektor*innen/Vizepräsident*innen und dem mittleren Hochschulmanagement.

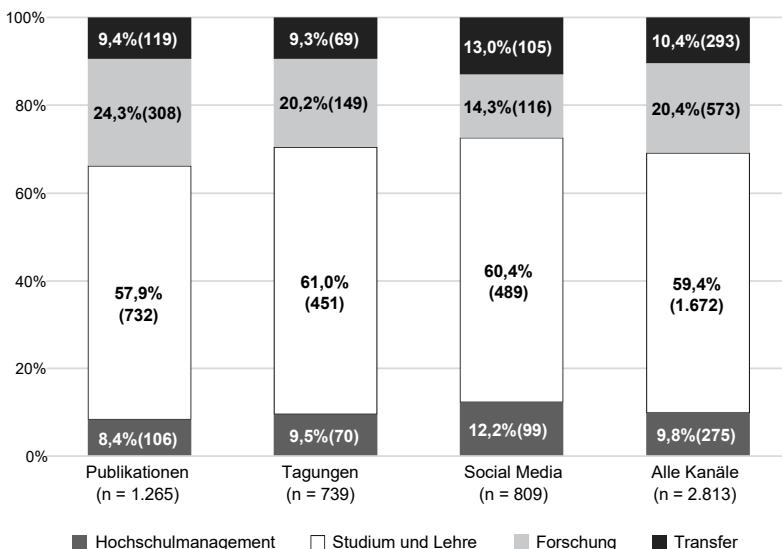
Zunächst einmal lässt sich feststellen, dass die vier untersuchten Themenbereiche Studium und Lehre, Forschung, Transfer und Hochschulmanagement in den Transferkanälen der WiHo-Forschung einen unterschiedlich großen Stellenwert aufweisen. Wie Übersicht 3 zeigt, rangiert hier das Themenfeld Studium und Lehre mit 59,4 Prozent an der Spitze. Das ist fast dreimal so hoch wie der zweitplazierte Themenbereich Forschung mit 20,4 Prozent. Transfer und Hochschulmanagement weisen mit jeweils rund zehn Prozent die geringsten Anteile auf.

Ähnliche Verhältnisse zeigen sich auch bei einer Korrelation der Themenbereiche mit den drei Transferkanälen Publikationen, Tagungsbeiträge und Social Media. Die größten Unterschiede lassen sich im Themenfeld Forschung feststellen. Dieses hat bei den Publikationen mit 24,3 Prozent einen deutlich größeren Anteil als auf Social Media mit 14,3 Prozent. Auf Social Media finden sich dagegen häufiger Dokumente zu den Themenfeldern Transfer und Hochschulmanagement. Die ausgeprägten Unterschiede zwischen Social Media auf der einen Seite und Publikationen und Tagungen auf der anderen Seite geben möglicherweise einen Hinweis darauf, dass die Akteure mit ihren Social-Media-Aktivitäten eine andere Zielgruppe erreichen als mit Publikationen oder auf Tagungen.

Geht man noch eine Ebene tiefer und analysiert die Unterthemen, welche die erfassten Dokumente in den Bereichen Studium und Lehre, Forschung, Transfer sowie Hochschulmanagement behandeln, zeigen sich weitere Tendenzen. So spielt die Digitalisierung im Themenbereich Studium und Lehre die größte Rolle, gefolgt von der Hochschuldidaktik und dem Thema Qualitätsentwicklung. Weitere bedeutsame Unterthemen in

diesem Bereich sind die Situation der Lehrenden allgemein sowie die Auswirkungen von Corona/Covid-19 auf die Lehre.

Übersicht 3: Verteilung der untersuchten Themenfelder in den Transferkanälen der WiHo-Forschung



Quelle: CHE Centrum für Hochschulentwicklung 2023; anteilig und absolut; Mehrfachzuordnungen möglich; n = in Übersicht ausgewiesen (2.397 Dokumente insgesamt)

Im Themenbereich Forschung dominieren Personalthemen. So befassen sich die meisten Dokumente mit dem Forschungspersonal oder dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Ebenfalls wichtig sind die Messung von Forschungsleistungen, die Entwicklung des Wissenschaftssystems insgesamt und die Qualitätsentwicklung in der Forschung. Im Themenfeld Transfer liegen die vier häufigsten Unterthemen anteilig relativ dicht beieinander.

Dabei handelt es sich um den Wissenstransfer allgemein, Kooperation und Vernetzung, Wissenschaftskommunikation und Innovationen. Die Dokumente zum Themenfeld Hochschulmanagement fokussieren überwiegend auf das mittlere Hochschulmanagement. Deutlich seltener nehmen sie die Hochschulleitung in den Blick und am wenigsten kommen Dokumente zu Fachbereichs- und Fakultätsleitungen oder Hochschulräten vor.

Teilweise andere inhaltliche Präferenzen zeigen sich demgegenüber bei den Befunden aus der bundesweiten Erhebung unter Hochschulmanager*innen. Diese wurden u.a. gefragt, welche Themen zum Zeitpunkt der Befragung die höchste Priorität in ihrem jeweiligen Arbeitskontext besaßen. Um eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu gewährleisten, waren die zur Auswahl stehenden Items identisch mit denen, die der Dokumentenanalyse zugrunde lagen. Der Fragebogen wies allerdings eine Filterführung auf, so dass die befragten Hochschulmanager*innen nur die Themen einschätzen konnten, die in ihren jeweiligen Arbeitsbereich fielen. So wurden also z.B. Forschungsmanager*innen darum gebeten, ausschließlich die für sie relevanten Forschungsthemen einzustufen. Demnach sind die fünf am häufigsten genannten Unterthemen aus dem Bereich *Studium und Lehre*:

- Studiengangsentwicklung (57,9 %),
- Studienberatung (50,1 %),
- Digitalisierung (47,3 %),
- Studienerfolg (43,3 %) und
- Qualitätsentwicklung (41,4 %).

An der Spitze des Themenfeldes *Forschung* stehen:

- Drittmittelakquise und -verwaltung (63,7 %),
- Forschungsmanagement (54,4 %)
- Forschungsfinanzierung (52,3 %).
- Forschungskooperationen (51,5 %) und
- Forschungsstrategie (50,8 %).

Im Bereich *Transfer* besitzen Priorität:

- Kooperation und Vernetzung (61,9 %),
- Wissenstransfer allgemein (54 %),
- Transfermanagement (52,3 %),
- Transferstrategie (51,8 %) und
- Innovationen (51,6 %).

Verglichen mit den Ergebnissen der thematischen Analyse der Dokumente aus den Transferkanälen der WiHo-Forschung zeigen sich einige Gemeinsamkeiten und Abweichungen. So gibt es im Bereich Studium und Lehre mit der Digitalisierung und der Qualitätsentwicklung unter den fünf meistgenannten Themen zwei thematische Überschneidungen. Beim Transfer sind immerhin drei der am höchsten priorisierten Themen deckungsgleich, und zwar Kooperation und Vernetzung, Wissenstransfer allgemein sowie

Innovationen. Keinerlei Überschneidungen zeigen sich dagegen im Bereich Forschung.

Die Dokumente in den Transferkanälen der WiHo-Forschung befassen sich in diesem Bereich in erster Linie mit Personalfragen, der Messung von Forschungsleistungen und der Qualitätsentwicklung, während für das Hochschulmanagement Drittmittelakquise, Forschungsmanagement und Forschungsförderungsthemen am relevantesten eingeschätzt werden. Die Tatsache, dass die inhaltlichen Interessen der WiHo-Forschung stellenweise von denen des Hochschulmanagements abweichen, ist an sich nicht verwunderlich. Wissenschaft und Praxis sind unterschiedliche Arbeitsfelder mit unterschiedlichen Rollen und Anforderungen. Hinzu kommt, dass die WiHo-Forschung, wie die bundesdeutsche Forschung generell, stark drittmittelgetrieben ist und daher bei ihren Themensetzungen durchaus von der Forschungsförderung beeinflusst wird.

Gleichwohl können inhaltliche „Mismatches“ ein Transferhindernis zwischen WiHo-Forschung und Hochschulmanagement darstellen. Hier sind beide Seiten gefordert, sich in einem fortlaufenden Kommunikationsprozess über ihre jeweiligen inhaltlichen Interessen auszutauschen. Aus Sicht des Hochschulmanagements wäre es laut der Erhebung u.a. auf jeden Fall wünschenswert, wenn dort tätige Personen stärker als bisher insbesondere bei der Ableitung von Handlungsempfehlungen in WiHo-Projekte eingebunden wären.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Insgesamt zeigen die dargestellten Untersuchungsergebnisse, dass der Wissenstransfer zwischen dem Hochschulmanagement und der WiHo-Forschung derzeit eher eine Einwegkommunikation als ein gemeinsamer Austauschprozess ist. Zwar sagt der überwiegende Teil der befragten Hochschulmanager*innen, dass ihnen oft die Zeit für die Rezeption von Erkenntnissen aus der WiHo-Forschung fehlt, doch schätzen sie dieses Knowhow mehrheitlich als relevant für die eigene Arbeit ein. Demgegenüber mangelt es allerdings an geeigneten Aufbereitungen, die den Bedürfnissen der Hochschulmanager*innen entgegenkommen. Dabei handelt es sich um eher kürzere Beiträge, die entweder in praxisnahen Fachzeitschriften oder Social Media abrufbar sind.

Die Akteure der WiHo-Forschung setzen indes weiterhin primär auf Publikationen und damit auf den klassischen Transferkanal der Wissenschaft. Wissenstransfer wird auf dieser Seite vorwiegend als Hol-Schuld der Nutzer*innen gesehen: Die von der WiHo-Forschung veröffentlichten

Dokumente stellen in erster Linie Angebote dar, welche Hochschulmanager*innen anlassbezogen rezipieren können, sofern sie in der Lage sind, diese entweder händisch oder online zu recherchieren.

Ob Printmedien oder Social Media – in beiden Bereichen setzen die Akteure der WiHo-Forschung vorwiegend auf ein intrinsisches Interesse. Von dessen Stärke hängt es dann ab, ob sich Wissenschaftsmanager*innen aus eigenem Antrieb auf die Suche nach geeignetem Knowhow machen. Woran es hier mangelt, ist eine zielgruppenorientierte Handhabung der Transferkanäle. So existiert mit Blick auf das Hochschulmanagement bislang nur eine Online-Plattform in Social Media, welche das Hochschulmanagement explizit adressiert, und zwar „Wissenschaftsmanagement Online“ (Wim’O). Diese wird allerdings zum Wissenstransfer aus der WiHo-Forschung bislang nur wenig genutzt. Alle anderen Informationsangebote in den untersuchten Transferkanälen sind unspezifisch und streuen das Wissen in die breite Öffentlichkeit.

Darüber hinaus wird deutlich, dass die Produktion von Wissen über das Hochschul- und Wissenschaftssystem keine alleinige Domäne der institutionalisierten WiHo-Forschung in Deutschland ist. Vielmehr gibt es eine große Zahl von Akteuren, die sich in unterschiedlicher Weise und in differenter Intensität auf diesem Forschungsfeld bewegen. Darunter befinden sich auch Arbeitsbereiche des Hochschulmanagements. Hochschulmanager*innen sind nicht nur Gegenstand von WiHo-Forschung, sondern sie veröffentlichen ebenfalls wissenschaftliche Erkenntnisse zum Hochschul- und Wissenschaftssystem in den untersuchten Transferkanälen. Aus dieser Vielzahl und Vielfalt resultiert eine Unübersichtlichkeit, welche den Nutzer*innen die Orientierung erschwert. Es gibt bislang keine Instanz, die Interessierte dabei unterstützt, sich in diesem Informationsdschungel zu rechtfinden. Nutzer*innen müssen die für ihre Bedürfnisse geeigneten Transferkanäle und Informationswege selbst identifizieren.

Alles in allem ist der Wissenstransfer zwischen der WiHo-Forschung und dem Hochschulmanagement also noch deutlich verbesserungsbedürftig. Die entscheidende Frage ist, von wem konkrete Schritte unternommen werden, um hier Bewegung hineinzubringen. Das TransForM-Projekt wird in seiner abschließenden Phase praxisbezogene Hinweise erarbeiten, aber ob diese umgesetzt werden, hängt dann später von den Akteuren der WiHo-Forschung und des Hochschulmanagements ab.

Literatur

Banscherus, Ulf/Alena Baumgärtner/Uta Böhm/Olga Golubchykova/Susanne Schmitt & André Wolter (2017): Wandel der Arbeit in wissenschaftsunterstützenden Bereichen an Hochschulen. Study der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 362, Düsseldorf.

- Blümel, Albrecht (2016): Von der Hochschulverwaltung zum Hochschulmanagement. Springer VS, Wiesbaden.
- BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung (2021): WiHo-(Forschungs-) Einrichtungen in Deutschland. Erweiterte PDF-Liste. Abgerufen von https://www.wihoforschung.de/wihoforschung/shareddocs/Downloads/_medien/downloads/wiho-forschungseinrichtungen_erweiterte-liste.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (14.8.2024)
- BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung (2022). Internationale (Fach-) Gesellschaften der Wissenschafts- und Hochschulforschung. Abgerufen von https://www.wihoforschung.de/wihoforschung/de/forschungslandschaft/internationale-fach-gesellschaften/internationale-fach-gesellschaften_node.html (14.8.2024)
- GfHf Gesellschaft für Hochschulforschung (2015): Lage und Zukunft der Hochschulforschung in Deutschland. Positionspapier der Gesellschaft für Hochschulforschung und ihrer Mitglieder. Abgerufen von https://www.gfhf.net/wp-content/uploads/2015/06/Positionspapier_zur_Hochschulforschung_GfHf.pdf (14.8.2024)
- Kleimann, Bernd (2016): Universitätsorganisation und präsidiale Leitung. Führungspraktiken in einer multiplen Hybridorganisation. Springer VS, Wiesbaden.
- Krempkow, Renée/Susan Harris-Huemmert/Kerstin Janson/Ester Höhle/Julia Rathke & Michael Hölscher (2023): Berufsfeld Wissenschaftsmanagement. UVW Universitätsverlag Webler, Bielefeld.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- Menold, Nadja (2008): Wissensintegration beim Entscheiden und Planen in Gruppen. Empirische Ergebnisse mit Anwendungsmöglichkeiten für hochschulische Planungs- und Entscheidungsprozesse, in: Antonia Scholkmann/Bianca Roters/Judith Ricken & Marc Höckers (Hrsg.): Hochschulforschung und Hochschulmanagement im Dialog. Zur Praxisrelevanz empirischer Forschung über die Hochschule. Waxmann, Münster, S. 39–53.
- Nickel, Sigrun/Nicolas Reum (2024): Transferkanäle zwischen der Wissenschafts- und Hochschulforschung und dem Hochschulmanagement – Analyse von Akteuren und Aktivitäten. CHE-Impulse Nr. 17. CHE, Gütersloh. Abgerufen von: <https://www.che.de/download/transferkanäle-wiho-forschung/> (14.8.2024)
- Pasternack, Peer (2022): Wissenschaftskommunikation, neu sortiert. Eine Systematisierung der externen Kommunikation der Wissenschaft. Springer VS, Wiesbaden.
- Polanyi, Michael (1966): Implizites Wissen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- Ramirez, Rocio/Andreas Beer & Peer Pasternack (2021): WiHoTop – Elemente einer Topografie der deutschen Wissenschafts- und Hochschulforschung, in: die hochschule, 30(2), S. 5–80.
- Schäffler, Ortfried (2017): Wissenschaftliche Weiterbildung im Medium von Praxisforschung – eine relationstheoretische Deutung, in: Wolfgang Jütte & Beate Hörr (Hrsg.): Weiterbildung an Hochschulen. Der Beitrag der DGWF zur Förderung wissenschaftlicher Weiterbildung. Bielefeld: wbv, Bielefeld, S. 221–240.
- Schmidl, Friederike-Luise (2022): Von der Einbahnstraße zum Beziehungsraum. Relationstheoretische Überlegungen zum Forschungs-Praxis-Transfer, in: Bildungsforschung (2022) 2, S. 1–16.
- Schneijderberg, Christian/Nadine Merkator/Ulrich Teichler & Barbara M. Kehm (Hrsg.) (2013): Verwaltung war gestern? Neue Hochschulprofessionen und die Gestaltung von Studium und Lehre. Campus Verlag, Frankfurt, New York.

- Webber, Karen L. (Hrsg.) (2018): Building Capacity in Institutional Research and Decision Support in Higher Education. *Knowledge Studies in Higher Education* 4. Springer, Wiesbaden.
- WR Wissenschaftsrat (2014): Institutionelle Perspektiven der empirischen Wissenschafts- und Hochschulforschung in Deutschland. Positionspapier. Darmstadt.
- WR Wissenschaftsrat (2016): Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutioneller Strategien. Positionspapier. Weimar.

Einflussfaktoren der Nutzung von Erkenntnissen aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung in den Landeswissenschaftsministerien

Björn Möller

Hannover

Elke Bosse

Hannover

Viktoria Jäger

Dortmund

Sabine Lauer

Dortmund

Grit Würmseer

Hannover

Uwe Wilkesmann

Dortmund

Der Beitrag diskutiert den Wissenstransfer zwischen Ministerialbeschäftigten der Landeswissenschaftsministerien und der Wissenschafts- und Hochschulforschung. Er differenziert dabei zwischen individuellen – Vita, Motivation, persönliche Ressourcen – und organisationalen Faktoren – Rahmenbedingungen des Bundeslandes, interne Aufbauorganisation und Hierarchie, interne Ablauforganisation und Organisationskultur –, die die Nutzung von Erkenntnissen aus der Wissenschafts- und Hochschulforschung für Ministerialbeschäftigte beeinflussen. Für die Analyse der dazu herangezogenen Interviewdaten

verknüpft der Beitrag das theoretische Interaktionsmodell von Wissenstransfer mit dem Kontinuum des Research Use.

1. Einleitung

Bei der Wissenschafts- und Hochschulforschung (WiHo-Forschung) handelt es sich um ein Forschungsfeld, dem seit einigen Jahren verstärkte Aufmerksamkeit zuteilwird. Dabei gilt die WiHo-Forschung als „eine unverzichtbare Voraussetzung dafür ..., dass die für das Handeln von Wissenschaftspolitik ... benötigten validen Informationen und Analysen vorliegen“¹. Demnach könnte die WiHo-Forschung als Grundlage für eine evidenzorientierte Wissenschafts- und Hochschulpolitik dienen (Pellegrini/Vivanet 2020; Wollscheid et al. 2019), sofern der Wissenstransfer in die Politik stattfinden bzw. gelingen würde. Allerdings lässt sich konstatieren,

¹ <https://www.wihoforschung.de/de/ueber-den-bmbf-foerderschwerpunkt-23.php> (zuletzt geprüft: 10.04.2024)

dass ein systematischer Wissenstransfer aus der WiHo-Forschung in die politische Praxis bisher nur rudimentär vorhanden ist².

Vor diesem Hintergrund widmet sich das BMBF-geförderte Verbundprojekt WiHoWiT³ dem Wissenstransfer zwischen der WiHo-Forschung und den Landeswissenschaftsministerien⁴. Die WiHo-Forschung wird dabei im Sinne der Topografie von Ramirez et al. (2021: 20–24) als breites Feld gefasst, ohne im Vorfeld eine disziplinäre oder thematische Engführung vorzunehmen. Vielmehr zielt der Beitrag darauf ab, die individuellen und organisationalen Einflussfaktoren auf und den Wissenstransfer zwischen Ministerialbeschäftigten und der WiHo-Forschung zu explorieren.

Dabei gehen wir von einem erweiterten Wissens- und Transferbegriff aus, um uns möglichst offen den Sichtweisen der Interviewten zu nähern. Zwar liegt dem Projekt WiHoWiT eine theoretisch begründete Auffassung von Wissenstransfer zugrunde, die nicht nur Wissen von Informationen und Daten unterscheidet, sondern zugleich auf die Wechselseitigkeit des Transfers abhebt und entsprechend auf einem Interaktionsmodell des Wissenstransfers beruht (Wilkesmann/Wilkesmann 2019). Für die Analyse der Interviews mit Ministerialbeschäftigten ist über dieses idealtypische Verständnis von Wissenstransfer hinaus allerdings zunächst zu betrachten, wie Erkenntnisse der WiHo-Forschung in der Alltagspraxis in den Landesministerien herangezogen werden. Damit wird insbesondere der „Research Use“ (Nutley et al. 2007: 50–51) in den Blick genommen, um darauf aufbauend zu untersuchen, welche individuellen und organisationalen Faktoren den Wissenstransfer rahmen.

Zunächst wird der aktuelle Forschungsstand zum Wissenstransfer zwischen Ministerien und Wissenschaft als theoretischer Rahmen der Untersuchung dargelegt. Mit der Darstellung des empirischen Forschungsdesigns wird die Überleitung zur Interviewanalyse mit Blick auf die individuellen und organisationalen Faktoren für den Wissenstransfer hergestellt. Den Abschluss bilden ein Fazit und der Ausblick auf weiterführende Forschungsfragen.

² Vgl. auch die Bekanntmachung zur BMBF-Förderlinie Wissenstransfer: <https://www.bmbf.de/foerderungen/bekanntmachung-3331.html> (zuletzt geprüft: 10.04.2024)

³ Das WiHoWiT-Projekt wird als Verbund der TU Dortmund und HIS-HE im Rahmen der Förderlinie „Forschung zum Wissenstransfer“ vom 01.08.2022 bis 31.07.2025 vom BMBF unter dem Förderkennzeichen 16WIT018B gefördert. Für nähere Informationen siehe die Projektwebseite unter <https://wihowit.zhb.tu-dortmund.de/>.

⁴ Im Folgenden wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit die Bezeichnung Landeswissenschaftsministerien synonym mit der Bezeichnung Behörden oder Senatsverwaltungen für Wissenschaft verwendet.

2. Theoretischer Rahmen und empirisches Design

2.1. Theoretischer Rahmen

Für die Untersuchung des Wissenstransfers zwischen Forschung und Politik ist zunächst der wissenschaftliche Diskurs zur Nutzung von (empirischen) Forschungsergebnissen von Bedeutung. Nutley et al. (2007) bieten hier als Synthese unterschiedlicher Modelle zur Beschreibung von Typen und Stufen der Nutzung von Forschungsergebnissen eine grundlegende Unterscheidung zwischen konzeptionellen und instrumentellen Nutzungsformen an. Dabei gehen sie von einem bidirektionalen Kontinuum aus, das auf der einen (konzeptionellen) Seite zwischen der Kenntnisnahme von Forschungsergebnissen („awareness“) und einem Zuwachs an Wissen („knowledge and understanding“) unterscheidet, während auf der anderen (instrumentellen) Seite veränderte Einstellungen („attitudes, perceptions, ideas“) von direkten Veränderungen in Politik und Praxis („practice and policy change“) zu differenzieren sind (Nutley et al. 2007: 51). Mit der Darstellung als bidirektionales Kontinuum wird sowohl der eher einseitigen Übertragung von Wissen aus der Forschung Rechnung getragen als auch dem iterativen und interaktiven Charakter der Nutzung von Forschungserkenntnissen – was der eingangs genannten Auffassung von Wissenstransfer im Sinne des Interaktionsmodells nahekommt.

Daran anschließend können in der Literatur unterschiedliche Einflussfaktoren auf den Wissenstransfer zwischen der akademischen Forschung im Allgemeinen und den Wissenschaftsministerien ausgemacht werden (vgl. Marquardt et al. 2021: 139 f.). Ein Blick auf individuelle Eigenschaften zeigt, dass Vertrauen, intrinsische Motivation, wahrgenommene organisatorische Unterstützung, wahrgenommene Zeitressourcen und Persönlichkeit einen Einfluss auf den inner- und intraorganisationalen Wissenstransfer nehmen (Bock et al. 2005; Cabrera et al. 2006; Gagné 2009; Lam/Lambermont-Ford 2010; Reinholt et al. 2011).

Auch die bisherigen Arbeitserfahrungen und die disziplinäre Ausrichtung (Thune et al. 2023) sowie organisationale Einflussfaktoren wie soziale Interaktionsmechanismen, Sozialkapital, Organisationskultur und Führungsstile beeinflussen den inner- und intraorganisationalen Wissenstransfer (Srivastava et al. 2006; Wu et al. 2007; Gooderham et al. 2011; Wu/Lee 2017). Insgesamt werden diese Einflussfaktoren in der Literatur vor allem herangezogen, um Erklärungsansätze für einen „research-policy gap“ (Gornitzka 2013: 255; Nutley et al. 2007: 15) zu untersuchen.

2.2. Empirisches Forschungsdesign

Angesichts der Vielfalt an Faktoren, die dem skizzierten Forschungsstand zufolge auf den Wissenstransfer Einfluss nehmen können, wurde für die vorliegende Untersuchung ein qualitatives Verfahren gewählt, um der spezifischen Nutzung von Erkenntnissen der WiHo-Forschung seitens der Landeswissenschaftsministerien möglichst offen nachzugehen. Umgesetzt wurde dies in Form von Expert:inneninterviews (Meuser/Nagel 2009) mit der Arbeitsebene in den Wissenschaftsministerien der Bundesländer.

Die Auswahl der Interviewpartner:innen basiert auf einer Analyse der Organigramme in den Landeswissenschaftsministerien, die u.a. ergeben hat, dass das Thema „Wissenstransfer“ zwar in unterschiedlicher Bezeichnung und organisatorischer Verortung in der Aufbauorganisation der Ministerien zu finden ist, jedoch nicht mit Fokus auf „Wissenstransfer mit der WiHo-Forschung“ (vgl. dazu Möller/Würmser 2023: 8–11). In Orientierung an relevanten Themen der WiHo-Forschung (vgl. auch Ramirez et al. 2021: 37) wurde deshalb im Abgleich mit der ministeriellen Aufbauorganisation eine Auswahl an Expert:innen aus den thematisch einschlägigen Referaten für *Grundsatzangelegenheiten Hochschulen*, *Hochschulpersonal*, *Studium & Lehre* sowie *Grundsatzangelegenheiten Forschung* für Interviews angefragt (vgl. Möller 2023).

Die angefragten Expert:innen waren alle Teil der Ministerialverwaltungsleitung in den jeweiligen Wissenschaftsministerien. Da die interne Differenzierung der ministeriellen Leitungsebenen zwischen Abteilungen – Gruppen – Referaten (bspw. Nordrhein-Westfalen) und Abteilungen – Referaten (bspw. Saarland) variiert, wurde hier keine weitere Unterscheidung vorgenommen.

Übersicht 1: Interviewsample

Referatsbezeichnung	Interviewkürzel
Grundsatzangelegenheiten Hochschulen	I-01, I-02, I-03, I-04, I-09
Hochschulpersonal	I-05, I-06, I-07
Studium & Lehre	I-10, I-12
Grundsatzangelegenheiten Forschung	I-11, I-13, I-14, I-15, I-16

Insgesamt wurde jeweils ein Expert:inneninterview in 15 Bundesländern⁵ durchgeführt, wobei fünf Interviews per Videokonferenz und zehn vor Ort

⁵ Grundsätzlich wurden Ministerialbeschäftigte in allen Bundesländern angefragt, doch trotz mehrmaliger schriftlicher und telefonischer Kontaktaufnahme wurde in einem Bundesland

in den Ministerien umgesetzt wurden. Die Dauer der Interviews lag zwischen 46 und 81 Minuten (\varnothing 55 Minuten). Die Tonspur der Interviews wurde aufgezeichnet und transkribiert⁶. Die Auswertung⁷ der Expert:innen-interviews folgt der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2015), die durch ein systematisches, regel- und theoriegeleitetes Vorgehen erlaubt, aus dem Datenmaterial „bestimmte Themen, Inhalte, Aspekte herauszufiltern und zusammenzufassen“ (Mayring, 2015: 103).

3. Ergebnisse der Interviewstudie

3.1. Formen der Nutzung von WiHo-Forschung

Wie beschrieben, wurde für die Analyse der Interviews auf das grundlegende Kontinuum des „Research Use“ (Nutley et al. 2007: 50f.) zurückgegriffen. Für das konzeptionelle Heranziehen von Forschungserkenntnissen steht laut Nutley et al. die Nutzungsform „awareness“. Sie spiegelt sich in den Analyseergebnissen insofern wider, als die Befragten beispielsweise ein Bewusstsein für bestimmte Forschungsthemen zeigen und wissenschaftliche Erkenntnisse rezipieren, wie das folgende Zitat veranschaulicht:

„Ich lese auch gerne noch Bücher und wenn da was erschienen ist, auch im Bereich Wissenschaftsmanagement, Wissenschaftsforschung. Dann nehme ich das gerne auch wahr“ (I-01).

Etwas weitergehend umfasst „knowledge and understanding“ das Herausbilden eines Wissensbestandes und Verständnisses für bestimmte Themen. Dies zeigt exemplarisch das folgende Zitat:

„Das [Thema Chatbot] bereite ich jetzt gerade vor. [...] Da muss man dann erstmal Literatur studieren, bisschen Zeitungsartikel lesen, mit Kollegen sprechen, mit dem Zentrum für KI an der Uni [NAME] Kontakt aufnehmen und, und, und“ (I-05).

nicht auf unsere Anfragen reagiert, sodass schlussendlich kein Interview zustande kam. Für die zweite Phase des Projektes konnte jedoch ein Gruppeninterview im entsprechenden Bundesland durchgeführt werden.

⁶ Für die Transkription der Interviews wurde auf die f4x Automatische Spracherkennung von audiotranskription.de zurückgegriffen. Anschließend wurden die erstellten Transkripte im Vier-Augen-Prinzip bereinigt und aufbereitet.

⁷ Die Auswertung der Interviews wurde durch MAXQDA – eine Software zur computergestützten qualitativen Daten- und Textanalyse – unterstützt.

Die beiden folgenden Formen setzen Forschungserkenntnisse eher ein, um diese anlassbezogen weiterzuentwickeln (Nutley et al. 2007: 50f.). In diesem Zusammenhang beschreibt die Nutzungsform der „attitudes, perceptions, ideas“ das Heranziehen von Forschungserkenntnissen, um eigene Einstellungen, Sichtweisen und Ideen für eine bestimmte Thematik zu gewinnen. An folgendem Zitat wird diesbezüglich deutlich, das forschungsbasiertes Wissen bei der Themensetzung in hochschul- und wissenschaftspolitischen Gremien eingesetzt werden kann:

„Aber bei einem Gremium wie [NAME], wo es dann auch darum geht, größere Themen zu setzen. Ich glaube, da profitiere ich schon auch von meinem Wissen um Entwicklungstrends“ (I-12).

In der Form von „practice and policy change“ werden Forschungserkenntnisse schließlich genutzt, um Veränderungen in der Praxis bzw. den Policies anzustoßen, wie das folgende Zitat zeigt:

„Es gibt auch Fälle, in denen der Output dann in einer Änderung des Hochschulgesetzes besteht ... oder in der Aufsetzung eines Förderprogramms, das dann an den Hochschulen umgesetzt wird. In vielen Fällen sind es aber Strategiepapiere. Jetzt auch bei dem Dialogprozess [NAME] wird ein Abschlussdokument herauskommen“ (I-03).

Die Zitate belegen insgesamt ein breites Spektrum an – instrumentellen und konzeptionellen – Nutzungsformen von Forschungserkenntnissen in den Landeswissenschaftsministerien. Diese beschränken sich nicht allein auf die Kenntnisnahme, sondern reichen in Form von „practice and policy change“ bis hin zu Situationen des Wissenstransfers im Sinne des Interaktionsmodells. Letzteres kann an einem Beispiel verdeutlicht werden, wo in einem kleinen Bundesland das Ministerium zu einem inhaltlichen Thema einen Workshop mit Wissenschaftler:innen eingerichtet hat, um einen persönlichen, engen Interaktionsaustausch mit der Wissenschaft zu schaffen. Dieser persönliche Austausch wird von beiden Seiten geschätzt:

„Der enge Austausch mit den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ist uns extrem wichtig. [...] Wir kriegen auch immer wieder die Rückmeldung von den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, dass sie das auch außergewöhnlich und auch gut finden, dass wirklich ein enger Draht da ist“ (I-14).

3.2. Einflussfaktoren

Ausgehend von den unterschiedlichen Formen des „Research Use“ hat die Interviewanalyse gezeigt, dass sowohl individuelle als auch organisationale Faktoren Einfluss auf den Wissenstransfer nehmen. Dabei können die einzelnen Faktoren gleichzeitig auftreten, sich gegenseitig bedingen und

den Wissenstransfer in der einen Ausprägung hemmen und in der anderen begünstigen.

Individuelle Faktoren

In den Interviews mit Ministerialbeschäftigte(n) konnten drei Kategorien individueller Faktoren herausgearbeitet werden, die den Wissenstransfer mit der WiHo-Forschung beeinflussen: Vita, Motivation, Ressourcen.

Die *Vita* der Ministerialbeschäftigte(n) unterscheidet sich hinsichtlich ihres fachlichen und beruflichen Hintergrundes sowie ihrer individuellen Beschäftigungsdauer im Ministerium. Der fachliche Hintergrund der Ministerialbeschäftigte(n) ist sehr heterogen und reicht von Jura und BWL über Geschichte und Soziologie bis hin zu Physik und Umweltwissenschaften. Bezogen auf den beruflichen Werdegang zeigen sich vor allem die klassische Ministeriallaufbahn oder eine manageriale Tätigkeit – mit vorgelagelter Promotion (bspw. I-14) – an einer Hochschule bzw. Einrichtung des Wissenschaftssystems. Ebenso wurden Vortätigkeiten im nicht-wissenschaftlichen, öffentlichen Bereich wie Museen und der Politik oder der Privatwirtschaft genannt.

Einige Ministerialbeschäftigte ordneten sich in Abhängigkeit zu ihren vorherigen beruflichen Erfahrungen und ihrer Beschäftigungsdauer im Ministerium abseits der klassischen Verwaltungsbeamten als typische Quereinsteiger:innen ein. Im Gegensatz zu den Ministerialbeschäftigte(n), die ihre Karriere im Ministerium begonnen haben, bezeichnen sich vor allem diejenigen Personen als Quereinsteiger:innen, die zuvor – als Wissenschaftler:in oder in Managementfunktion – an Hochschulen gearbeitet haben:

„[Sie] bringen aus dieser Tätigkeit professionelles Wissen mit, das hier für uns unmittelbar wichtig ist, um auch nachvollziehen zu können, wie es zu Entscheidungen an Hochschulen kommt. Wie es zu Vorlagen kommt und was im Grunde die ministerielle Entscheidung auch wieder für Rückwirkungen in der Hochschule haben könnte“ (I-04).

Insgesamt deutet sich an, dass vor allem diejenigen Ministerialbeschäftigte(n) mit hochschulischer und/oder wissenschaftlicher Vortätigkeit wissenschaftliche Erkenntnisse im instrumentellen Sinne in ihre Tätigkeiten einbinden und zur Gestaltung des Wissenschaftssystems nutzen.

Letzteres leitet unmittelbar zur *Motivation* der Ministerialbeschäftigte(n) als zweite Kategorie über (zum Hintergrund vgl. Wilkesmann 2019). Für diejenigen, die zuvor in der Wissenschaft tätig gewesen sind, ist die Teilnahme an Wissenschaft und Hochschule ein ausschlaggebendes Motiv, Erkenntnisse der WiHo-Forschung zu nutzen:

„Also ich bin, seitdem ich studiert habe, bin ich im Wissenschaftssystem drin. Und dann fühlt man sich irgendwie natürlich auch zu Hause und das motiviert einen, auch weiterzumachen“ (I-14).

Der enge Bezug zum Wissenschaftssystem kann noch für bestimmte Akteure im System spezifiziert werden. So ist es einerseits der Kontakt und Austausch mit wissenschaftspolitischen Vertreter:innen von Organisationen außerhalb des Ministeriums als ministerielle Aufgabe – „dass wir Institutionen betreuen“ (I-13) –, der motivierend wirkt. In diesem Austausch motivieren dann vor allem „Gelegenheiten, wo man sehr eng ranrückt und dann auch sehr viel lernen kann“ (I-13). Und andererseits ist es der direkte Austausch mit den Wissenschaftler:innen, der als dringend und extrem wichtig erachtet wird. Außerdem legen die Aussagen einer/ eines Ministerialbeschäftigte nahe, dass auch die Wissenschaftler:innen „das [den engen Draht] auch außergewöhnlich und auch gut finden“ (I-14). Eine weitere Motivation liegt im eigenen Interesse an Themen der WiHo-Forschung. So beschreibt eine Ministerialbeschäftigte:r die Veranstaltungen von Akteuren aus der WiHo-Forschung als „sehr spannend“ und „sehr, sehr bereichernd“ (I-03).

Neben der Motivation beeinflussen die *persönlichen Ressourcen* der Ministerialbeschäftigte den Wissensaustausch mit Wissenschaftler:innen. Darunter fällt vor allem die verfügbare Zeit der Ministerialbeschäftigte, die bspw. als limitierender Faktor für eine intensive Lektüre von „Publikationen aus der Hochschulforschung oder so“, die „im Laufweg bei uns durch[laufen]“ (I-09), oder den Besuch von Tagungen und Workshops gilt. Diesbezüglich sind zwei Aspekte auffällig: Zum einen die Verknüpfung des Besuchs von Veranstaltungen mit der eigenen, hierarchischen Position im Ministerium, die nahelegt, dass eine höhere Position im Ministerium die Zeit für den Wissensaustausch einschränkt – „habe ich, als ich noch nicht Referatsleiterin war, mehr gemacht, weil ich da mehr Zeit hatte für so was [Besuch von Veranstaltungen]“ (I-03).

Zweitens wird die Möglichkeit der Teilnahme an Veranstaltungen aus zeitlichen Gründen „eher mal wahrgenommen“, „wenn die [Tagungen oder Workshops] digital oder hybrid stattfinden“ (I-01). Unter die persönlichen Ressourcen fallen auch die Netzwerke der Ministerialbeschäftigte. So berichten einige Ministerialbeschäftigte über unmittelbare Kontakte in und Netzwerke mit Akteuren der WiHo-Forschung, beispielsweise in den „wissenschaftspolitischen Gesprächskreis von [Professor:in der WiHo-Forschung]“ (I-13) oder ein für u.a. die WiHo-Forschung zuständiges Institut. In einem anderen Beispiel wird anlässlich eines bestimmten Themas der kurze Draht zu einem Universitätsprofessor beschrieben:

„Also hier ist der Vorteil halt, ich alter Netzwerker kenne natürlich meine Papenheimer Und besagter Professor ist halt für mich der akademische Mister [THEMA], den wir hier haben“ (I-07).

Organisationale Faktoren

Für die organisationalen Faktoren konnten ebenfalls drei Kategorien gebildet werden, die den Wissenstransfer mit der WiHo-Forschung beeinflussen: Rahmenbedingungen des Bundeslandes, Aufbau- und Ablauforganisation des Ministeriums.

Die *Rahmenbedingungen des Bundeslandes* umfassen dabei unterschiedliche Aspekte: So spielt der Geltungsbereich des Ministeriums eine wesentliche Rolle. Dieser umfasst unter anderem die Anzahl der staatlichen Hochschulen im Bundesland und ist damit ein Indikator für dessen Größe. Auch wenn Ministerialbeschäftigte Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung auch über die Grenzen des Bundeslandes nutzen, wird im folgenden Zitat deutlich, dass mit der Anzahl der Hochschulen sowohl Vorteile als auch Nachteile in Bezug auf den Wissensaustausch einhergehen. So könnte man in kleinen Bundesländern sehr kurze Wege gehen und den intensiven Kontakt eher nutzen als das in Flächenländern möglich ist. Andererseits ist genau diese Nähe „manchmal auch schwierig, ..., weil man da natürlich auch umgekehrt sehr unmittelbar mit Problemen und Herausforderungen konfrontiert wird“ (I-01). Ähnlich wichtig sind in diesem Zusammenhang auch das Prestige und der Status der Hochschulen im Bundesland. Am Beispiel des Exzellenzwettbewerbs wird der Einfluss desselben auf die Hochschulpolitik und den thematischen Fokus deutlich: „Wir fördern Exzellenz. Exzellente Wissenschaft ist uns wichtig“ (I-14), um „einen Exzellenzstrategieantrag vorzubereiten, damit wir endlich auch mal in diese Liga kommen“ (I-05).

Ebenfalls einen Einfluss auf den Wissenstransfer scheinen die finanziellen Möglichkeiten im Wissenschafts- und Hochschulbereich zu haben. Dies wird an zwei weiteren Zitaten deutlich, die die Unterschiede zwischen den Bundesländern veranschaulichen. Während auf der einen Seite „ein vergleichsweise einfaches Spiel“ herrscht, „weil wir ein parlamentsübergreifendes Verständnis haben, ... dass wir ein sehr gut finanziertes Hochschul- und Wissenschaftssystem haben“ (I-09), ist das in anderen Bundesländern „alles sehr, sehr eng und sehr, sehr knapp genährt“ (I-05).

Auffällig im Sinne des Transfers über Organisationen und Köpfe ist in den Interviews mit den Ministerialbeschäftigten, die über hochschulische oder intermediäre Akteure der WiHo-Forschung im Land verfügen, dass diese mehrfach als Partner:innen im Transferprozess hervorgehoben wurden. Für Niedersachsen wurden etwa die WKN, HIS-HE oder das LCSS

angesprochen⁸. Im Gespräch mit der/dem bayerischen Ministerialbeschäftigte wurde explizit auf das IHF verwiesen⁹. Im Umkehrschluss bedeutet dies jedoch nicht, dass nicht auch andere hochschulische oder intermediäre Akteure unabhängig von ihrem Sitzland thematisiert wurden, wie z.B. das DZHW, INCHER, Speyer oder das HoF,¹⁰ wobei der geografischen Nähe jedoch ein positiver Einfluss zugesprochen wird. Wider Erwarten scheinen zwei politikwissenschaftlich wichtige Vergleichsdimensionen den Wissenstransfer der Ministerialbeschäftigten nicht zu beeinflussen. Das ist zum einen die Parteipolitik – „also die Farbenlehre spielt in unserem Bereich insgesamt keine große Rolle“ (I-05), „vielleicht mit Ausnahme der AfD“ (I-09) – und zum anderen die Ressortzusammensetzung innerhalb des Wissenschaftsministeriums. Dies wird an folgendem Zitat deutlich:

„Nein, also der Wissenschaftsbereich agiert dann ... im eigenen Interesse. Und ob da jetzt noch ein [Kultusministerium] dahinter hängt oder ein Wirtschaftsbereich, spielt in dem Moment keine Rolle“ (I-06).

Mit der *internen Aufbauorganisation und Hierarchie* beeinflusst ein weiterer organisationaler Faktor den Wissenstransfer der Ministerialbeschäftigten. In den Interviews sticht die vertikale Hierarchie eines Ministeriums als Einflussfaktor auf den Wissenstransfer der Beschäftigten als besonders relevant heraus: „Das Ministerium ist hierarchisch aufgebaut. Also es ist immer die nächsthöhere Ebene, die was festlegen kann“ (I-02).

Eine wesentliche Unterscheidung muss diesbezüglich zwischen politischer Leitungsebene und ministerieller Arbeitsebene vorgenommen werden. So wurde ersichtlich, dass die Politik und politische Vorgaben den Wissensaustausch der Ministerialbeschäftigten stark beeinflussen – „Das ist ein ganz entscheidender Faktor auch für die tägliche Arbeit. Diese politische Dimension und auch eine politische Haltung“ (I-01). Diese Vorgaben erfolgen entsprechend der vertikalen Hierarchie institutionalisiert, u.a. über Anfragen und Informationsvorlagen oder schriftlich festgehaltene Dokumente – „Das umfasst im Augenblick einen im Koalitionsvertrag verankerten Auftrag“ (I-15) –, entlang derer Informationen und Wissen zusammengetragen werden müssen. Nichtsdestotrotz zeigen sich auch an einzelnen Interviewpassagen die Unterschiede zu klassischen Behörden

⁸ WKN = Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen; HIS-HE = HIS – Institut für Hochschulentwicklung e. V.; LCSS = Leibniz Center for Science and Society der Universität Hannover

⁹ IHF = Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung

¹⁰ DZHW = Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung; INCHER = International Center for Higher Education Research der Universität Kassel; Speyer = Lehrstuhl für Hochschul- und Wissenschaftsmanagement der Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer; HoF = Institut für Hochschulforschung der Universität Halle-Wittenberg

wie bspw. dem Finanzamt, da in Landeswissenschaftsministerien „eine spezifische Governance“ herrscht, in der

„man nicht durchregiert, ... dass man sagen kann, jetzt passiert aber das und das und dann macht das halt mal. ... So eine Mischung aus Freiheit und Verantwortung“ (I-09).

Als dritter organisationaler Faktor beeinflusst die *interne Ablauforganisation und Organisationskultur* den Wissenstransfer der Ministerialbeschäftigte. Diese orientiert sich primär an der vertikalen Hierarchie der Ministerien und bedeutet, dass Informationen top down in die eine Richtung weitergegeben und aus der anderen Richtung angefordert werden können – „welche Zeit es auch braucht, ein Thema in Bewegung zu setzen, bis es sozusagen die Leiter durchgelaufen ist und wieder zurück“ (I-12). Neben den institutionalisierten Austauschformaten entlang der hierarchischen Struktur gibt es aber auch einen „regelmäßigen Austausch mit der Abteilungsleitung, Hochschulen, Besoldungsreferate und auch mit den Referatsleitungen, um sozusagen zu sehen, was tut sich da“, der „nicht institutionalisiert“ (I-09) ist. Dieser Austausch kann somit rein informativer Natur sein – zu sehen, was sich tut – oder auch Vorträge zu Fachthemen umfassen, wie zum Beispiel während der Corona-Pandemie oder im Rahmen einer Fachinformationsreihe zur KI. Insgesamt zeigt sich somit auch ein horizontaler Austausch im Ministerium, der sich jedoch stark von der universitären Kultur unterscheidet. Dies wird in einem der Interviews dahingehend thematisiert, dass zur Annäherung momentan versucht wird, mit „partizipativen Kommunikationsstrukturen“ (I-12) auf unterschiedlichen Ebenen den „aktiven Dialog mit den Hochschulen“ (I-12) zu etablieren.

4. Fazit & Ausblick

Der vorliegende Beitrag zeigt, dass sich auf Seiten der einbezogenen 15 Wissenschaftsministerien Ansätze finden lassen, in denen Wissen aus der WiHo-Forschung – gefasst als disziplinär und thematisch breites Feld – Relevanz und Wichtigkeit zugeschrieben wird. Überdies wird deutlich, dass die Ministerialbeschäftigte Erkenntnisse aus der WiHo-Forschung unterschiedlich nutzen, womit die Analysen an das Kontinuum der Nutzungsformen von Nutley et al. (2007) anknüpfen. Dies wird vor allem deutlich, wenn man die Zwecke der Nutzung von wissenschaftlichem Wissen betrachtet. Diese dienen nicht dem Selbstzweck, sondern folgen stark den internen Organisationsmomenten und Wissensbedarfen innerhalb der Ministerien (hierarchische Aufbauorganisation). Es deutet sich zudem an, dass die Nähe zur WiHo-Forschung und damit auch die Relevanz, die dem

Wissenstransfer beigemessen wird, von unterschiedlichen Faktoren wie der eigenen Vita, den verfügbaren zeitlichen Ressourcen, aber auch der Organisationskultur abhängt. Letzteres sowie die Nähe und das Verständnis für das Hochschulsystem lassen durchaus Ansätze des Wissenstransfers nach dem Interaktionsmodell erkennen.

Es konnte außerdem gezeigt werden, dass die Motivation der Ministerialbeschäftigte den Wissenstransfer mit der WiHo-Forschung beeinflusst. Im weiteren Verlauf wird analysiert, welche Motivationen der Ministerialbeschäftigte ausschlaggebend beim Wissenstransfer sind. Als wichtiger Aspekt für den Wissenstransfer der Ministerialbeschäftigte hat sich die Schnittstelle zwischen Politik, Ministerien und Wissenschaft sowohl in den individuellen als auch organisationalen Faktoren gezeigt. In den Interviews wurden diesbezüglich sehr unterschiedliche Wahrnehmungen der eigenen Aufgaben und Positionen im Feld erörtert. Allerdings zeigt sich auch noch größeres Optimierungspotential, wie der Wissenstransfer zwischen den Ministerialbeschäftigte und der WiHo-Forschung verbessert werden kann. Dies gilt es künftig noch näher herauszuarbeiten und praktische Wege und Einflussfaktoren aufzuzeigen sowie theoretisch zu reflektieren.

Die identifizierten Einflussfaktoren auf den Wissenstransfer zwischen der WiHo-Forschung und den Landeswissenschaftsministerien haben einige interessante Anknüpfungspunkte für zukünftige Studien eröffnet. Beispielsweise bietet das bidirektionale Kontinuum die Möglichkeit, Einflussfaktoren bestimmte Themen und Situationen zuordnen zu können. Auch die Häufigkeit der einzelnen Nutzungsarten könnte in weiteren Studien untersucht werden. Bezuglich der einzelnen Einflussfaktoren ist darüber hinaus denkbar, in eine detailliertere Wirkungsanalyse einzusteigen. Bislang wurde zudem nur die Perspektive der Ministerialbeschäftigte dargestellt, während die Perspektive der WiHo-Forscher:innen auf den Wissenstransfer mit Ministerialbeschäftigte noch offen bleibt. Hierzu sind im Rahmen des Projektes sowohl Interviews als auch ein Online-Survey mit WiHo-Forscher:innen geführt worden, die sich momentan in der Auswertung befinden.

Literatur

- Bock, Gee-Woo/Robert W. Zmud/Young-Gul Kim/Jae-Nam Lee (2005): Behavioral intention formation in knowledge sharing: examining the roles of extrinsic motivators, social-psychological forces, and organizational climate. *MIS Quarterly*, 29(1), S. 87–111.

- Cabrera, Ángel/William C. Collins/Jesús F. Salgado (2006): Determinants of individual engagement in knowledge sharing. *International Journal of Human Resource Management*, 17(2), S. 245–264.
- Gagné, Marylène (2009): A model of knowledge-sharing motivation. *Human Resource Management*, 48(4), S. 571–589.
- Gooderham, Paul/Dana B. Minbaeva/Torben Pedersen (2011): Governance mechanisms for the promotion of social capital for knowledge transfer in multinational corporations. *Journal of Management Studies*, 48(1), S. 123–150.
- Gornitzka, Åse (2013): The interface between research and policy – a note with potential relevance for higher education. *European Journal of Higher Education*, 3(3), S. 255–264.
- Lam, Alice/Jean-Paul Lambermont-Ford (2010): Knowledge sharing in organizational context: a motivation-based perspective. *Journal of Knowledge Management*, 14 (1), S. 51–66.
- Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken (12. Aufl.). Beltz Pädagogik. Beltz, Weinheim, Basel.
- Marquardt, Editha/Michael Hoelscher/Rubina Zem-Breuer (2021): Transfer in die öffentliche Verwaltung, in: Uwe Schmidt/Katharina Schönheim (Hrsg.), *Transfer von Innovation und Wissen. Gelingensbedingungen und Herausforderungen*, S. 125–144. Springer VS Wiesbaden.
- Meuser, Michael/Ulrike Nagel (2009): Das Experteninterview – konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage. In: Pickel, Susanne/Detlef Jahn/Hans-Joachim Lauth/Gert Pickel (Hrsg.), *Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft: Neue Entwicklungen und Anwendungen*, 1. Aufl., S. 465–479. Springer VS Wiesbaden.
- Möller, Björn (2023): Ministerielle Steuerung von Universitäten durch Kennzahlen. Eine empirische Analyse in fünf Bundesländern. *Higher Education Research and Science Studies*. Springer VS Wiesbaden.
- Möller, Björn/Grit Würmser (2023): Wissenstransfer in den Wissenschaftsministerien der 16 Bundesländer – Eine vergleichende Dokumentenanalyse. HIS-HE: Forum 4|2023.
- Nutley, Sandra/Isabel Walter/Huw T. O. Davies (2007): Using Evidence. How Research can Inform Public Services. Policy Press, Bristol.
- Pellegrini, Marta/Giuliano Vivonet (2020): Evidence-Based Policies in Education: Initiatives and Challenges in Europe. *ECNU Review of Education*, 4(1), S. 25–45.
- Ramirez, Rocio/Andreas Beer/Peer Pasternack (2021): WiHoTop – Elemente einer Topografie der deutschen Wissenschafts- und Hochschulforschung (die hochschule 2/2021), S. 6–80.
- Reinholt, Mia/Torben Pedersen/Nicolai J. Foss (2011): Why a central network position isn't enough: the role of motivation and ability for knowledge sharing in employee networks. *Academy of Management Journal*, 54(6), S. 1277–1297.
- Srivastava, Abhishek/Kathryn M. Bartol/Edwin A. Locke (2006): Empowering leadership in management teams: effects on knowledge sharing, efficacy, and performance. *Academy of Management Journal*, 49(6), S. 1239–1251.
- Thune, Taran/Ingvild Reymert/Magnus Gulbrandsen/Erlend Simensen (2023): Populating the science-policy co-production space: academic and policymaker perspectives on knowledge exchange. *Studies in Higher Education*, 48(5), S. 733–746.
- Wilkesmann, Uwe (2019): Motivation und Mitgliedschaft. Das Verhältnis von Organisation und Mitglied, in: Maya Apelt/Ingo Bode/Raimund Hasse/Uli Meyer/Victoria

- von Groddeck/Maximiliane Wilkesmann/Arnold Windeler (Hrsg.) Handbuch Organisationssoziologie. Springer VS, Wiesbaden
- Wilkesmann, Uwe/Maximiliane Wilkesmann (2019): Wissensmanagement. (Wie) Lässt sich Wissen in der öffentlichen Verwaltung managen?, in: Bärbel Werdes/Torsten Porsch (Hrsg.), Lehrbuch Verwaltungspychologie, S. 312–348. Hogrefe, Göttingen.
- Wollscheid, Sabine/Bjørn Stensaker/Markus M. Bugge (2019): Evidence-Informed Policy and Practice in the Field of Education: The Dilemmas Related to Organizational Design. European Education, 51(4), S. 270–290.
- Wu, Wei-Li/Bi-Fen Hsu/Ryh-Song Yeh (2007): Fostering the determinants of knowledge transfer. Journal of Information Science, 33(3), S. 326–339.
- Wu, Wei-Li/Yi-Chih Lee (2017): Empowering group leaders encourages knowledge sharing: integrating the social exchange theory and positive organizational behavior perspective. Journal of knowledge management, 21(2), S. 474–491.

Kaum gehört und kaum gefragt

Transfererfahrungen der Hochschulforschung am Beispiel der Besoldungsreform ab dem Jahr 2000

Andreas Beer

Daniel Hechler

Peer Pasternack

Halle-Wittenberg

Die Krisendiagnose ist in den 1990er Jahren weitgehend einstimmig: Das deutsche Hochschulsystem sei im Kern verrottet (Simon 1991; Glotz 1996), die Hochschulen seien blockiert (Daxner 1999). Daher bedürfe es tiefgreifender externer Eingriffe, nicht nur, um in die Autonomie entlassene Hochschulen international zu entfesseln (Müller-Böling 2000), d.h. sie konkurrenzfähig in Forschung und Lehre zu machen, sondern auch um die mutmaßlichen Verantwortlichen für diese Situation – die „Faulpelz-Professoren“ (Klaus Landfried 1999) – auf Trab zu bringen.

Vor diesem Hintergrund wurden drei große Reformvorhaben initiiert: New Public Management (NPM), Bologna-Reform und die Exzellenzinitiative, also je eines für die Steuerung, das Studium und die Forschung. Diese drei Vorhaben wurzelten zwar alle in Vorstellungen, dass eine verstärkte Wettbewerblichkeit notwendig sei. Sie folgten aber keinem gemeinsamen, übergeordneten Plan. Ihre „weitgehend unabgestimmte Parallelität“ verdankte sich jedoch nicht föderalen Abstimmungsschwierigkeiten; vielmehr wurden die einzelnen Vorhaben von unterschiedlichen Akteuren konzipiert und propagiert. (Janßen/Schimank/Sondermann 2021: 7)

Ein wesentlicher Aspekt der Einführung des NPM war die Umstellung auf die W-Besoldung. Sie erfolgte zusammen mit der Einführung der Juniorprofessur incl. der – letztlich gescheiterten – Abschaffung der Habilitation und weiteren gesetzgeberischen Maßnahmen unter dem Begriff der Dienstrechtsreform. Diese Reform sollte, wie die damalige Bundesbildungsministerin formulierte, „eine richtige Revolution“ und „ein Schlüssel für die Weiterentwicklung im gesamten Wissenschaftsbereich“ werden (Bulmahn 2000), denn sie setzte bei den Professor.innen an. Die galten als wesentliche Quelle der bisherigen Fehlentwicklungen und zugleich als vehementen Reformverweigerer.

Kern der Besoldungsreform war, das in der C-Besoldung wirksame Senioritätsprinzip der Dienstaltersstufen durch ein System aus Grundgehalt und Leistungszulagen zu ersetzen: Gehaltsunterschiede zwischen den Professor.innen sollten sich nicht mehr länger dem Dienstalter, sondern individuellen Leistungen verdanken. Zugleich sollte dieses auf Leistungssteigerung zielende Reformvorhaben unter Einhaltung der Kostenneutralität gelingen – eine Bedingung, die bereits frühzeitig deutliche Zweifel an den Erfolgsschancen weckte.

Zunächst aber verändert die Besoldungsreform – wie die drei großen Reformlinien NPM, Bologna und Exzellenzinitiative – einige wesentliche Parameter des Hochschul- und Wissenschaftssystems. Sie sei daher, so könnte man erwarten, von der Hochschulforschung intensiv begleitet worden, insofern die Hochschulforschung nicht allein für die Wissensproduktion unterhalten wird: Sie ist zugleich mit der Erwartung konfrontiert, das erzeugte Wissen in die relevanten Handlungsfelder zu transferieren, sich also im „Prozess des Austauschs zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ (Froese/Simon 2016: 9f.) zu engagieren. Die dabei relevanten Handlungsfelder sind vor allem die Hochschulentwicklungspraxis und die Hochschulpolitik.

Folgt man Uwe Schimank (2024: 444f.), so sind drei verschiedene Modi beim (hochschulforscherischen) Transfer möglich: wissenschaftsgetriebener, der als „nachgeschaltete Aktivität am Ende eines Forschungsprozesses“ erfolgt; außerwissenschaftlich beauftragter Transfer, bei dem die Themensetzung „durch außerwissenschaftliche Akteure“ erfolgt, „die Nutzeninteressen an bestimmten Forschungsergebnissen haben“, sowie ko-produzierter Transfer, d.h. eine substantielle Beteiligung außerwissenschaftlicher Akteure am gesamten Forschungsprozess.¹ Doch unabhängig vom Modus des Transfers: In der Wahrnehmung vieler Praxisakteure bleibt der Wissenstransfer aus der Hochschulforschung dauerhaft defizitär. Ob diese Wahrnehmung der Realität entspricht und wenn ja, welche Gründe dafür ursächlich sind, lässt sich an konkreten Fallbeispielen zeigen.

Ein solches untersuchen wir nachfolgend mit der Besoldungsreform, die Teil der genannten Dienstrechtsreform war. Im Mittelpunkt unserer Rekonstruktion steht die Frage, welche Rolle die Hochschulforschenden bzw. hochschulforscherisches Wissen für das Handeln der Praxisakteure

¹ Aufgrund dieser Beschreibung eines gemeinsamen Wissensproduktionsprozesses wäre vermutlich der Begriff ‚ko-produzierender‘ Transfer treffender.

spielte. Zur Beantwortung wurden Literatur-, Dokumenten- und Presseanalysen sowie elf leitfadengestützte Interviews mit Zeitzeug.innen durchgeführt.²

1. Die „Bulmahn-Kommission“ und die Besoldungsreform

Im Vorfeld der Dienstrechtsreform Ende der 1990er Jahre hatte der politische wie auch der öffentliche Diskurs hinsichtlich der zentralen Probleme von Hochschulen weitgehend konsensuale Positionen erreicht. Geprägt wurde er durch drei zentrale Problemdiagnosen und damit verknüpfte Lösungsvorstellungen:

- *Notwendigkeit externer Eingriffe*: Konstatiert wurde, dass sich die Hochschulen in einer Krise befänden. Da diese Krise zugleich auf problematische Rahmenbedingungen – etwa ‚gefesselte‘ Hochschulen im Sinne eingeschränkter Gestaltungsmacht für die Leitungsebene – und unbewegliche Akteure innerhalb der Einrichtungen zurückzuführen sei, wären externe Eingriffe unvermeidbar. Dabei sei die Politik als Trägerin der staatlichen Wissenschaftseinrichtungen für die Rahmenbedingungen zuständig.
- *Große Reform statt kleiner Schritte*: Nicht zuletzt aufgrund des jahrzehntelangen Krisendiskurses dominierte die Ansicht, dass verschiedene Defizite miteinander verzahnt seien und daher auch zusammen bearbeitet werden müssten.
- *Steuerung durch Wettbewerb*: Als wesentliches Steuerungsinstrument wurde der Wettbewerb identifiziert, der insbesondere an und zwischen den Hochschulen gestärkt oder ggf. auch erst initiiert werden müsse. Das sollte sowohl horizontal (zwischen Hochschulen eines Bundeslandes, in Deutschland und europa- bzw. weltweit) als auch vertikal (innerhalb verschiedener Ebenen einer Hochschule und des Hochschulsystems) geschehen.

Abstrakt lässt sich – wie für alle großen hochschulbezogenen Reformvorhaben dieser Jahre – feststellen, dass hier Kontrollprobleme unterstellt

² Die Dokumentenanalyse umfasste hochschulpolitische und hochschulforscherische Schriften, Stellungnahmen von Interessenvertretungen, Kommissionsprotokolle, Artikel aus Fachzeitschriften sowie praxisorientierten Zeitschriften wie der DUZ, und zwar für den Zeitraum von 1998 bis 2014. Zwischen Juni und Dezember 2023 wurden insgesamt zwölf Interviews durchgeführt mit damals aktiven Hochschulforschenden, Mitarbeiter.innen des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), Mitgliedern von Interessenvertretungen, Politikern, leitenden Beamten des BMF, Hochschulrektoren sowie Experten, die in Kommissionen aktiv gewesen waren, welche den Reformen vorausgingen.

wurden: Eigennützige Auftragnehmer.innen – seien es Organisationen oder Individuen (hier: Professor.innen) – müssen verstärkt auf die Wünsche von Auftraggeber.innen orientiert werden, in diesem Falle wissenschaftspolitischer Akteure. Dies lasse sich vor allem durch Leistungskontrolle und anschließende Belohnung oder Sanktionierung von abweichen den Resultaten erreichen (Janßen/Schimank/Sondermann 2021: 8 f.).

Damit einher ging eine klare Rollenzuweisung: Auf der einen Seite standen Wissenschaftler.innen, vor allem Professoren, als Verhinderungsakteure und damit Teil der Krise. Ihnen standen politische Entscheidungsträger.innen als couragierte Veränderungsakteure gegenüber. Zu diesem Teil der Lösung zählte man vereinzelt auch die Leitungen einiger Wissenschaftsorganisationen und Hochschulen, wenn sie als wichtige Protagonisten der notwendigen Reformen angesehen wurden.

Erste inhaltliche Vorschläge von politischer Seite wurden von der Expertenkommission „Reform des Hochschuldienstrechts“ (2000) formuliert. Diese sog. Bulmahn-Kommission behandelte folgende Kernpunkte des Dienstrechts:

- neue Personalkategorien an Hochschulen, die unter anderem zur Einführung der Junior- und der (dann wenig genutzten, vgl. Hilbrich/Hildebrandt/Schuster 2014) Lehrprofessur führten,
- neue Befristungsregeln, die 2007 in das Wissenschaftszeitvertragsgesetz mündeten,
- neue Qualifizierungswege zur Professur, wobei parallel zur Einführung der Juniorprofessur die Habilitation als Qualifizierungsweg abgeschafft werden sollte, sowie
- eine Neuregelung der Besoldung. Diese wird im Folgenden exemplarisch näher betrachtet.³

Die Aufgabenstellungen der Kommission und die prinzipielle Richtung der Lösungsvorschläge waren politisch vorgezeichnet. Für Einzelaspekte sollte die Expertenkommission jedoch weiterführende, noch in der laufenden Legislaturperiode realisierbare Vorschläge erarbeiten (ebd.: Anhang 1).

Die Kommission bestand aus 18 Vollmitgliedern, von denen fünf zum Zeitpunkt ihrer Mitgliedschaft nicht der Leitungsebene einer Hochschule, einer Forschungsförderorganisation oder der Hochschulrektorenkonferenz angehörten. Die versammelte Expertise war somit stark von der Sichtweise der organisationalen Leitungsebenen geprägt. Ministerialbeamte.innen und

³ Ein Jahr zuvor hatte bereits die HRK (1998) für eine leistungsorientierte Besoldung geworben. Die KMK (1999) sprach sich dafür begleitend zur Kommissionsarbeit aus.

Interessenvertretungen wurden als beratende Teilnehmer.innen involviert; die kritisierte Professorenschaft war durch den Deutschen Hochschulverband (DHV) und den Hochschullehrerbund (hlb) vertreten. Offen waren zu Beginn der Sitzungen im August 1999 die Fragen nach dem Beamtenstatus der Professor.innen⁴ ebenso wie die zukünftige Rolle der Habilitation im Zusammenspiel mit der geplanten Juniorprofessur. Gesetzt waren hingegen die Einführung der Juniorprofessur und die Kostenneutralität der gesamten Reform.

Die Mitglieder der Expertenkommission wurden für ihre Entscheidungsfindung jeweils von ihren Mitarbeitenden gebrieft, wobei – folgt man den Aussagen der befragten Zeitzeugen – hochschulforscherisches Wissen keinen Eingang fand. Der DHV etwa brachte insbesondere verwaltungsrechtliches Wissen in den Prozess ein und markierte so einen Fokus, der auch sein künftiges Handeln bestimmen sollte. Konkrete Positionen erarbeitete er dabei in seiner Geschäftsstelle sowie in Veranstaltungen, die besonders in Zusammenarbeit mit dem Verein zur Förderung des deutschen und internationalen Wissenschaftsrechts stattfanden. Im Anschluss an die Arbeit der Kommission legte die Bundesregierung einen Gesetzentwurf zur Reform der Professorenbesoldung (ProfBesReformG) vor, der nach Verabschiedung durch Bundestag und Bundesrat Anfang 2002 in Kraft trat.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Expertise seitens der institutionalisierten Hochschulforschung nicht präsent. Dies war vor allem dem Umstand geschuldet, dass – so bestätigen es auch die Interviewpartner.innen – die Praktiker.innen schlicht keinen Beratungsbedarf sahen: Die Rahmenbedingungen, insbesondere die Kostenneutralität, waren abgesteckt, eine wettbewerbsorientierte Lösungsstrategie wurde weitgehend geteilt, und in der Kommission war Expertise für beamtenrechtliche Fragen vertreten. Expertise zu hochschulischen Themen leitete man entweder aus der eigenen Erfahrung ab, agierte also als sogenannte ‚reflektierte Praktiker‘, oder erzeugte im Falle der Interessenvertretungen eigene Expertisen.

Im Sinne des Konkurrenzföderalismus wurde das Professorenbesoldungsreformgesetz als Rahmenvorschrift konzipiert, die den Ländern Spielräume bei der Umsetzung gibt. Wie bei einer Kaskade gaben die Länder oftmals die Regelung der Vergabe variabler Leistungsbezüge an die

⁴ Aus pragmatischen Gründen – eine Abschaffung des Beamtenstatus der Professor.innen sei nicht kurzfristig zu realisieren – wurde dieser Aspekt jedoch nicht weiter verfolgt. In Österreich dagegen wurde mit dem Universitätsgesetz von 2002 der Beamtenstatus für Professorinnen und Professoren ziemlich umstandslos abgeschafft (§ 97 Abs. 1 UG 2002), dort allerdings erleichtert durch die alleinige Bundeszuständigkeit für die Universitäten (vgl. Höllinger 2004).

Hochschulen weiter (vgl. Lünstroth 2009: 4). Diese landesrechtliche Ausgestaltung der Besoldungsreform folgte sukzessive, und das neue System konnte damit ab 2005 für alle neu eingestellten Professorinnen und Professoren angewandt werden. In dieser Situation gab es eine klare Chance für den Austausch zwischen institutionalisierter Hochschulforschung (z.B. INCHER oder IHF) und Hochschulentwicklungspraxis sowie Landeshochschulpolitiken. Ein solcher erfolgte allerdings kaum, auch wenn die Hochschulforschung durchaus über relevantes Wissen verfügte.⁵ Stattdessen prägte ein relativ neuer und neuartiger Akteur sowohl den Prozess vor der Besoldungsreform als auch den der Umsetzung auf Landesebene: das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE).

2. Das Centrum für Hochschulentwicklung und die institutionalisierte Hochschulforschung

Das CHE war 1994 von der Bertelsmann Stiftung und der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) gegründet worden. Detlef Müller-Böling, der damalige Geschäftsführer des CHE, beschreibt die Rolle des Centrums im Interview als diejenige eines eingreifenden Akteurs im Sinne von Kurt Lewins Action Research. Man wollte, ausgehend von einer öffentlich kommunizierten Agenda, zusammen mit den Praktiker.innen des Hochschulsystems Pilotsysteme entwickeln, die so oder weiter fortgeschrieben auch von anderen Hochschulen aufgegriffen werden konnten.⁶

Neben der Hochschulpolitik wurden vom CHE als Praktiker bzw. Umsetzungspartnerinnen besonders zwei Akteure angesehen und einbezogen: Hochschulleitungen und die mit den Transformationen entstehende Gruppe derjenigen, die später als Hochschulprofessionelle bezeichnet werden sollten. Mit diesen wollte man Veränderungsprozesse auf verschiedenen Ebenen anstoßen, und zwar explizit unter Einbeziehung von CHE-Mitarbeitenden. Daher, so Interviewaussagen der befragten (ehemaligen) CHE-Angehörigen, unterstützte die CHE-Leitung auch den Wechsel von CHE-Angehörigen in Hochschulverwaltungen. Diese hielten die Verbindung zum Centrum für Hochschulentwicklung und stellten dann

⁵ Als Beispiele seien genannt: Fragen der Qualitätsmessung in der Wissenschaft (Teichler 2006; Pasternack 2001; 2006) oder international vergleichende Forschungen zu Entwicklungstrends von Strukturen des Hochschulwesens am International Center for Higher Education Research (INCHER), vgl. dazu die Literaturübersicht bei Kehm/Teichler (2012: 547–548).

⁶ Damit nahmen CHE-Mitarbeitende eine Rolle ein, die als Berater/Consultant bezeichnet werden kann. Behördenberatung war in der Bundesrepublik der 1990er und frühen 2000er Jahre allerdings keine Neuigkeit mehr (Marktanner 2023).

häufig die Expertise für die CHE-Workshops „von Praktikern für Praktiker“, wie es in einem Interview genannt wurde.

Diese Workshops waren ein Alleinstellungsmerkmal des CHE. Sie wurden zum Teil ‚inhouse‘ – d.h. direkt an anfragenden Hochschulen – konzipiert, damit auf deren konkrete Bedürfnisse zugeschnitten und dort durchgeführt. Mit diesen 1995 initiierten Workshops (die inzwischen in die Beratungsangebote der Ausgründung CHE Consult transformiert sind) positionierte sich das CHE im Gegensatz zu den etablierten Hochschulforschungseinrichtungen als Beratungsdienstleister. Auch und gerade im Kontext der Besoldungsreform war das dabei erzeugte Wissen besonders für Praktiker.innen interessant, z.B. durch die Formulierung klarer Empfehlungen⁷ oder durch Vergleiche zwischen den Bundesländern bei der Umsetzung des Besoldungsgesetzes (Handel 2005). Derart wurde also Handlungs- und Beratungswissen erzeugt bzw. aus vorhandenem hochschulforscherischen Beschreibungswissen entwickelt.

Dank dieser neuartigen Positionierung und Umsetzungsorientierung etablierte sich das CHE als „Heizer der Hochschulreform“ mit zeitweisem „Monopol auf das gesamte hochschulpolitische Reformvokabular“ (Finetti 2004: 23) – freilich nicht, ohne damit auf Kritik zu stoßen. Diese entzündete sich etwa am als privilegiert wahrgenommenen Zugang zu Entscheidungsträger.innen der Hochschulpolitik. Festzuhalten bleibt, dass das CHE dezidiert als Akteur antrat, der Themensetzung betreiben wollte – und zwar im Unterschied zu den jeweiligen Interessenvertretungen nicht als Vertreter konkreter Statusgruppen, sondern als „Anwalt der Hochschulen“ (Interview Müller-Böling, 5.7.2023). Das CHE hatte dabei auch den schlichten Vorteil, als neu entstandener Akteur nicht als Teil der Verhindungsstruktur zu gelten.

Entsprechend war es, in dieser Phase jedenfalls, vor allem das CHE, das sehr wirksame Aktivitäten entfaltete. Es wurde einflussreich mit den gemeinsam mit der HRK verfassten „10 Punkten zur wissenschaftsadäquaten Umsetzung des Professorenbesoldungsreformgesetzes auf Landesebene“ (HRK 2003) und einem Sammelband zur leistungsorientierten Besoldung (Müller-Böling 2003). Es blieb aber keineswegs der einzige Akteur. So gab es Umsetzungsempfehlungen auf Landesebene durch den Arbeitskreis für Besoldungsfragen der Finanzminister und für die Hochschulebene durch Vertretungen der Professor.innen, den DHV und den Hochschullehrerbund (hlb).

Neben Publikationen entfaltete das CHE, so meldeten es verschiedene Interviewpartner zurück, vor allem über seine oben erwähnten Inhouse-

⁷ vgl. Müller-Böling/Sager (1999a; 1999b); Müller-Böling (1999; 2003)

Workshops eine starke Wirksamkeit. Mit dieser Veranstaltungsform reagierte das CHE nicht zuletzt auf das Problem, dass Entscheidungsträger.innen die Zeit fehlt, um wissenschaftliche Studien zu rezipieren. Man benötigte andere Formate, und diese wurden sehr erfolgreich vom CHE angeboten. Die größte Nachfrage nach Workshops, Gesprächsrunden und Beratungsangeboten bestand zwischen 2004 und 2006, so die seinerzeit beim CHE beschäftigten Interviewpartner unisono. Das CHE bediente diese Nachfrage zeitnah, während die herkömmliche Forschung die Ergebnisse ihrer in diesem Zeitraum begonnenen Forschungsprojekte häufig erst nach diesem Nachfragehoch bereitstellen konnte. Der Umstand, dass wenige Jahre nach der Einführung der besonderen Leistungsbezüge das Modell der Leistungsstufen dominierte,⁸ lässt sich – so die These von Pia Lünstroth (2009: 21) – auf den prägenden Einfluss des CHE zurückführen und zeigt die Wirksamkeit dessen Wissenstransfers durch Publikationen und praxisorientierte Veranstaltungen.

Die Aktivitäten nahmen einerseits Rücksicht auf die bekannten Rezeptionshürden für Forschungsarbeiten: zeitliche Verzögerung der Bereitstellung durch die Forschung und geringe Absorptionsressourcen auf Seiten der Praxis. Andererseits scheint, so einige Interviewpartner.innen, zumindest in diesem Zeitraum auch eine kulturelle Komponente auf den Leitungsebenen von Hochschulen sowie in der Ministerialbürokratie dem niedrigschwlligen, beratungsorientierten Zugang des CHE entgegengekommen zu sein. Diese Ebenen wurden zuvor von Jurist.innen dominiert, die eine erkennbare Aversion gegen die Aufnahme sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse hegten. Erst durch eine diversere Rekrutierung seit den frühen 2000er Jahren wurden die Stäbe und Referent.innen der Hochschulleitungen disziplinär offener, was sich mit dem Aufkommen der ‚Hochschulprofessionellen‘ noch verstärkte (Kehm/Merkator/Schneijderberg 2010).

Die Aktivitäten des CHE waren indes nicht die einzigen Arbeiten, die zur Besoldungsreform entstanden. Während die meisten wissenschaftlichen Studien erst nach der weitgehenden Umsetzung der Reform – aber noch vor Neuregelung der Professorenbesoldung nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts 2012⁹ – abgeschlossen wurden, gelang es dem

⁸ Im Gegensatz zu den Altersstufen der C-Besoldung markieren die Stufen dieses Modells Leistungsniveaus. Eine Alternative zum Stufenmodell ist etwa das Leistungspunkte-Modell (Lünstroth 2009).

⁹ Das Bundesverfassungsgericht hatte auf Klage des DHV entschieden, dass die bis dato in Hessen geltenden W2-Grundgehälter nach dem beamtenrechtlichen Alimentationsprinzip „unangemessen“ seien (BVerfG 2012). Dies hatte eine Anhebung der Grundgehälter in fast

hlb mit zeitnahen eigenen Studien und Debatten¹⁰ sowie dem DHV durch Kommentierungen und Diskussionen in der Zeitschrift „Forschung & Lehre“ durchaus, den Diskurs zur Besoldungsreformumsetzung mitzugestalten. Zudem entstand eine Reihe juristischer Studien sowie solcher, die mit ökonomischem Instrumentarium, etwa aus der Personalwirtschaftslehre oder Organisationspsychologie, die W-Besoldung mittels Anreizmodellen oder motivationstheoretisch prüften.¹¹

3. Am Ende immer unzureichend? Wissenstransfer (aus) der Hochschulforschung

Die Besoldungsreform war ein politisches Projekt. Als solches folgte sie den (idealtypischen) Phasen des Policy Cycle (siehe für eine aktuelle Übersicht Freeman 2019): Problemidentifizierung – Ausarbeitung von Handlungsoptionen – Entscheidung – Umsetzung und ggf. Evaluation. Die Hochschulforschung konnte die Besoldungsreform weder in der Identifizierungs- noch in der Ausarbeitungs- oder Umsetzungsphase bedeutsam beeinflussen. Die Definition des Problems war, wie dargestellt, über Jahre durch politische Akteure und in der allgemeinen Öffentlichkeit erfolgt, was die dann entwickelten Handlungsoptionen präfigurierte.

Trotz punktuell vorhandener Expertise – etwa zur Qualitätsmessung in der Wissenschaft oder Kenntnis internationaler Vergleichsfälle – wurde die etablierte Hochschulforschung bei der Ausarbeitung von Handlungsoptionen nicht angefragt, drängte sich jedoch auch nicht auf. Weder erfolgte also ein außerwissenschaftlich beauftragter Transfer, noch führte die Hochschulforschung wissenschaftsgetriebenen Transfer durch. In der Umsetzungsphase fand Transfer dann besonders in den anwendungsori-

allen Bundesländern zur Folge. Einen Überblick über die damaligen Entwicklungen bietet Jochheim (2014: 11–22).

¹⁰ Seit der Einführung der W-Besoldung widmet sich die Zeitschrift des hlb „die neue hochschule“ regelmäßig diesem Thema. Bemerkenswert sind etwa eine diesbezügliche bundesweite Umfrage an den Fachhochschulen/HAW (Hellemacher/Stelzer-Rothe 2009) oder die ausführliche Diskussion der Umsetzung der W-Besoldung an den Fachhochschulen/HAW Niedersachsens (Müller-Bromley 2004).

¹¹ Als Beispiele seien Zeitlhöfler (2007) für die Betriebswirtschaftslehre und Battis/Grigoleit (1999) für juristische Gutachten genannt. Fast vollständig abwesend blieb jedoch die institutionalisierte Hochschulforschung. Ausnahmen bildeten – neben vereinzelten Gutachten (z.B. Jaeger/Smitten 2009) – spätere Arbeiten aus zwei DFG-geförderten und einem von BMBF und Hans-Böckler-Stiftung geförderten Projekt (2008–2012), welche u.a. die Resultate der Besoldungsreform empirisch aufarbeiteten. Die wesentlichen Ergebnisse aus diesen Projekten sind dokumentiert in Wilkesmann/Schmid (2011) und Bogumil et al. (2013).

tierten Workshops des CHE statt, welches selbst erhobene bzw. gemeinsam mit Praktiker.innen entwickelte Umsetzungsoptionen nutzte, also in der Form eines Transfers, in dem Wissen ko-produziert wird. Doch auch in dieser Phase wurden hochschulforscherische Wissensbestände selten integriert; der CHE-Transfer blieb, ganz im Sinne des Action-Research-Konzepts des damaligen Leiters, eng an die Umsetzung auf Hochschulleitungsebene gebunden.

Damit stellt sich die Frage, ob die Hochschulforschung keine Chance hatte, ihr Wissen zu transferieren, oder ob sie sich keine Chancen erarbeitet hat. Drei Aspekte erscheinen für eine Beantwortung auch über das dargestellte Fallbeispiel hinaus relevant:

- Wissensbedarfe auf Seiten der Praktiker.innen und Wissensproduktion auf Seiten der Forschung sind generell zeitlich entkoppelt. Sowohl in der Ausarbeitungs- als auch in der Umsetzungsphase arbeiten Praktiker.innen – im vorliegenden Fall Politik bzw. Hochschulleitungen – in Zeiträumen, die für die Generierung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu kurz sind. Hier käme es darauf an, dass die Hochschulforschung früher erzeugtes Wissen („Vorratswissen“) für ein aktuelles politisches Vorhaben adaptieren kann.
- Praktiker.innen erwarten in der Ausarbeitungs-, Entscheidungs- und Umsetzungsphase politischer Prozesse anwendungsorientiertes Wissen, das Gelingensbedingungen hervorhebt – kurz: Beratungswissen (Wie kann etwas umgesetzt werden?) und Prognosewissen (Was ist zu erwarten?). Die Hochschulforschung – wie jede Forschung – erzeugt zuerst Beschreibungs- (Was passiert?) und Deutungswissen (Warum passiert es?). Dieses kann bei der Problemidentifizierung Wirksamkeit entfalten, doch war diese Phase im vorliegenden Fall bereits vorüber. Es wäre jedoch nicht unmöglich gewesen, aus hochschulforscherischem Vorratswissen (das häufig auf Probleme in der Umsetzung fokussiert) Anwendungswissen zu generieren. Die Notwendigkeit zusätzlicher Finanzierung sowie typische Implementationsprobleme bei der Transformation hochschulischer Systeme waren z.B. mit Blick auf die letztlich gescheiterte Durchsetzung der Gesamthochschulen beschrieben worden (Cerych 1981). Aus solchem, hier exemplarisch angeführtem „Scheiternswissen“ kann durch Umkehrung von der Praxis gewünschtes Gelingenswissen destilliert werden – oder zumindest ein Wissen über Bedingungen, die ein Scheitern in vergleichbaren Konstellationen vermeiden.
- Transferkosten, die bei der Aufnahme wissenschaftlichen Wissens entstehen, müssen für Praktiker.innen so niedrig ausfallen, dass der prognostizierte Nutzen diese Kosten (insbesondere investierte Zeit) überschreitet.

Neben zielgruppengerechten und an das aktuelle Problem adaptierte Aufbereitungen des Vorratswissens senken auch direkte Ansprache und niedrigschwellige Einbeziehung die Transferkosten – wie es die Workshopformate des CHE verdeutlichten.

Angesichts der Umstände – konsolidierte Problem- und Lösungsbeschreibungen mit entsprechend geringem Beratungsbedarf, Parallelität zahlreicher anderer Reformvorhaben, Verschiebung der Problembearbeitung aus dem politischen in den juristischen Bereich – hatte der Wissenstransfer der Hochschulforschung im Fall der Besoldungsreform einen schweren Stand. Festzuhalten ist allerdings auch, dass andere Akteure mit deutlich direktem Zugriff auf die Problembearbeitung ebenfalls keine entscheidenden Impulse geben konnten, zumindest nicht solche, die geeignet waren, die praktischen Barrieren zu neutralisieren, welche das Projekt von Beginn an belasteten (vor allem: die Kostenneutralität). Trotz gelungenem Transfer sehen diese Akteure – DHV, CHE oder einzelne Mitglieder der Bulmahn-Kommission – sich daher einem Ergebnis gegenüber, mit dem sie sich nur sehr bedingt identifizieren können.¹²

Die Abwesenheit der institutionalisierten Hochschulforschung in der Besoldungsreform führt uns abschließend zu einigen Thesen, die eine Debatte um eine realistischere Beschreibung des Transfersgeschehens (aus) der Hochschulforschung anstoßen können.

Die Unhintergehrbarkeit der zeitlichen Entkopplung zwischen Forschung und Praxis wird auch von Praktiker.innen anerkannt. Die Übersetzung von Vorratswissen in anwendungsorientiertes Wissen durch die Hochschulforschung ist jedoch voraussetzungreich. Als – drittmittelbedingt – vor allem in Projektzeiträumen agierendes Forschungsfeld besitzt die Hochschulforschung (bzw. ihr häufig wechselndes Personal) bisher nur eingeschränkte Möglichkeiten, Überblickswissen vorzuhalten. Hinzu tritt die auch in anderen sozialwissenschaftlichen Feldern und Disziplinen dominante Sicht, dass Transfer in die Praxis im Vergleich zu Kommunikation in die Forschungscommunities weniger Mehrwert für die eigene Karriere bietet. Aufgrund der dargestellten Schwierigkeiten benötigt Praxistransfer dann dezidierte Transferakteure und Gelegenheitsstrukturen.

¹² Wobei der DHV, vertreten durch seinen Präsidenten Hartmut Schiedermaier, die Bulmahn-Kommission bereits vor Beginn der abschließenden Beratungen verlassen hatte. Unser Interviewpartner aus der damaligen DHV-Geschäftsstelle gab zu verstehen, dass dies aus Unzufriedenheit mit den eingeengten Verhandlungsspielräumen bei der Professorenbesoldung geschehen war.

Alle Anstrengungen der Hochschulforschung zum Transfer wissenschaftlich erzeugten Wissens werden jedoch scheitern, wenn auf Praxisseite keine oder eine zu geringe Offenheit für die Aufnahme solchen Wissens besteht. Für den Bereich der wissenschaftlichen Politikberatung, in dem sich die Hochschulforschung im untersuchten Fall unter anderem bewegte, konstatieren Edler/Karaulova/Barker (2022) solche Defizite auf der Adressatenseite wissenschaftlichen Wissenstransfers. Zwar müssten wissenschaftliche Akteure sich politischer Dynamiken bewusst sein und könnten daher nicht damit rechnen, dass sie umstandslos einen „conceptual impact“ auf die Politik hätten (ebd.: 211). Dennoch müssten auch die Praktiker.innen prüfen, ob und wie sie in ihren Organisationen Gelegenheiten schaffen, um wissenschaftliches Wissen einzubeziehen (ebd.: 228). Solch ein Einbezug ist in der Politik vermutlich stärker bei der (Ministerial-)Bürokratie als bei gewählten Politiker.innen erwartbar, da Erstere in mittelfristigen Zeithorizonten arbeiten, während die Handlungslogiken Letzterer von Wahlzyklen dominiert werden.

Dennoch ergeben sich immer wieder Möglichkeitsfenster, in denen es den unterschiedlichen Beteiligten gelingt, differenzierte Problembeschreibungen und/oder ausgearbeitete Problemlösungen mit hochschulforschirschem Wissen zu verknüpfen. Solche Effekte sind etwa in den Diskussionen von Themen zu erkennen, die mit der Besoldungsreform verbunden und von der Hochschulforschung gut bearbeitet worden sind: etwa wissenschaftliche Karriereverläufe, das Wissenschaftszeitvertragsgesetz oder die Belastung von Hochschulmitarbeitenden durch Drittmittelakquise. Nicht zuletzt aufgrund des zu diesen Themen bereitgestellten Wissens konnten Diagnosen korrigiert werden, die wesentlich die Besoldungsreform inspiriert hatten, darunter zentral, dass sich die fortwährende Krise des deutschen Hochschulsystems primär auf leistungsunwillige Professor.innen zurückführen lasse.

Literatur

- Battis, Ulrich/Klaus Joachim Grigoleit (1999): Möglichkeiten und Grenzen leistungs-differenzierender Besoldung von Universitätsprofessoren. Rechtsgutachten, Deutscher Hochschulverband, Bonn.
- Berghoff, Hartmut (2013): Blending personal and managerial capitalism. Bertelsmann's rise from medium-sized publisher to global media corporation and service provider, 1950–2010, in: Business History 6/2013, S. 855–873. DOI: 10.1080/00076791.2012.744584.
- Bogumil, Jörg/Martin Burgi/Rolf G. Heinze/Sascha Gerber/Ilse-Dore Gräf/Linda Jochheim/Maren Schickentanz/Manfred Wannöffel (2013): Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente, Nomos, Baden-Baden.
- Bulmahn, Edelgard (2000): Über Reformen und Rückzüge, in: DUZ 1-2/2000, S. 10–13.
- BVerfG, Bundesverfassungsgericht (2012): Urteil des Zweiten Senats vom 14. Februar 2012. 2 BvL 4/10, Rn. 1–196, https://www.bverfg.de/e/ls20120214_2bvl000410.html (1.8.2024)
- Cerych, Ladislav (1981): Gesamthochschule – Erfahrungen, Hemmnisse, Zielwandel, Campus Verlag, Frankfurt (Main)/New York.
- Daxner, Michael (1999): Die blockierte Universität. Warum die Wissensgesellschaft eine andere Hochschule braucht, Campus-Verlag, Frankfurt (Main).
- Edler, Jakob/Maria Karaulova/Katharine Barker (2022): Understanding Conceptual Impact of Scientific Knowledge on Policy: The Role of Policymaking Conditions, in: Minerva 60 (2), S. 209–232. DOI: 10.1007/s11024-022-09459-8.
- Expertenkommission „Reform des Hochschuldienstrechts“ (2000): Bericht der Expertenkommission „Reform des Hochschuldienstrechts“, o. O.
- Finetti, Marco (2004): Der Rebell in den Mühen der Ebene, in: DUZ 4/2004, S. 23–24.
- Freeman, Brigid (2019): Policy Cycle in Higher Education, Theories of, in: Pedro Teixeira/Jung Cheol Shin (Hg.), Encyclopedia of International Higher Education Systems and Institutions, Springer, Dordrecht, S. 1–7, URL https://link.springer.com/referenceworkentry/10.1007/978-94-017-9553-1_152-1?sv1=affiliate&sv_campaign_id=101248&awc=26429_1715330775_1871da51003a708d0d19f045785344a3&utm_medium=affiliate&utm_source=awin&utm_campaign=CONR_BOOKS_ECOM_DE_PBOK_ALWYS_DEEPLINK&utm_content=textlink&utm_term=101248 (1.8.2024).
- Froese, Anna/Dagmar Simon (2016): Eine disziplinäre Perspektive auf Wissenstransfer. Zur Einführung, in: Anna Froese/Dagmar Simon/Julia Böttcher (Hg.), Sozialwissenschaften und Gesellschaft. Neue Verortungen von Wissenstransfer, transcript, Bielefeld, S. 9–27.
- Glotz, Peter (1996): Im Kern verrottet? Fünf vor zwölf an Deutschlands Universitäten, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
- Handel, Kai Christian (2005): Die Umsetzung der Professorenbesoldungsreform in den Bundesländern, Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh, URL https://www.che.de/?post_type=wpdm-pro&p=11533&wpdmdl=11533&refresh=63e50cb0ec5e (10.2.2023). 01675955376

- Hellemacher, Leo/Thomas Stelzer-Rothe (2009): Ergebnisse einer bundesweiten Befragung der öffentlich-rechtlichen Fachhochschulen im Jahre 2008, in: die neue hochschule 1/2009, S. 8–17, URL https://www.hlb.de/uploads/tx_news/DNH-200_9-1.pdf (23.4.2024).
- Hilbrich, Romy/Karin Hildebrandt/Robert Schuster (Hg.) (2014): Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig, URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Die-Lehrprofessur-im-Spannungsfeld-von-Lehre-Forschung-und-Geschlecht.pdf> (4.5.2024).
- Höllinger, Sigurd (Hg.) (2004): Die österreichische Universitätsreform. Zur Implementierung des Universitätsgesetzes 2002, Wiener Universitätsverlag, Wien.
- HRK, Hochschulrektorenkonferenz (1998): Empfehlungen zum Dienst- und Tarif-, Bezahlungs- und Vergütungsrecht sowie zur Personalstruktur in den Hochschulen. 186. Plenum der HRK vom 2. November 1998, Berlin, URL <https://www.hrk.de/positionen/position/beschluss/detail/empfehlungen-zum-dienst-und-tarif-besoldungs-und-verguetungsrecht-sowie-zur-personalstruktur-in-d/> (27.2.2023).
- HRK, Hochschulrektorenkonferenz (2003): 10 Punkte zur wissenschaftsadäquaten Umsetzung des Professorenbesoldungsreformgesetzes auf Landesebene, Entschließung des 200. Plenums, Bonn, URL <https://www.hrk.de/positionen/beschluss/detaill/10-punkte-zur-wissenschaftsadäquaten-umsetzung-des-professorenbesoldungsreformgesetzes-auf-landesebene/> (27.2.2023).
- Jaeger, Michael/Susanne in der Smitten (2009): Evaluation der leistungsbezogenen Mittelvergabe an die Berliner Hochschulen. Gutachten im Auftrag der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, HIS Hochschul-Informationssystem, Hannover, URL https://www.wissenschaftsmanagement-online.de/sites/www.wissenschaftsmanagement-online.de/files/migrated_wimoarticle/HIS_fh-2009_01_Evaluation_Berlin_jaeger.pdf (12.3.2024).
- Janßen, Melike/Uwe Schimank/Ariadne Sondermann (2021): Hochschulreformen, Leistungsbewertungen und berufliche Identität von Professor*innen. Eine fächervergleichende qualitative Studie, Springer VS, Wiesbaden, URL <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/978-3-658-33289-1.pdf> (8.3.2024).
- Jochheim, Linda (2014): Leistungsförderung durch Leistungszulagen Effekte der W-Besoldung untersucht am Beispiel deutscher Universitätsprofessoren, Bochum, URL <https://d-nb.info/1080361766/34> (11.4.2024).
- Kehm, Barbara M./Nadine Mercator/Christian Schneijderberg (2010): Hochschulprofessionelle?! Die unbekannten Wesen, in: Zeitschrift für Hochschulentwicklung 4/2010. DOI: 10.3217/zfhe-5-04/03.
- Kehm, Barbara M./Ulrich Teichler (2012): Drei Jahrzehnte Hochschulforschung in Kassel, in: Barbara M. Kehm/Harald Schomburg/Ulrich Teichler (Hg.), Funktionswandel der Universitäten. Differenzierung, Relevanzsteigerung, Internationalisierung, Campus Verlag, Frankfurt a.M., S. 531–558.
- KMK, Kultusministerkonferenz (1999): Leistungsorientierte Besoldung der Hochschullehrer. Fortschreibung des KMK-Diskussionspapiers vom 28.05.1999. Diskussionspapier der Kultusministerkonferenz vom 22. Oktober 1999, Berlin, URL https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/veroeffentlichungen_beschluesse/1999/1999_05_28-Leistungsorientierte-Besoldung-HS.pdf (27.2.2023).
- Kortendiek, Beate (2021): Mehr Fairness bei Leistungsbezügen, in: Forschung & Lehre, 26.2.2021, URL <https://www.forschung-und-lehre.de/karriere/professur/mehr-fairness-bei-leistungsbezuegen-3529> (17.4.2024).

- Landfried, Klaus (1999): Dokumentation: Streit um ‚faule Professoren‘, in: *Forschung & Lehre* 9/1999, S. 452.
- Löwer, Wolfgang (2012): Ein Jahrzehnt Hochschulreform in Deutschland, in: *Zeitschrift für Hochschulrecht* 11/2012, S. 7–23, DOI: 10.1007/s00741-012-0038-z.
- Lünstroth, Pia (2009): Stufenmodell oder Leistungspunkte? Die Vergabe besonderer Leistungsbezüge an deutschen Universitäten, Universität Trier, Trier.
- Marktanner, Alina (2023): Behördens Consulting. Unternehmensberater in der öffentlichen Verwaltung der Bundesrepublik 1970er bis 2000er Jahre, De Gruyter, Oldenburg.
- Müller-Böling, Detlef (1999): Acht Empfehlungen zu Willensbildungs- und Entscheidungsstrukturen. Wissenschaftlicher Beirat zur Begleitung des Modellvorhabens für eine Erprobung der globalen Steuerung von Hochschulhaushalten im Land Niedersachsen, Gütersloh, URL <https://www.mueller-boeling.de/wp-content/uploads/2014/12/Pub-1999-8-Empfehlungen-zu-Willensbildungs-und-Entscheidungsstrukturen.pdf> (23.4.2024)
- Müller-Böling, Detlef (2000): Die entfesselte Hochschule, Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh.
- Müller-Böling, Detlef (Hg.) (2003): Leistungsorientierte Professorenbesoldung. Grundlagen – Weichenstellungen – Optionen, Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh (8.2.2023).
- Müller-Böling, Detlef/Krista Sager (1999a): „Hamburger Erklärung“, in: Detlef Müller-Böling/Krista Sager (Hg.), Personalreform für die Wissenschaft. Dienstrecht, Vergütungsstrukturen, Qualifizierungswege, Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh, S. 9–15.
- Müller-Böling, Detlef/Krista Sager (Hg.) (1999b): Personalreform für die Wissenschaft. Dienstrecht, Vergütungsstrukturen, Qualifizierungswege, Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh, URL https://www.mueller-boeling.de/wp-content/uploads/2016/01/Pub-1999_11-Personalreform-fuer-die-Wissenschaft.pdf (27.2. 2023).
- Müller-Bromley, Nicolai (2004): Die Umsetzung der W-Besoldung an den Fachhochschulen in Niedersachsen, in: *die neue hochschule* 3/2004, S. 18–27.
- Neschke, Karla (2024): Die W-Besoldung: Rückblick, Einordnung und Entwicklung, in: *die neue hochschule* 1/2024, S. 8–11, DOI: 10.5281/ZENODO.10554805.
- Pasternack, Peer (2001): Eine Hand evaluiert die andere? Was eine besoldungsrelevante Qualitätsbewertung zu beachten hätte, in: *die neue hochschule* 3–4/2001, S. 30–31.
- Pasternack, Peer (2006): Qualität als Hochschulpolitik. Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes, Lemmings, Bonn. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Qualitaet-als-Hochschulpolitik.pdf> (26.8.2024).
- Schimank, Uwe (2024): Wissenschaftliche Objektivität und gesellschaftliche Interessen. Die konstitutive Grundspannung ko-produzierten Transfers, in: Holger Backhaus-Maul et al. (Hg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*, Campus Verlag, Frankfurt/New York, S. 439–466.
- Simon, Dieter (1991): „Die Universität ist verrottet“, in: *Der Spiegel* 50/1991, S. 52 f.
- Teichler, Ulrich (2006): Was ist Qualität?, in: Veronique Chalvet/Waldemar Dreger (Hg.), *Von der Qualitätssicherung der Lehre zur Qualitätsentwicklung als Prinzip der Hochschulsteuerung*, HRK, Bonn, S. 168–184.
- UG, Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten und ihre Studien (Universitätsgesetz) (2002), URL <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128> (22.4.2024).

Wilkesmann, Uwe/Christian Johann Schmid (2011): Lehren lohnt sich (nicht)? Ergebnisse einer deutschlandweiten Erhebung zu den Auswirkungen leistungsorientierter Steuerung auf die universitäre Lehrtätigkeit, in: Soziale Welt 3/ 2011, S. 251–278, DOI: 10.5771/0038-6073-2011-3-251.

Zeithöfler, Ingrid (2007): Gerechtigkeit in Organisationen. Eine empirische Studie zur leistungsorientierten Besoldung von Professor/-innen, Hampp, München/Mering.

Wie kann Transfer in Hochschule, Politik und Gesellschaft gelingen?

Evaluation einer Transferstrategie am Beispiel eines Forschungsprojektes in der Hochschulforschung

Kerstin Janson

Bremen

Wissenstransfer an Hochschulen umfasst den klassischen Technologietransfer, soziale Innovationen und Weiterbildungsaktivitäten sowie jegliche Art der Kooperationen und Zusammenarbeit mit der Gesellschaft wie z.B. Citizen Science (vgl. Frank/Lehmann-Brauns 2020; Blank et al. 2015). Das Transfer-

ziel ist ein Beitrag der Hochschule zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung (ebd.).

Diese gesellschaftliche Relevanz entspricht politischen Forderungen, den praktischen Nutzen von Forschungsprojekten herauszuarbeiten und nicht bei einer theoretischen Analyse und Ergebnisdarstellung zu verharren (vgl. Hölscher 2017). Im Bereich der Wissenschafts- und Hochschulforschung hat dieser Imperativ eine besondere Bedeutung. Neben der Entwicklung von Methoden, Theorien und vereinzelter Grundlagenforschung wird von ihnen im Sinne einer „strategischen Forschung“ (Teichler 2008: 66) erwartet, dass systematisches Wissen entwickelt wird, welches als Basis für das „praktische Gestaltungshandeln“ (ebd.) in Hochschule und Hochschulpolitik relevant ist (Janson 2014; Prenzel/Lange 2017). Ein Transfer erfolgt hier somit systemintern.

In der Literatur finden sich verschiedene Ansätze, die sich mit der Frage der Faktoren eines qualitätsvollen Wissenstransfers beschäftigen. Dieses sind neben Modellen der Transferforschung und der Wissenschaftskommunikation zum Teil auch Modelle des Knowledge Managements und der Verwendungsforschung im Rahmen von Evaluationen. Die dort zu findenden Faktoren für einen „guten Transfer“ lassen sich im Kern wie folgt zusammenfassen: Qualität und Quantität der Ergebnisdissemination, Art der Ergebnisse, Umweltfaktoren wie vorhandene Ressourcen und Datenfreiheit sowie Faktoren der individuellen Ebene wie Relevanz und Glaubwürdigkeit (Nutley et al. 2003; Janson 2014; Contandriopoulos/Brousselle 2012).

Ein weiterer entscheidender Faktor ist der partizipative Ansatz bzw. der Einbezug der Stakeholder: Man findet diesen Grundsatz sowohl in Transfermodellen (Albrecht/Lequy 2017) als auch im Partizipationsmodell der Wissenschaftskommunikation (Koch 2012) sowie der Verwendungsforchung (Janson 2014).

Im vorliegenden Beitrag soll vorgestellt werden, wie die gefundenen Anforderungen in der Literatur an einen guten Transfer in die Transferstrategie eines Hochschulforschungsprojekts überführt wurden. Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Verbundprojekt „Karrierewege und Qualifikationsanforderungen im Wissenschafts- und Hochschulmanagement“ (KaWuM) verfolgte im Teilprojekt Transfer das Ziel, die in den beiden anderen Teilprojekten erhobenen Ergebnisse nach jeder Projektphase mit den Praktiker:innen zu diskutieren und in konkreten Handlungsempfehlungen umzusetzen. Neben den Wissenschaftsmanager:innen selbst wurden eine Reihe von Stakeholdern sowie die interessierte Öffentlichkeit als Zielgruppen des Wissenstransfers identifiziert.

Nach Abschluss des Projekts soll nun der Impact der gewählten Transferstrategie evaluiert werden.

1. Das Forschungsprojekt

Der vom BMBF geförderte Projektverbund „Karrierewege und Qualifikationsanforderungen im Wissenschafts- und Hochschulmanagement“ (KaWuM) der Deutschen Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer (DUV), der Humboldt-Universität zu Berlin (HU), und der IU – Internationale Hochschule führte im Zeitraum 2019 bis 2022 eine Bestandsaufnahme über die Verortung und Aufgaben im Wissenschafts- und Hochschulmanagement insbesondere zu Karrierewegen, Kompetenzen und Qualifikationsbedarfen durch.

Eine Besonderheit des Projekts war es, dass der Transfer als eigenständiges Teilprojekt übernommen wurde. Ziel des Teilprojekts war der projektbegleitende Transfer in Praxis und Politik, der hiermit bewusst eine gleichberechtigte Funktion im Verbundprojekt eingeräumt wurde. Diese Gleichberechtigung entsprach dem Anspruch, den praktischen Nutzen des geförderten Projekts herauszuarbeiten und nicht auf einer theoretischen Analyse und Ergebnisdarstellung zu verharren.

2. Entwicklung einer Transferstrategie für das Forschungsprojekt

In der Literatur wird themenfeldübergreifend eine Vielzahl an Faktoren identifiziert, die den Transfer und die Nutzung empirischer Daten in der lokalen Praxis beeinflussen (Isett/Hicks 2020, 2018; Alkin/King 2017; Finnigan et al. 2013; Contandriopoulos et al. 2010; Johnson et al. 2009; Nutley et al. 2003). Ein zentraler Faktor ist die Relevanz der Daten in Form von zeitlicher Passfähigkeit zum Entscheidungskontext, der (wahrgenommenen) Qualität, Glaubwürdigkeit und thematischen Adäquanz der Daten sowie der Beteiligung relevanter Stakeholder an der Erhebung und Aufbereitung (Isett/Hicks 2020; Janson 2014; Johnson et al. 2009).

Für Hochschulen als Expert:innenorganisationen ist davon auszugehen, dass die Bewertung der Datenqualität einen besonders hohen Stellenwert einnimmt. Weiterhin zentral ist die Qualität der Dissemination (ebd.). Neben der zielgruppengerechten Aufbereitung der Forschungsergebnisse in Form und Inhalt (Isett/Hicks 2020; Ziegele/Vossensteyn 2017; Janson 2014) spielt die Ausgestaltung digitaler, interaktiver Disseminationsformate (Issett/Hicks 2018) eine zunehmend größere Rolle. Ein dritter Faktor sind die Ressourcen, welche einer Organisation bzw. den handelnden Personen/Entscheider:innen für die Aufbereitung und Beschäftigung mit Daten und Forschungsergebnissen zur Verfügung stehen, sowie die Einbindung in bestehende fachliche Netzwerke (Finnigan et al. 2013).

Als Verwendungshemmnisse genannt werden in der Literatur die fehlende Formulierung von Praxis- oder Handlungsempfehlungen auf Seiten der Forscher:innen sowie die mangelnde Bereitschaft und Zeit des Hochschul- und Wissenschaftsmanagements, sich vertieft mit aktuellen Forschungsergebnissen zu befassen (Falk et al. 2018; Hölscher 2017; Ziegele/Vossensteyn 2017; Pausitz/Campbell 2017).

Um den projektbegleitenden Transfer in Praxis und Politik zu optimieren, wurde auf Basis der gefundenen Faktoren vom Projektteam eine Transferstrategie entwickelt, die sich neben einer regelmäßigen, zeitnahen, schon während des Projektverlaufs stattfindenden Disseminationsstrategie über verschiedene digitale und nicht-digitale Kanäle auf den Einbezug zentraler Stakeholder und die Zusammenarbeit mit Netzwerken konzentrierte. Aspekte wie die Sicherung der Datenqualität wurden durch die Offenlegung eines umfangreichen Methodenberichts (Höhle/Krempkow 2023) im Projekt gewährleistet. Der Fragebogen selbst wurde in Abstimmung und Diskussion mit Praktiker:innen entwickelt.

Die zeitversetzte Onlinebefragung wurde mit einer qualitativen Erhebungsphase ergänzt, welche sowohl Ergebnisse der ersten Onlinebefra-

Übersicht 1: Transferstrategie im Projekt KaWuM

Praxisorientiert - Schnell - Breit - Vielfältig - Reflektiert

Praktiker im Blick	Zeitnahe Diskussionen der Ergebnisse	Große Anzahl Stakeholder	Verschiedene Kanäle	Einbezug verschied. Perspektiven
Kooperation mit Netzwerken Themenspezifische Transferworkshops Formulierung von Praxis- und Handlungsempfehlungen	Vielzahl von Aktivitäten schon während Projektstarts Transferworkshops nach jeder Projektphase Formulierung von Praxis- und Handlungsempfehlungen	Wissenschaftsmanager:innen selbst Anbieter von Weiterbildungsstudien- gängen Hochschule/Landes- politiker:innen Personalverantwortliche Interessierte Öffentlichkeit	Online – Offline In Print und Wort Publikumsmedien (Wikipedia, ZEIT, Blogbeiträge) Social Media: Twitter, Youtube Klassische Publikationen in Fachzeitschriften und wissenschaftlichen Journals	Partner mit unterschiedlichen Backgrounds im Projekt Unterschiedliche Institutionen Offenheit und Berücksichtigung von Stakeholdern und deren Meinungen im Projektverlauf

gung mit aufgriff, sowie es erlaubte, Kernergebnisse der Interviews und Fallstudien in die zweite Onlinebefragung mitaufzunehmen. Des Weiteren erlaubte dieses Vorgehen das Aufgreifen aktueller Themen und Fragen der Praxis. Übersicht 1 fasst die Transferstrategie des Projekts zusammen.

3. Evaluation der Transferstrategie – Methodik

Zum Ende des Forschungsprojekts entstand die Idee, zu evaluieren, ob die gewählte Transferstrategie erfolgreich war. Inwiefern ist es gelungen, die erzielten Ergebnisse in die Hochschulpraxis, -entwicklung und -politik zu tragen und die Ergebnisse in der Typologie der Nutzung von einer reinen Wahrnehmung zu einem messbaren Impact zu führen?

Da die Ergebnisse bei der Abschlusskonferenz vorgetragen werden sollten, fand diese Evaluation ca. drei Monate vor dem geplanten Projektende statt. Kernzielgruppe der Evaluation waren die rund 230 direkt an der Empirie beteiligten Personen, die im Rahmen von Interviews, Fokusgruppen und Fallstudien befragt wurden und deren Kontaktadressen deshalb vorlagen. Die Wahl dieser Gruppe hatte zum einen forschungswissenschaftliche Gründe, und zum anderen wurde sie gewählt, weil durch die direkte Involvierung der Teilnehmenden eine höhere Verbundenheit mit dem Projekt zu erwarten war als bei ausschließlich online Befragten oder projektfernen Personen. Dies entspricht dem partizipativen Ansatz sowohl in Transfermodellen (Albrecht/Lequy 2018) als auch im Partizipationsmodell der Wissenschaftskommunikation (Koch 2012) sowie der Verwendungsforschung (Janson 2014).

Im Zeitraum Ende Juli bis Ende August 2022 wurde eine geschlossene Onlinebefragung (Einladung über E-Mail) ergänzt durch eine offene Befragung mit Einladung über den Twitter-Kanal des Projekts sowie die Projektwebseite durchgeführt. Die bereinigte Rücklaufquote bei der geschlossenen Befragung lag bei 41 % (83 von 213 Kontaktierten) plus sechs ausgefüllten Fragebögen von Befragten, die an der offenen Befragung teilgenommen haben. Es ist zu vermuten, dass ein längerer Befragungszeitraum sowie der Versand von mehreren Remindern den Rücklauf erhöhte hätte.

Neben Daten der institutionellen Einordnung wurde nach der allgemeinen Kenntnis/Wahrnehmung von Projektergebnissen des KaWuM-Projekts gefragt sowie nach den dafür genutzten Kanälen. Zentral war die Abfrage der verschiedenen Formen der Nutzung sowie die Frage nach den ein bis drei Ergebnissen, welche den Befragten besonders in Erinnerung geblieben sind.

Die Erhebung orientierte sich dabei sowohl an der Wissenstreppe von North (2005) als auch an der in der Literatur bekannten Differenzierung von Nutzung (Davies et al. 2008; Mittag 2006; Patton 1996; Spiel/Bergsmann 2009; Weiss et al. 2005). Grundlage einer Nutzung von Informationen ist deren Bereitstellung und ihre Dissemination – dieses war auf vielfältige Art und Weise das Ziel der Transferstrategie des Projekts. Werden diese Ergebnisse von den potentiellen Nutzer:innen wahrgenommen, so findet der geringste Grad von Nutzung statt – siehe den Grad der „reception“ in der nachfolgenden Übersicht von Gándara (2019). Wenn diese Informationen aktiv wahrgenommen werden und zu einer Änderung oder Bestätigung der eigenen Einstellungen führen, spricht Gándara von einer „cognition reference“.

Übersicht 2: Stages of Evidence

	Stage	Definition
<i>Most passive use</i>	Reception	Stakeholders receive evidence, but do not necessarily consume the information.
	Cognition Reference	Stakeholders consume and understand the evidence. Evidence changes stakeholders beliefs relating to problem definition or agenda priorities.
	Effort	Stakeholder attempt – successfully or unsuccessfully – to drive decisions with the evidence.
<i>Most active use</i>	Adoption Implementation	Evidence influences decisions. Evidence affects implementation practices.
	Impact	Implementation based on evidence is deemed successful and beneficial.

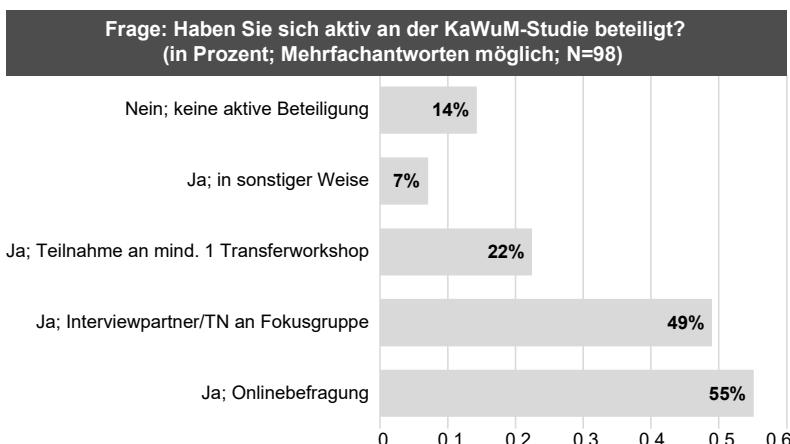
Quelle: in Anlehnung an Gándara (2019); eigene Darstellung

Andere Autor:innen benennen Daten und Informationen, welche die Denkweise und damit langfristig Ansichten und Einstellungen beeinflussen: „conceptual use“ (Rich 1977; Alkin/Taut 2002). Wird aufgrund dieser Änderung oder Bestätigung der eigenen Einstellung eine Entscheidung getroffen, spricht man von „instrumental use“ oder auch der direktesten Form der Nutzung nach Gándara, dem „impact“. Eine weitere Nutzungsform, welche in der Erhebung berücksichtigt wurde, war der symbolische oder auferlegte Nutzen („symbolic use“): Eine Information wird genutzt, um feststehende Meinungen, getroffene oder zukünftige Entscheidungen zu legitimieren (Alkin/Taut 2002). Eine direkte Messung ist hier erschwert.

4. Ergebnisse

Das erste zentrale Ergebnis der Befragung ist, dass sich trotz der fast ausschließlichen Einladung von Projektbeteiligten einige nicht an ihre aktive Beteiligung am Projekt erinnerten. Zwölf der über die direkte Einladung angeschriebenen Befragten sowie zwei weitere Personen, die sich an der offenen Befragung beteiligt haben, geben an, dass sie nicht am KaWuM-Projekt beteiligt gewesen waren. Mögliche Erklärungen für diese Antworten sind: ein längerer zeitlicher Abstand zwischen Projektbeteiligung und Befragung, kurzfristige Absagen, die nicht auf der Teilnehmerliste gepflegt wurden, sowie hohe Arbeitsbelastungen und Termine bei den Befragten.

Übersicht 3: Beteiligung an der Studie



Nichtsdestotrotz zeigt eine Analyse der Befragten, dass die Zielgruppe im Wissenschaftsmanagement gut erreicht wurde:

- 90 % arbeiten im WiMa oder einem angrenzenden Bereich;
- 77 % arbeiten an einer Hochschule (12 % Stiftung oder sonstige wiss. Organisation, 3,5 % außeruniv. Forschung);
- 65 % haben Führungsverantwortung (Mitarbeiter:innen, Abteilungsleitung, Hochschulleitung).

4.1. Erreichbarkeit der Zielgruppe und Timing

Die Ausgangsfrage der Evaluation war, inwiefern die Projektergebnisse insbesondere die Zielgruppen des Projekts, Praktiker:innen und Expert:innen in der Hochschul- und Wissenschaftscommunity, erreicht haben. Operationalisiert wurde dies mit der konkreten Frage: Haben Sie von den Ergebnissen des KaWuM-Projekts etwas gehört, gelesen oder mitbekommen?

Diese Frage beantworteten 65 % der Befragten positiv: Sie haben bewusst von den Projektergebnissen etwas gehört, wahrgenommen bzw. gelesen. Ein Drittel allerdings verneint diese Aussage.¹ Dieses Ergebnis scheint zunächst etwas ernüchternd. Schließlich wurden fast ausschließlich Personen befragt, die aktiv am Projekt beteiligt waren, und trotzdem sagen 36 % (31 Personen) von ihnen, dass sie nichts über die Ergebnisse des Projekts gehört, gelesen oder mitbekommen haben. Gleichzeitig geben einheitlich (100 %) alle dieser „Nicht-Erreichten“ an, dass sie generell Interesse gehabt hätten, etwas über die Ergebnisse des KaWuM-Projekts zu erfahren. Desinteresse scheint somit nicht der erklärende Faktor hier zu sein. Wir haben uns deshalb die Gruppe der Nicht-Erreichten noch einmal genauer angesehen.

Von den 31 Befragten, die angeben, dass sie nichts über die Ergebnisse der KaWuM-Studie gehört, gelesen oder mitbekommen haben, geben fünf dieser „Nicht-Erreichten“ an, dass sie nicht aktiv am Projekt beteiligt waren. Die übrigen 26 Personen waren wie folgt in die Aktivitäten des Projekts involviert:

- 10 der Nicht-Erreichten waren Interviewpartner:innen;
- 7 der Nicht-Erreichten haben an der Onlinebefragung teilgenommen;
- 7 der Nicht-Erreichten waren sowohl Interviewpartner:innen als auch Teilnehmende der Onlinebefragung;
- 3 der Nicht-Erreichten waren Teilnehmende am Transferworkshop.²

Eine Interpretation scheint hier recht schwierig – insbesondere hinsichtlich der Tatsache, dass beim Transferworkshop selbst ja Ergebnisse präsentiert wurden. Interessant ist aber der Vergleich des prozentualen Anteils der

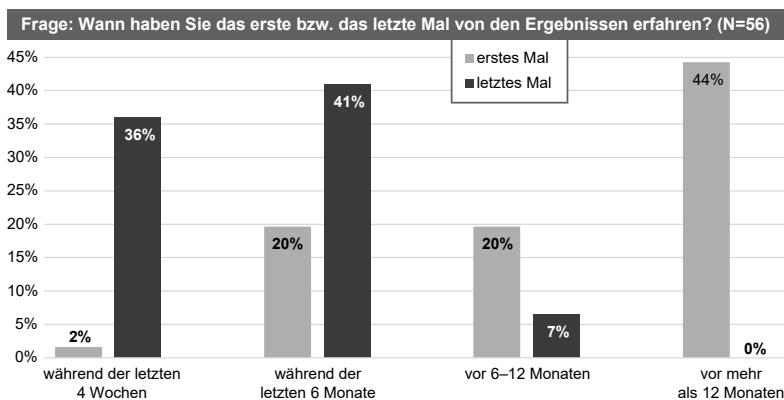
¹ Die Frage „Haben Sie in irgendeiner Weise (z.B. einem Transferworkshop, Webseite) etwas über die Ergebnisse der KaWu-Studie gehört, gelesen oder mitbekommen?“ wurde von 96 Befragten beantwortet.

² Aufgrund der Anonymität der Befragung konnte nicht überprüft werden, ob die 3 Nicht-Erreichten zur kleinen Gruppe der kurzfristigen Absagen bei den Transferworkshops gehörten.

Nicht-Erreichten an Netzwerkmitgliedschaften mit der Gesamtgruppe der Befragten: Während hier 48 % Mitglied bei mindestens einem der großen Netzwerke des Hochschul- und Wissenschaftsmanagements sind, sind es bei den Nicht-Erreichten nur 32 %. Da ein Teil der Transferaktivitäten über die Netzwerke wie z.B. Lunchtalks für die Mitglieder gelaufen ist, unterstützt dieses Ergebnis die These, dass durch den Fokus auf Transferaktivitäten über die Netzwerke Stakeholdergruppen außerhalb der Netzwerke schlechter erreicht wurden.

Ein weiterer Anspruch der Transferstrategie war das Timing – ein wesentlicher Faktor auch in der Nutzungsforschung (Hora et al. 2014): Die Ergebnisse sollten schnell und das gesamte Projekt begleitend kommuniziert und diskutiert werden. Dies ist anscheinend gelungen. 36 Prozent der Befragten geben an, dass sie zuletzt während der letzten 4 Wochen vom Projekt gehört haben und fast 41 % in den letzten 6 Monaten. Zum ersten Mal hat fast die Hälfte schon über ein Jahr vor der Befragung vom Projekt erfahren.

Übersicht 4: Ergebnistransfer



4.2. Von Reception zu Conceptual Use – welche Ergebnisse „blieben hängen“?

Die Erinnerung an konkrete Ergebnisse der Studie ist ein Hinweis auf die nächste Stufe des Nutzungskontinuums – den „conceptual use“ (Rich 1977). Neben der ggf. vagen Erinnerung, dass man von den Projektergebnissen gehört hat, ist die konkrete Erinnerung und Benennung von Ergebnissen ein Indiz für die Beeinflussung der Denkweise und damit langfristig

von Ansichten und Einstellungen. Im Projektkontext war die Frage nach der Erinnerung an konkrete Ergebnisse zudem von der Neugier des Projektteams geprägt, zu erfahren, was in der Außenwahrnehmung die prägnantesten Ergebnisse waren. Formuliert war die Abfrage offen wie folgt: Was sind für Sie persönlich bis zu 3 zentrale Kernergebnisse?

Übersicht 5: Wahrnehmung Ergebnisse

Frage: Was sind für Sie persönlich bis zu 3 zentrale Kernergebnisse? (87 Nennungen kategorisiert dargestellt)			
Ergebnis	Anzahl	Ergebnis	Anzahl
Bedeutung und Weiterentwicklung der Netzwerke	8	Bedeutung von Networking	5
		Bedeutung/Bedarf von PE und WB (zielgruppenspezifisch)	
Allgemeine Aussagen zum WiMa – Brückenfunktion, etabliert...	10	Kompetenzanforderungen/ Kompetenzmodell	5
Sichtbarkeit als Berufsfeld und Berufsziel erhöhen	7	Bedeutung von Networking	3
Karrierewege entwickeln und fördern	6	WiMa als Statusgruppe	3
Bedeutung/Bedarf von PE und WB (zielgruppenspezifisch)	5	Mehr Verwaltungswissen und Vernetzung mit Verwaltung	3
Diversität/Vielfalt des Feldes	5	Ergebnisse zu den WB-Studiengängen	2
Stand der Professionalisierung des WiMa	6	(Prekäre) Jobbedingungen	5

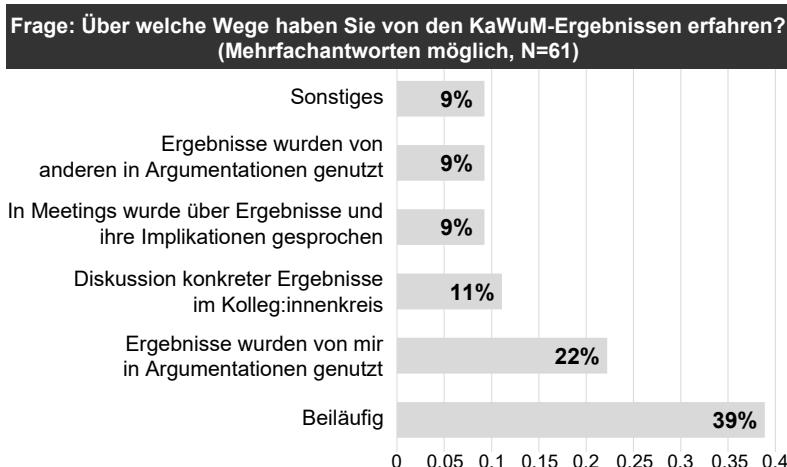
Zunächst ist festzuhalten, dass die Mehrheit der Befragten Ergebnisse benennen konnte. In einem gewissen Rahmen ist somit festzustellen, dass ein „conceptual use“ vorliegt. Nur 13 Befragte beantworteten diese Frage nicht. Des Weiteren kann festgestellt werden, dass es kein zentrales Kernergebnis gibt, welches von einer überwiegenden Mehrheit rezipiert wird. Im Gegenteil verteilen sich die zitierten Ergebnisse auf verschiedene Themenbereiche. Am häufigsten werden allgemeine Aussagen zur Brückenfunktion des Wissenschaftsmanagements und die zunehmende Etablierung des Berufsfeldes genannt sowie die Bedeutung und Weiterentwicklung der Netzwerke. Hier ist zu vermuten, dass dies Ergebnisse waren, welche antizipierte Meinungen und Einstellungen der Befragten bestätigten und vermutlich deshalb besser im Gedächtnis geblieben sind.

4.3. (Erfolgreiche) Disseminationskanäle

Hinsichtlich der mit 65 % erreichten Zielgruppe ist die Kernfrage des Wissenstransfers, wie diese erreicht wurde. Welche der genutzten Kommunikationskanäle wurden wahrgenommen? Und gibt es weitere Kommunikationskanäle welche in der Transferstrategie fehlten, aber von den Befragten gewünscht gewesen wären?

Die Antworten auf die Frage, über welche Wege die Befragten von den KaWuM-Ergebnissen erfahren haben, sind im Ergebnis überraschend konservativ. Mit Abstand wird am häufigsten die Projektwebseite (52 % der Nennungen) genannt, was zeigt: Eine gute Webseite mit aktuellen Beiträgen ist eine gute Basis für einen erfolgreichen Wissenstransfer – mit Abstand folgen dann Beiträge in der DUZ (34 % der Nennungen) sowie Tagungsaktivitäten des KaWuM-Teams (30 % der Nennungen). Die Teilnahme an Transferworkshops als Informationsquelle (38 % der Nennungen) entspricht genau der Anzahl der Befragten, die bei einer früheren Frage angaben, dass sie dort teilgenommen haben.

Übersicht 6: Disseminationskanäle



Das „Wissenschaftsbarometer 2023“ von WiD bestätigt dieses Ergebnis: Der größte Teil des Publikums informiert sich nach wie vor über Wissenschaft und Forschung via Internet – Webseiten oder Mediatheken von Nachrichtenmedien, Wikipedia und Videoplattformen wie YouTube,

Webauftritte wissenschaftlicher Einrichtungen –, jeweils mehr als via Social Media – wie z.B. Facebook, Twitter bzw. X oder Whatsapp (vgl. wissenschaft im dialog 2023: 9).

Die Antworten zeigen des Weiteren, dass über die Ergebnisse gesprochen wurde. Rund ein Drittel gibt an, dass sie von Kolleg:innen auf die Ergebnisse hingewiesen wurden bzw. die Ergebnisse an sie von Kolleg:innen weitergeleitet wurden. Dieses entspricht der Rolle des „human factor“ (Patton 1996) – die Bedeutung der Multiplikator:innen und einzelner Personen, die immer wieder über die Ergebnisse berichten und auf Studien aufmerksam machen. Wir haben uns deshalb die Rolle der Multiplikator:innen noch einmal genauer angesehen, und es zeigt sich, dass die Befragten nicht nur über Multiplikator:innen über die Ergebnisse erfahren haben, sondern auch selbst als Multiplikator:innen aktiv waren. Knapp über 50 % haben ihren Kolleg:innen von den KaWuM-Ergebnissen erzählt oder auf diese aufmerksam gemacht.

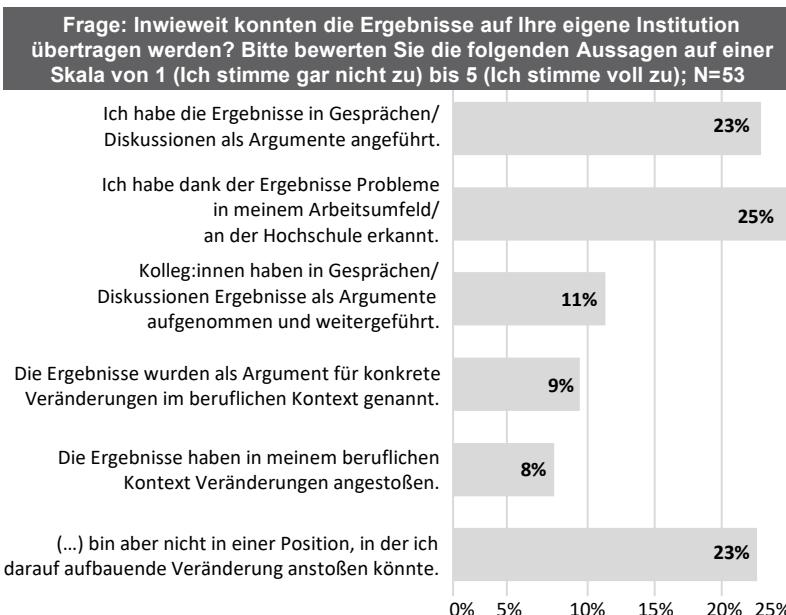
Hinsichtlich der zweiten Frage des Wissenstransfers „In welcher Form wurden die Ergebnisse nicht nur wahrgenommen, sondern auch genutzt?“ interessierten uns die Kontexte der Multiplikatortätigkeit: Wurden die Ergebnisse rein beiläufig erwähnt oder im Sinne eines symbolischen Nutzens in Diskussionen als Argumente eingesetzt oder ggf. sogar gezielt Implikationen für die eigene Tätigkeit, die eigene Organisation aus ihnen gezogen, wie es im Sinne des „instrumental use“ ist?

Die Ergebnisse entsprechen einer abnehmenden Häufigkeit nach Intensität der Nutzung. Am häufigsten wird die beiläufige Erwähnung von Ergebnissen genannt (39 %). Immerhin fast ein Viertel (22 %) der Befragten gibt an, die Ergebnisse bei Argumentationen genutzt zu haben – in der Nutzungstypologie würde dies der Stufe des „reference“ oder einer symbolischen Nutzung entsprechen. 11 % bestätigen, dass konkrete Ergebnisse mit Kolleg:innen diskutiert wurden. 9 % benennen, dass dies gezielt in Arbeitsmeetings mit dem Ziel der Ableitung von Implikationen besprochen wurde. Zum Befragungszeitpunkt stimmte keiner der Befragten der Aussage zu, dass „(Teil)Ergebnisse mit der Leitung gezielt bzgl. Konsequenzen diskutiert wurden“. Unter Sonstiges wurde u.a. auf die Nutzung in Lehrveranstaltungen hingewiesen: „ich habe die Graphiken an einen Kollegen weitergegeben“ – „Ich habe Ergebnisse in eine Lehrveranstaltung eingebaut“.

Multiplikatortätigkeiten insbesondere im Arbeitskontext skalieren den Wissenstransfer von Forschungsergebnissen in die Praxis. Unabhängig von einer Multiplikatortätigkeit ist der Eingang der Ergebnisse in die Praxis das zentrale Ziel des Wissenstransfers. Alle Befragten wurden deshalb

gefragt, inwieweit die Ergebnisse auch Eingang in die eigene Organisation fanden.

Übersicht 7: Übertragbarkeit der Ergebnisse



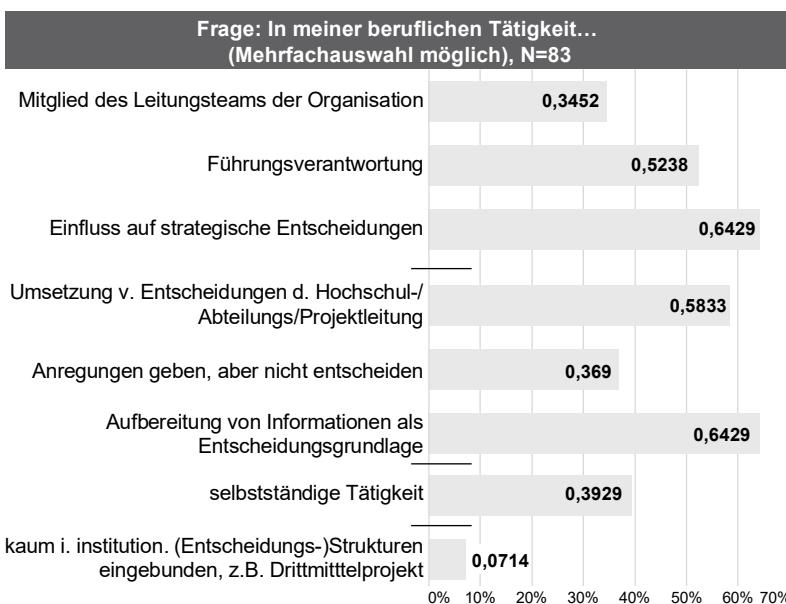
Die Befragten berichten zu je rund einem Viertel, dass die Projektergebnisse zu einer Änderung von Wahrnehmungen, Einstellungen und Positionen bei ihnen selbst geführt haben. In der Typologie entspricht dies einer Nutzung im Sinne eines „cognition/reference“. 23 % bzw. 11 % berichten, dass die Ergebnisse in Gesprächen/Diskussionen als Argumente angeführt wurden – somit einem „symbolic use“ entsprechen. Der intensivste Grad der Nutzung – die Überführung der Erkenntnisse/Ergebnisse in konkrete Veränderungen – wird nur von einer kleinen Minderheit berichtet. Eine Einordnung dieser Ergebnisse ist schwierig, da wenig vergleichbare Studien gefunden werden konnten.

Eine Befragung von 69 irischen Bildungsforscher:innen (O'Connor 2022) kommt zu dem Ergebnis, dass 30 Prozent der Forscher:innen angeben, ihre Forschung werde gelesen und wahrgenommen. Von regelmäßigen Meinungs- und Einstellungsänderungen auf Basis ihrer Forschung gehen noch knapp 23 % aus. Auch wenn die Werte hier ähnlich erscheinen,

ist die Befragungsbasis unterschiedlich. O'Connor hat nicht die Nutzer:innen direkt befragt, sondern die Forschenden um ihre Einschätzung gebeten. Andere Studien beschäftigen sich mit der Nutzung von Forschungsergebnissen im Politikprozess, betrachten dabei aber Forschungsergebnisse im Ganzen und nicht den Transfer einzelner Projekte oder Forschungsvorhaben (Natow 2020).

Voraussetzung für Änderungen innerhalb einer Organisation ist neben der Organisationskultur auch die eigene Position in der Hochschule. Ist man selbst in der Position, Veränderungen anzustoßen oder kann man Veränderungen nur indirekt beeinflussen? Um die Antworten zur Nutzung der Projektergebnisse besser einzuordnen, wurden die Befragten deshalb aufgefordert, ihre Entscheidungsoptionen in ihrer beruflichen Position näher zu beschreiben.

Übersicht 8: Einfluss qua beruflicher Tätigkeit



Die Frage nach den beruflichen Positionen der Befragten zeigt, dass die Möglichkeit des Impacts vorhanden wäre: 52 % berichten von Führungsverantwortung und knapp 2/3 haben Einfluss auf strategische Entscheidungen oder bereiten Informationen als Entscheidungsgrundlage auf. Die

Befragten hätten somit die Möglichkeit, langfristige Änderungen von Entscheidungen auf Basis der Projektergebnisse („impact“) vorzunehmen. Warum dies bisher noch nicht geschah, konnte nicht erörtert werden. Entweder wurde keine Notwendigkeit gesehen, da die Ergebnisse das eigene Arbeitsfeld nicht berühren oder gelebten Praktiken nicht widersprechen, oder die Erhebung fand zu früh im Projektverlauf statt. Zum einen hatte – wie anfangs dargestellt – die Abschlussveranstaltung noch nicht stattgefunden und zum anderen bedürfen Veränderungen in der Regel Zeit. So können aus „Anregungen“ in nachfolgenden Diskussionen Entscheidungen werden, die zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht konkretisiert waren.

Während die Umsetzung oder der Einbezug in organisationale Prozesse immer Zeit bedürfen, sind Konsequenzen oder Anregungen aus den Projektergebnissen für die eigene berufliche Laufbahn individuell und kurzfristiger umsetzbar. Da sich im KaWuM-Projekt einige Ergebnisse auf die Karriereplanungen und -entscheidungen beziehen, wurde in der Transferbefragung konkret nach diesem Aspekt gefragt: „Inwieweit konnten Sie die KaWuM-Ergebnisse auf Ihre eigene berufliche Situation übertragen?“. 13 Prozent stimmten der Aussage zu, dass sie dank der Ergebnisse Verbesserungsmöglichkeiten in der eigenen persönlichen Karriereplanung identifiziert haben. Knapp jeder Zehnte der Befragten kann über einen „impact“ berichten und stimmt der Aussage zu: „Ich habe die Ergebnisse genutzt, um Veränderungen bzgl. meiner beruflichen Situation anzustoßen (z.B. durch Aufnahme eines Weiterbildungsstudiengangs)“. Die Vermutung, dass Umsetzungen der Ergebnisse im Individuellen somit zeitnäher und direkter möglich sind, scheint sich zu bestätigen.

5. Was heißt erfolgreicher Transfer – eine Diskussion

Die zentrale Forschungsfrage dieses Artikels zielte darauf ab, zu ermitteln, ob der Transfer des untersuchten Projekts erfolgreich umgesetzt wurde. Eine Besonderheit des Projekts lag in der expliziten Einbeziehung eines Teilprojekts, das speziell dem Transfer gewidmet war. Die Ergebnisse der durchgeführten Befragung haben gezeigt, dass es sinnvoll war, diese Frage zu stellen. Obwohl viele Wissenschaftler:innen oft aus einer tiefen, intrinsischen Motivation heraus annehmen, dass ihre Forschungsergebnisse auf ähnliche Weise wahrgenommen und rezipiert werden, wie sie es selbst tun, offenbart unsere Studie, dass die tatsächliche Rezeption und Nutzung der Ergebnisse durch die Zielgruppen selektiver erfolgt. Zudem haben wir festgestellt, dass andere Transferkanäle effektiver sind als zunächst angenommen.

Die Befragung hat gezeigt, dass auf Basis der gewählten Transferstrategie die Zielgruppe der im Wissenschaftsmanagement Tätigen erreicht werden konnte. Differenziert man die Ergebnisse dieser Transferevaluierung nach den Stufen der Nutzungsskala nach Gándara (2019), so zeigt sich, dass die Nutzungshäufigkeit zum Zeitpunkt der Befragung auf jeder Stufe der Skala geringer wird.

Eine Wahrnehmung der Ergebnisse („reception“) hat bei zwei Dritteln der Befragten stattgefunden. Auch hinsichtlich der nächsten Stufe („conceptual use“) war der gemessene Wissenstransfer noch erfolgreich: Die Mehrheit der Befragten kann sich an konkrete Ergebnisse erinnern und diese benennen. Höhere Nutzungsstufen werden seltener genannt. So berichten 22 Prozent der Befragten über eine Nutzung in Argumentationen, was dem „symbolic use“ entspricht. Der intensivste Grad der Nutzung – die Überführung der Erkenntnisse/Ergebnisse in konkrete Veränderungen – wird zum Zeitpunkt der Befragung noch selten berichtet. Allerdings zeigen die Ergebnisse auch, dass der „impact“ der Ergebnisse auf individueller Ebene leichter und zeitnaher umzusetzen ist als auf Organisationsebene. Knapp jeder Zehnte der Befragten hat die Ergebnisse des KaWuM-Projekts genutzt, um Veränderungen in der eigenen beruflichen Situation anzustoßen, während auf Organisationsebene der Hochschule noch von keinem „impact“ berichtet werden konnte.

Ein entscheidender Aspekt, der in dieser Studie hervorgehoben wurde, ist die Bedeutung des Zeitpunkts der Transferbewertung. Die Untersuchung zeigt, dass Ergebnisse eine bestimmte Zeit benötigen, um ihre volle Wirkung in der Praxis, an den Hochschulen, zu entfalten. Diese Erkenntnis stellt die herkömmliche Auffassung in Frage, wie und wann der Erfolg eines Transfers bewertet werden sollte. Es wird deutlich, dass die Entwicklung angemessener Maßstäbe zur Bewertung des erfolgreichen Transfers eine komplexe Herausforderung darstellt, die eine differenzierte Betrachtung sowohl des Zeitfaktors als auch der spezifischen Eigenschaften der Zielgruppe erfordert.

Insgesamt bestätigt diese Studie die Notwendigkeit, Transferstrategien kontinuierlich zu evaluieren und anzupassen, um den langfristigen Erfolg wissenschaftlicher Projekte in der Praxis zu sichern. Diese Arbeit liefert wichtige Einblicke für Forschende und Praktiker:innen gleichermaßen, indem sie zeigt, dass eine sorgfältige Planung und kritische Reflexion des Transfers unerlässlich sind, um die gewünschten Auswirkungen zu erzielen.

Literatur

- Albrecht, Peter-Georg/Anne Lequy (2017): Deutsche Hochschulen auf dem Weg zu Transferhochschulen? Einige Überlegungen zu Grundsätzen, Handlungsansätzen und Haltungen für einen guten Transfer, in: DHW Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik. Nr. 1/2/2017. ISSN 0018-2974. S. 26–31.
- Albrecht, Peter-Georg/Anne Lequy (2018): Qualität im Transfer, in: Zeitschrift für Hochschulentwicklung 1/2018, S. 299–316.
- Alkin, Marvin C./Jean A. King (2017). Definitions of Evaluation Use and Misuse, Evaluation Influence, and Factors Affecting Use, in: American Journal of Evaluation 3/2017, S. 434–450; auch unter <https://doi.org/10.1177/1098214017717015> (13.8.2024).
- Alkin, Marvin C./Sandy M. Taut (2002): Unbundling evaluation use, in: Studies in Educational Evaluation 1/2002, S. 1–12.
- Blank, Jennifer/Marina Wiest/Sonja Sälzle/Christoph Bail (2015): Öffnung der Hochschulen durch wechselseitigen Wissenstransfer im Kontext wissenschaftlicher Weiterbildung, in: Zeitschrift für Weiterbildungsforschung 38, S. 365–379.
- Contandriopoulos, Damien/Astrid Brousselle (2012): Evaluation models and evaluation use, in: Evaluation 1/2012, S. 61–77.
- Contandriopoulos, Damien/Marc Lemire/Jean-Louis Denis/Émile Tremblay (2010): Knowledge Exchange Processes in Organizations and Policy Arenas: A Narrative Systematic Review of the Literature: Knowledge Exchange Processes in Organizations and Policy Arenas, in: Milbank Quarterly 4/2010, S. 444–483; auch unter <https://doi.org/10.1111/j.1468-0009.2010.00608.x> (13.8.2024).
- Davies, Huw/Sandra Nutley/Isabel Walter (2008): Why ‘knowledge transfer’ is misconceived for applied social research, in: Journal of Health Services Research & Policy 3/2008, S. 188–190; auch unter <https://doi.org/10.1258/jhsrp.2008.008055> (13.8.2024).
- Fabian, Gregor/Christophe Heger/Merritt Fedzin (2024): Barometer für die Wissenschaft. Ergebnisse der Wissenschaftsbefragung 2023; auch unter: https://www.wbdhw.eu/downloads/wibef_barometer2023.pdf (13.8.2024).
- Falk, Susanne/Maike Reimer/Uwe Schmidt (2018). Zur Vielfalt von Absolventenbefragungen an deutschen und österreichischen Hochschulen und deren Integration in das Qualitätsmanagement, in: Susanne Falk/Maike Reimer/Uwe Schmidt (Hg.), Absolventenstudien und Qualitätsmanagement: best practices an deutschen und österreichischen Hochschulen. Waxmann Verlag, Münster, S. 7–12.
- Finnigan, Kara S./Alan J. Daly/Jing Che (2013): Systemwide reform in districts under pressure: The role of social networks in defining, acquiring, using, and diffusing research evidence, in: Journal of Educational Administration 4/2013, S. 476–497; auch unter <https://doi.org/10.1108/09578231311325668> (13.8.2024).
- Frank, Andrea/Cornelia Lehmann-Brauns (2020): Transfer strategisch verankern, in: DUZ Wissenschaft & Management 3/2020, S. 10–21.
- Gándara, Denise (2019): Does Evidence Matter? An Analysis of Evidence Use in Performance-Funding Policy Design, in: The Review of Higher Education 3/2019, S. 991–1022; auch unter: <https://doi.org/10.1353/rhe.2019.0027> (13.8.2024).
- Höhle, Ester/René Krempkow (2023): Zur Methodik der Auswertung: Rücklauf und Datenqualität bei einer heterogenen, teilweise unbestimmten Befragtengruppe, in: René Krempkow/Ester Höhle/Kerstin Janson (Hg.), Karriere im Wissenschaftsmanagement? UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld, S. 13–47.

- Hölscher, Michael (2017): Ziemlich beste Feinde? Zur notwendigen Kooperation von Hochschulmanagement und -forschung, in: Wissenschaftsmanagement, 3, S. 22–23.
- Hora, Matthew/Jana Boumwma-Gaerhart/Hyoung Joon Park (2014): Exploring Data-Driven Decision-Making in the Field: How Faculty Use Data and Other Forms of Information to Guide Instructional Decision-Making, in: WCER Working Paper 2014-3, Wisconsin Center for Education Research, August 2014.
- Isett, Kimberley R./Diana M. Hicks (2018): Providing Public Servants What They Need: Revealing the “Unseen” through Data Visualization, in: Public Administration Review 3/2018, S. 479–485.
- Isett, Kimberly R./Diana M. Hicks (2020): Pathways From Research Into Public Decision Making: Intermediaries as the Third Community, in: Perspectives on Public Management and Governance, 1/2020, S. 45–58; auch unter: <https://doi.org/10.1093/ppmgov/gvz020> (13.8.2024).
- Janson, Kerstin (2014). Absolventenstudien. Ihre Bedeutung für die Hochschulentwicklung. Eine empirische Betrachtung, Waxmann Verlag, Münster.
- Johnson, Kelli/Lija O. Greenseid/Stacie A. Toal/Jean A. King/Frances Lawrenz/Boris Volkov (2009): Research on Evaluation Use: A Review of the Empirical Literature From 1986 to 2005, in: American Journal of Evaluation 3/2009, S. 377–410; auch unter <https://doi.org/10.1177/1098214009341660> (13.8.2024).
- Koch, Martina (2012): Grundlagen zum Thema Wissenschaftskommunikation. Blog der Fachhochschule Nordwestschweiz; auch unter: <http://blogs.fhnw.ch/wissenschaftsvermittlung/files/2012/12/Input-Wissenschaftskommunikation.pdf> (15.3.2021)
- Mittag, Sandra (2006): Qualitätssicherung an Hochschulen: Eine Untersuchung zu den Folgen der Evaluation von Studium und Lehre, Waxmann Verlag, Münster.
- Natow, Rebecca S. (2020): Research Use and Politics in the Federal Higher Education Rulemaking Process, in: Educational Policy 3/2020, S. 689–716; auch unter: <https://doi.org/10.1177/0895904820917363> (13.8.2024).
- North, Klaus (2005): Wissensorientierte Unternehmensführung. Wertschöpfung durch Wissen, Verlag Gabler, Wiesbaden.
- Nutley, Sandra/Isabel Walter/Huw Davies (2003): From Knowing to Doing: A Framework for Understanding the Evidence-into-Practice Agenda, in: Evaluation 2/2003, S. 125–148.
- O’Connor, John (2022): Evidence based education policy in Ireland: insights from educational researchers, in: Irish Educational Studies 1/2024, S. 21–45; auch unter: <https://doi.org/10.1080/03323315.2021.2021101> (13.8.2024).
- Patton, Michael Quinn (1996): Utilization-focused evaluation: the new century text. Sage Publications, Thousand Oaks.
- Pausitz, Attila/David Campbell (2017): Forschung und Management der Hochschulen auf dem Prüfstand, in: wissenschaftsmanagement 3/2017, S. 18–21.
- Prenzel, Manfred/Stefan Lange (2017). Evidenzbasierte Governance von Organisationen in Forschung und Lehre – Erwartungen an die Wissenschafts- und Hochschulforschung, in: Hochschulmanagement, 39(1), S. 10–21.
- Rich, Robert F. (1977): Uses of social science information by federal bureaucrats: Knowledge for action versus knowledge for understanding, in: Carol H. Weiss (Hg.), Using social research in public policy making. Lexington Books, S. 9–211.

- Spiel, Christiane/Evelyn Bergsmann (2009): Zur Nutzung der Evaluationsfunktion: Partielle Bestandsaufnahme und Pilotstudie in österreichischen und deutschen Bundesministerien, in Thomas Widmer/Wolfgang Beywl/Carlo Fabian (Hg.), Evaluation, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 477–485; auch unter https://doi.org/10.1007/978-3-531-91468-8_48 (13.8.2024).
- Teichler, Ulrich (2008): Hochschulforschung international, in: Karin Zimmermann/Marion Kamphans/Sigrid Metz-Göckel (Hg.), Perspektiven in der Hochschulforschung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 65–85.
- Weiss, Carol Hirschon/Erin Murphy-Graham/Sarah Birkeland (2005): An Alternate Route to Policy Influence: How Evaluations Affect D.A.R.E. American Journal of Evaluation, 26(1), S. 12–30; auch unter: <https://doi.org/10.1177/1098214004273337> (13.8.2024).
- wissenschaft im dialog (2023): Wissenschaftsbarometer; auch unter: https://wissenschaft-im-dialog.de/documents/47/WiD-Wissenschaftsbarometer2023_Broschuer_e_web.pdf (28.8.2024)
- Ziegele, Frank/Hans Vossensteyn (2017): Von der Hochschulforschung in die Managementpraxis. Leitlinien für eine ertragreiche Kooperation zwischen Hochschulforschung und Hochschulmanagement, in: wissenschaftsmanagement 3/2017, S. 16–17.

Wissenstransferprofile in Deutschland

Fächerspezifische Unterschiede an Universitäten

Ulrich Schmoch

Karlsruhe

Michael Hölscher

Speyer

Philipp Komaromi

Speyer

Hendrik Berghäuser

Karlsruhe

In der ersten Phase des Forschungsprojekts „Wissenstransferprofile Im Deutschen Hochschulwesen“ (WIDEN) wurden im Rahmen eines großangelegten Surveys die individuellen Wissenstransferprofile von Professorinnen und Professoren an staatlichen Universitäten ermittelt. Die Daten wurden sowohl nach Fächergruppen als auch auf Hochschulebene aggregiert ausgewertet. Auf dieser Basis zeigt dieser Artikel erstens Unterschiede zwischen den Fächern hin-

sichtlich der Transfer-Partner, der -Mechanismen und der Transferintensität auf. Dabei wird zudem fachspezifisch der Anteil der Akteure bestimmt, die technisch-unternehmensorientierte oder gesellschaftliche Transferformen verfolgen oder die nur geringe Transferaktivitäten unternehmen. Darüber hinaus geben die Daten auf Hochschulebene Aufschluss über den Stand des Wissentransfers an deutschen Universitäten insgesamt.

1. Einleitung

Das Projekt WIDEN zielt auf eine ganzheitliche und breit angelegte Analyse des Wissentransfers auf unterschiedlichen Ebenen des deutschen Hochschulsystems. Das Vorhaben adressiert die Forschungsfrage, welche Wissenstransferprofile sowohl bei Universitäten (Meso-Ebene) als auch bei individuellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (Mikro-Ebene) vorherrschen und wie sich diese Profile gegenseitig beeinflussen. Das Projekt im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF)¹ wird von einem Konsortium aus dem Fraunhofer ISI,

¹ Das Projekt wird durch das BMBF unter den Fördernummern 16WIT016A, 16WIT016B und 16WIT016C im Rahmen der Förderlinie „Forschung zum Wissenstransfer“ für drei Jahre gefördert.

Karlsruhe, der Universität Speyer und der Westfälischen Hochschule, Recklinghausen, durchgeführt. Es folgt einem Mixed-Methods-Ansatz, der Umfragen an Universitäten und Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAW), die Identifikation von organisatorischen Transferprofilen über Internet-Seiten, eine Mehrebenenanalyse von Transferprofilen sowie Fallstudien an Universitäten und HAW umfasst. In diesem Beitrag geht es um die Ergebnisse der Umfragen an Universitäten.

2. Wissenstransfer in technischen und nicht-technischen Fächern

Der Beitrag der Universitäten zu Innovationen in der Industrie ist schon seit den frühen 1990er Jahren ein zentrales Thema der Innovationsforschung (z.B. Mansfield 1991). Mit dem amerikanischen Bay-Dole Act zu Patenten an Universitäten wurde der Technologietransfer von Universitäten zur Industrie immer wichtiger, ist bis heute relevant (Perkman et al. 2021) und wird von vielen nach wie vor als die dominante Form des Transfers angesehen.

Seit etwa einem Jahrzehnt befasst sich die Transferforschung zunehmend auch mit nicht-technischen Disziplinen und untersucht den Wissenstransfer bspw. in den Sozial- und Geisteswissenschaften, wie etwa Gillessen und Pasternack (2013), Froese et al. (2014), Olmos-Péñuela et al. (2014), Hayden et al. (2018), Hughes und Kitson (2012) und Schneijderberg et al. (2021). Während es Wissenstransfer bei nicht-technischen Fächern schon lange gibt, etwa durch die Bildung von kommenden Führungskräften im Sinne eines Transfers durch Köpfe, hat er in den letzten Jahren durch verschiedene Entwicklungen an Aufmerksamkeit gewonnen. Ein wichtiger Faktor ist sicherlich die allgemein gewachsene Forderung nach „Impact“, welche die Hochschulen und die verschiedenen Fächer unter einen gewissen Legitimationsdruck setzt (z.B. Bastow et al. 2014; Schneidewind et al. 2016). Zudem hat ein erweiterter Innovationsbegriff (Rammert et al. 2016), der u.a. auch Aspekte der „Sozialen Innovation“ (z.B. Anheier et al. 2018; Bund et al. 2015; Howaldt/Schwarz 2021) umfasst, zu einem verstärkten Interesse an nicht-technischem Transfer geführt.

Wissenstransfer umfasst in diesem erweiterten Verständnis alle denkbaren Formen des wissensbezogenen Transfers mit nichtwissenschaftlichen und hochschulexternen Akteuren (siehe auch Aust et al. 2023). Damit besteht ein enger Bezug von Wissenstransfer zum Begriff „Third Mission“ (Henke et al. 2016; Berghäuser 2020). Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Konzepten besteht jedoch nach wie vor darin, dass Dritte

Mission das gesellschaftliche Entwicklungsinteresse stärker berücksichtigt und folglich daher auch Formen des gesellschaftlichen Engagements von Hochschulen und Hochschulangehörigen umfasst, die nicht zum Wissenstransfer gezählt werden.

Die unserem Forschungsprojekt zugrundeliegende Annahme ist, dass sich Wissenstransfer sowohl im technischen als auch im nicht-technischen Bereich, evtl. sogar in ähnlicher Intensität, beobachten lässt, dass sich aber Mechanismen und Partner teilweise unterscheiden. Je nach Ausrichtung der eigenen Interessen, der wissenschaftlichen Disziplin (Schulze 2023) und der Hochschule lassen sich auf dieser Grundlage unterschiedliche „Transferprofile“ (Berghäuser et al. 2024) auf individueller und organisationaler Ebene identifizieren. Das Projekt WIDEN identifiziert unterschiedliche Transferprofile auf der Basis der beiden Dimensionen Transferpartner und Transfermechanismen (ebd.), die im Folgenden genauer betrachtet werden.

3. Basisdaten zur Umfrage

3.1. Erhobene Daten

Im März und April 2023 wurde eine Online-Umfrage an deutschen Universitäten durchgeführt. Dabei wurden alle Professorinnen und Professoren an Universitäten in Deutschland mit mindestens 10.000 Studierenden befragt (insgesamt 59 Einrichtungen). Für die Umfrage wurden nur die an einer Universität fest angestellten Professorinnen und Professoren befragt, die sich mit Forschung und Lehre befassen und sich folglich mit den Aktivitäten an ihrem Lehrstuhl bzw. an ihrem Institut auskennen. Applizierte oder emeritierte Professoren und Professorinnen wurden, ähnlich wie Gastprofessorinnen und -professoren, nicht berücksichtigt. Auch wenn der Kreis der Akteure für hochschulischen Wissenstransfer nicht nur auf Professorinnen und Professoren begrenzt ist, erscheinen sie als langfristig Beschäftigte und gleichzeitig Verantwortliche als die am besten geeignete Zielgruppe für eine solche Umfrage. Zur Ermittlung der Kontaktinformationen der Professorinnen und Professoren wurde das Hochschullehrerverzeichnis 2022 in der Online-Version des Verlags De Gruyter genutzt.

Es wurden insgesamt 21.980 Professorinnen und Professoren angegeschrieben und letztlich 20.703 erreicht. Die finale Nettobeteiligung lag bei 2.749 Personen, was einer Beteiligungsquote von 13,3 % entspricht. In 2.254 Fällen wurde der Fragebogen vollständig beendet (Beendigungsquote: 10,9 %). Mit 2.254 vollständigen Fragebögen ist das verfügbare

Sample hinreichend groß, um statistisch aussagefähige Analysen nach Fachgebieten und Universitäten durchführen zu können.

3.2. Aufbau des Fragebogens

Der Fragebogen umfasst verschiedene Komplexe, insbesondere:

- Kooperationspartner,
- Transfermechanismen,
- Finanzierung von Wissenstransfer,
- Hemmnisse für Wissenstransfer,
- Motive für Wissenstransfer und
- Unterstützung durch die Hochschulleitung beim Wissenstransfer.

Zudem wurden verschiedene Einzelaspekte wie Anwendungsorientierung der eigenen Forschung, Interdisziplinarität, Nebentätigkeiten und Karrierephase abgefragt. Die Fragen bezogen sich sowohl auf die individuellen Forschenden als auch auf ihre Fachgebiete und ihre Universitäten.

Zu den jeweiligen Komplexen wurde die Relevanz der jeweiligen Aspekte abgefragt, etwa bei den Mechanismen des Wissenstransfers, Kooperation mit Unternehmen, Beratungsleistungen (bspw. Politikberatung), Engagement in Gremien etc. Die Ausprägung dieser Aspekte wurde in der Regel mit einer fünfstelligen Skala (Likert-Skala) abgefragt, von 1 *irrelevant bzw. nie* bis 5 *sehr relevant bzw. sehr häufig*.

Eine grundsätzliche Herausforderung der Befragung besteht darin, dass mit der Vielzahl von Fächern auch eine Vielzahl unterschiedlicher Transferformen, Hemmnisse usw. verbunden ist. Um hier zumindest die wichtigen Formen explizit abzufragen, wurden zentrale Veröffentlichungen durchgesehen, die sich mit dem Wissenstransfer in verschiedenen Fachgebieten befassen. Dazu gehören insbesondere Publikationen des Wissenschaftsrats, des Stifterverbandes, des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), der Transferallianz (2021), des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), des Projektträgers Jülich (2018) sowie verschiedene Einzelpublikationen.²

Neben der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Universität wurde weiterhin das Fachgebiet der Antwortenden abgefragt, um eine fachspezifi-

² Wissenschaftsrat (2013, 2016), Stifterverband (2019, 2021), Hachmeister et al. (2016), Transferallianz (2021), BMBF, GWK (2018), Projektträger Jülich (2018), Henke et al. (2016), Warnecke (2016), Gillessen und Pasterнак (2013), Froese et al. (2014), Olmos-Peña et al. (2014), Hayden et al. (2018), Schmoch et al. (2000), Berghäuser/Hölscher (2020), Berghäuser (2020).

sche Auswertung vornehmen zu können. Ein Problem ist hier der Grad der Disaggregation. Die Fächersystematik des Statistischen Bundesamts definiert insgesamt acht Fächergruppen, was im vorliegenden Kontext zu grob ist. Die Fächersystematik differenziert die Fächergruppen weiter in 68 Fachrichtungen (Lehr- und Forschungsbereich) und darüber hinaus in 573 Fachgebiete. Dadurch wären zwar vielseitige, fachspezifische Transferprofile theoretisch denkbar, die jedoch im Rahmen einer Befragung statistisch kaum abzubilden sind, weshalb eine Begrenzung der abgefragten Disziplinen sinnvoll erschien. Die letztlich vorgenommene Aufteilung nach Fächergruppen ist jedoch wesentlich feiner als in den bisher durchgeföhrten Umfragen zum Wissenstransfer.³

So wurden die 8 Fächergruppen von DESTATIS in 12 Fachgebiete ausdifferenziert. Dabei wurde insbesondere die recht diverse Fächergruppe „Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ noch einmal aufgeteilt in die drei Einzeldisziplinen. Grund hierfür waren Erkenntnisse aus der Transferforschung, dass der Wissenstransfer in diesen drei Einzeldisziplinen unterschiedlich ausgeprägt ist. Im Folgenden werden die Auswertungen für diese 12 Fachgebiete (Fächergruppen/Fachrichtungen) ausgewiesen (siehe Übersicht 1). Die Zahl der Antworten insgesamt liegt mit 2.248 leicht unter der Zahl der vollständig ausgefüllten Fragebögen, weil in einigen Fällen eine Zuordnung des Fachs nicht möglich war.

Übersicht 1: Abschließende Aufteilung nach Fächergruppen

Nr.	Fachgebiet	Kürzel	N	%
1	Geisteswissenschaften	Geist	439	19,5 %
2	Sport, Sportwissenschaften	Sport	30	1,3 %
3	Rechtswissenschaften	Recht	70	3,1 %
4	Wirtschaftswissenschaften	Wirt	122	5,4 %
5	Sozialwissenschaften	Sozial	155	6,9 %
6	Gesundheitswissenschaften, Medizin	Med	338	15,0 %
7	Agrarwissenschaften	Agrar	98	4,4 %
8	Natur-, Lebenswissenschaften	NatL	568	25,3 %
9	Ingenieurwissenschaften	Ing	195	8,7 %
10	Informatik	Inform	90	4,0 %
11	Kunst, Kunsthissenschaften	Kunst	34	1,5 %
12	Erziehungswissenschaften	Erzieh	109	4,8 %
Gesamt			2.248	100 %

³ Olmos-Peña et al. (2014), Hayden et al. (2018), Hughes/Kitson (2012)

3.3. Transferpartner

Ein zentraler Punkt des Wissenstransfers ist die Frage, mit welchen externen Akteuren zusammengearbeitet wird. Um die Vielfalt von technischem und nicht-technischem Transfer abzudecken, wurden im Fragebogen die folgenden möglichen Partner abgefragt:

1. Politik und Regierung (Ministerien, Behörden, Stadt-, Regional- und Kommunalverwaltungen etc.)
2. Wirtschaft (Großunternehmen)
3. Wirtschaft (hier: KMU, Start-ups, kein Handwerk)
4. Handwerk
5. Nichtregierungsorganisationen (bspw. Kammern, Verbände, Vereine, private Stiftungen)
6. Bildungs-, Kunst- und Kultureinrichtungen (Schulen, Museen etc.)
7. Anwenderinnen und Anwender, Nutzerinnen und Nutzer und Berufspraktikerinnen und -praktiker (bspw. Patientinnen und Patienten, praktizierende Ärztinnen und Ärzte, Anwältinnen und Anwälte, Technikerinnen und Techniker etc.)
8. Bürgerinnen und Bürger / gesellschaftliche Gruppen (bspw. Kinder, Schülerinnen und Schüler, Seniorinnen und Senioren etc.)

Die Frage nach Anwenderinnen und Anwendern bzw. Praktikerinnen und Praktikern steht vor allem im Kontext von nicht-wissenschaftlichen Publikationen für diese Zielgruppe, z.B. Aufklärungsbroschüren für spezifische Patientengruppen oder Anleitungen. Die Frage nach dem Handwerk spielt bei Universitäten eine weniger große Rolle. Sie wurde eingeführt, um einen Vergleich mit einer parallel laufenden Umfrage bei den HAW zu ermöglichen.

Die Fächergruppen weisen deutliche Unterschiede in der Zusammenarbeit mit den Transferpartnern aus, wie Übersicht 2 zeigt. Die Mittelwerte machen deutlich, dass die Unterschiede zwischen den Fächern hinsichtlich der Relevanz von Transferpartnern erheblich sind. Die Konstellation der Transferpartner ist daher ein wesentliches Charakteristikum für die jeweilige Fächergruppe.⁴

⁴ WIDEN erhebt nur die Seite der Hochschulen. Da Wissenstransfer ein bidirektonaler Prozess ist, kann man davon ausgehen, dass hohe Werte bei der Häufigkeit des Austausches mit spezifischen Partnern nur erreicht werden können, wenn von deren Seite auch eine entsprechende Nachfrage besteht und sich beide Seiten entsprechend finden. Niedrige Werte können also (mindestens) zwei Ursachen haben, die hier aber nicht differenziert werden können:

*Übersicht 2: Relevanz von Partnern des Wissenstransfers für unterschiedliche Fächergruppen, Skala 1 bis 5**

Fach	Politik	Großunt.	KMU, Start-ups	Hand- werk	NGOs, Verb. usw.	Bild.-, Kultur- einr.	Anwend., Prakt.	Bürger, -innen
Geist	2,3	1,3	1,2	1,1	2,5	3,5	1,9	2,9
Sport	3,4	1,4	1,7	1,1	2,8	2,9	2,5	2,8
Recht	3,3	1,9	1,5	1,1	3,1	1,7	2,9	2,2
Wirt	3,0	3,1	2,9	1,5	2,7	1,7	2,0	2,1
Sozial	3,2	1,6	1,6	1,2	3,1	2,7	2,0	2,9
Med	2,4	2,2	2,2	1,1	2,4	1,8	3,3	2,3
Agrar	3,4	2,4	2,5	1,3	3,0	2,0	2,9	2,4
NatL	2,1	2,1	2,2	1,1	2,0	2,1	1,7	2,4
Ing	2,9	3,6	3,7	1,5	2,6	1,9	2,3	2,2
Inform	2,8	3,4	3,5	1,4	2,3	2,0	2,5	2,3
Kunst	2,1	1,5	1,2	1,6	2,4	4,3	2,4	2,8
Erzieh	3,5	1,4	1,5	1,2	3,0	3,9	3,3	3,0
Gesamt	2,6	2,1	2,1	1,2	2,5	2,4	2,3	2,5

Eigene Berechnungen; Frage: „Standen Sie im Rahmen Ihrer wissenschaftlichen Arbeit in den vergangenen drei Jahren mit einem oder mehreren der hier aufgeführten nicht wissenschaftlichen Akteure im Austausch?“; Skala 1 („nie“) bis 5 („sehr häufig“); N=2.248. Hervorgehoben sind Durchschnittswerte ab 2,5, die eine vergleichsweise hohe Relevanz der Partner für die jeweilige Fächergruppe verdeutlichen.
 * Überdurchschnittliche Werte bei einzelnen Fächern sind durch Fettdruck hervorgehoben.

Bei den Geisteswissenschaften stehen die Bildungs- und Kultureinrichtungen im Vordergrund. Es folgen an zweiter Stelle Bürgerinnen und Bürger, dann Verbände, Stiftungen, Vereine. Die Situation beim Fachgebiet Sport hat ähnliche Strukturen wie die bei den Geisteswissenschaften mit Bildungseinrichtungen, Bürgerinnen und Bürgern sowie Nichtregierungsorganisationen (NGOs) als wichtigen Partnern. Zusätzlich spielt die Politik eine sehr wichtige Rolle. Im Fachgebiet Recht sind Politik und Verbände, weniger die Bildungseinrichtungen, die zentralen Partner des Wissenstransfers. Dafür kommen Anwenderinnen und Anwender bzw. Praktikerinnen und Praktiker als relevante Akteure hinzu.

Die Sozialwissenschaften ähneln in ihren Partnerstrukturen dem Sport mit Politik, NGOs, Bildungseinrichtungen und Bürgerinnen und Bürgern als den wichtigsten Partnern. Bei den sonstigen nicht-technischen Fachgebieten stehen bei der Kunst Verbände, vor allem Bildungs-/Kultureinrichtungen, Anwenderinnen und Anwender bzw. Praktikerinnen und Praktiker sowie Bürgerinnen und Bürger im Mittelpunkt. Ähnliche Schwerpunkte setzen die Erziehungswissenschaften, die zusätzlich einen engen Kontakt zur Politik pflegen. Bei den Wirtschaftswissenschaften ergibt sich durch

Fehlendes Interesse / Engagement der Universitäten oder Fehlendes Interesse / Engagement der Partner.

Schwerpunkte bei Großunternehmen sowie kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) ein deutlich anderes Muster. Politik und Verbände sind hier ebenfalls relevant.

Auch bei den Agrarwissenschaften, den Ingenieurwissenschaften und der Informatik sind Großunternehmen und KMU zentrale Partner. Bei den Agrarwissenschaften kommen Politik, Verbände sowie Anwender und Anwenderinnen bzw. Praktiker und Praktikerinnen hinzu. Bei den techniknahen Naturwissenschaften sind neben der Politik auch Bürger und Bürgerinnen wichtige Transferpartner. Bei den Ingenieurwissenschaften sind Politik und Verbände weitere bedeutende Partner. In der Informatik sind neben der Politik Anwenderinnen und Anwender bzw. Praktikerinnen und Praktiker für den Transfer relevant. Die Medizin ist ein Sonderfall mit einem alleinigen Schwerpunkt bei Anwenderinnen und Anwendern bzw. Praktikerinnen und Praktikern als Transferpartner.

Insgesamt sind deutliche Unterschiede zwischen technischen und nicht-technischen Fachgebieten zu beobachten, also Geisteswissenschaften, Sport, Rechtswissenschaften, Sozialwissenschaften, Kunst, Erziehungswissenschaften und grundlegende Naturwissenschaften einerseits und Wirtschaftswissenschaften, Medizin, Agrarwissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Informatik andererseits. In dieser Darstellung stehen die Wirtschaftswissenschaften durch ihren Schwerpunkt bei den Großunternehmen und KMU nahe bei den techniknahen Fachgebieten. Statt techniknah erscheint hier der Begriff unternehmensorientiert angemessener.

Das Partner-Profil für die Natur- und Lebenswissenschaften erweist sich als ziemlich flach. Das hängt damit zusammen, dass etwa die Hälfte der Antworten mit techniknahen Fächern wie Chemie, angewandte Physik oder Biotechnologie verknüpft ist, die andere Hälfte mit eher grundlegenden, technikfernen Fächern wie Mathematik, Astrophysik, Botanik, Zoologie oder Geografie. Damit sind z.B. die Indizes für Unternehmen insgesamt nur mittelmäßig ausgeprägt.

In Übersicht 2 erweisen sich bereits Indizes über 2,5 als relativ hoch. Das liegt an dem hohen Anteil von wenig transferaktiven Teilnehmern der Befragung, die den jeweiligen Mittelwert nach unten ziehen. Dieser Aspekt wird weiter unten genauer diskutiert.

3.4. Transfermechanismen

Bei der Umfrage wurde eine breite Palette von Mechanismen abgefragt, um für alle Fächer sinnvolle Möglichkeiten anzubieten. Eine Übersicht über die erhobenen Mechanismen findet sich in Übersicht 3.

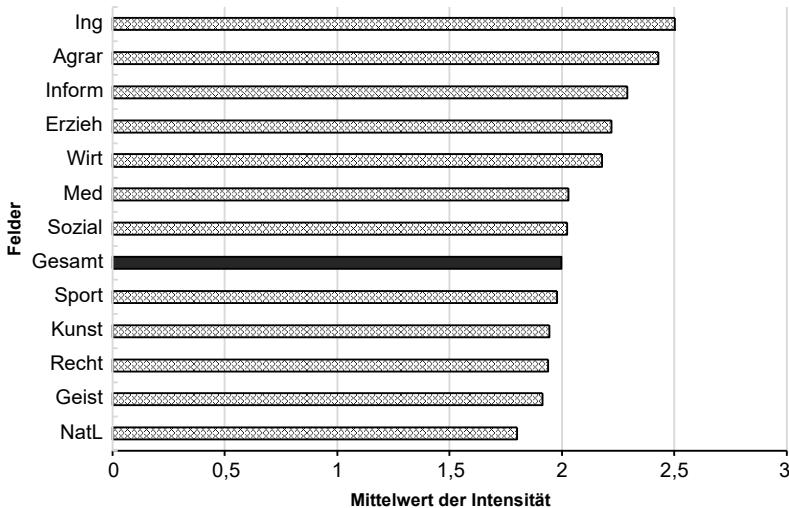
Übersicht 3: In der Umfrage erhobene Transfermechanismen

I Direkte Interaktion	
1	Kooperative Forschung mit Unternehmen
2	Kooperative Forschung mit anderen Akteuren
3	Auftragsforschung für Unternehmen
4	Auftragsforschung für andere Akteure
5	Beratung für Externe
6	Dienstleistungen für Externe
7	Teilnahme an technischen Gremien
8	Teilnahme an nicht-technischen Gremien
9	Informeller Wissensaustausch mit Externen
10	Gemeinsame Nutzung von Infrastruktur mit Externen
II Lehre für Externe	
11	Fortbildung für Externe
12	Grundbildung für Externe (Schulen usw.)
13	Studium generale
III Wissenschaftskommunikation	
14	Klassische Medien (Zeitungen, Radio, TV)
15	Soziale Medien
16	Öffentliche Präsentationen
17	Veröffentlichungen (Artikel, Bücher, Broschüren) für Nutzerinnen und Nutzer oder (Berufs-)Praktikerinnen und Praktiker
IV Wissens- und Technologieverwertung	
18	Patente/Lizenzen
19	Copyright
20	Transfer von Wissen in Produkte oder Dienstleistungen ohne Patentschutz
21	Spin-offs
V Personalaustausch	
22	Praktika bei Externen
23	Abschlussarbeiten bei Externen
24	Parallele Beschäftigung innerhalb und außerhalb der Hochschule
25	Lehre durch Externe
26	Service learning

Auch hier wurde die Häufigkeit der Mechanismen auf einer fünfstufigen Skala (1 = nie bis 5 = sehr häufig) erhoben. Insgesamt ergibt sich damit für jede Fächergruppe ein eigenständiges Profil auf der Grundlage der Ausprägung dieser 26 Mechanismen. Dieses kann mathematisch als mehrdimensionaler Vektor beschrieben werden. Daraus ergeben sich verschiedene Möglichkeiten der Auswertung.

Zunächst kann der quadratische Mittelwert⁵ der Transfermechanismen jeder Fächergruppe als Indikator für die Transferintensität ermittelt werden. Daraus ergibt sich eine Rangfolge der Fächer nach Übersicht 4. Zu beachten ist, dass hierbei alle Mechanismen gleichwertig in die Analyse eingehen. Auch wenn die Mechanismen sicherlich unterschiedlich aufwendig durchzuführen sind und evtl. unterschiedlichen Impact produzieren, wurde dieses Verfahren gewählt, da eine zahlenmäßige Gewichtung dieser Unterschiede arbiträr wäre.

Übersicht 4: Transferintensität nach Fächern



Eigene Berechnung auf der Grundlage des WIDEN-Survey. „Gesamt“ gibt den Mittelwert für die Stichprobe an, nicht für die Fächergruppen.

Dabei erweisen sich die Ingenieur- und Agrarwissenschaften als besonders transferintensiv, die Geisteswissenschaften und vor allem die Natur- und Lebenswissenschaften liegen durch ihren hohen Anteil an grundlegenden Fächern am unteren Ende.

Fasst man die Mechanismen, wie in Übersicht 3 dargestellt, zu Gruppen zusammen, ergeben sich die in Übersicht 5 dargestellten durchschnittlichen Intensitäten.

⁵ Der quadratische Mittelwert bildet die normierte Länge des jeweiligen Vektors ab.

Übersicht 5: Transferintensität nach Fächergruppen und Transfertypen⁶

Fach	Interaktion	Lehre	Kommunik.	Verwertung	Personal	Gesamt
Geist	1,8	2,6	2,4	1,2	1,7	1,9
Sport	2,0	2,3	2,2	1,4	2,0	2,0
Recht	2,1	2,3	2,2	1,1	1,7	1,9
Wirt	2,2	2,1	2,4	1,5	2,4	2,2
Sozial	2,1	2,2	2,5	1,1	2,0	2,0
Med	2,1	2,5	2,4	1,5	1,6	2,0
Agrar	2,8	2,3	2,5	1,6	2,0	2,4
NatL	1,8	2,2	2,0	1,4	1,6	1,8
Ing	2,7		2,3	2,2	2,5	2,5
Inform	2,4	2,2	2,3	2,0	2,4	2,3
Kunst	1,8	2,4	2,3	1,2	2,0	1,9
Erzieh	2,2	2,7	2,4	1,2	2,3	2,2
Gesamt	2,0	2,3	2,3	1,4	1,9	2,0

Legende: hoch mittel niedrig

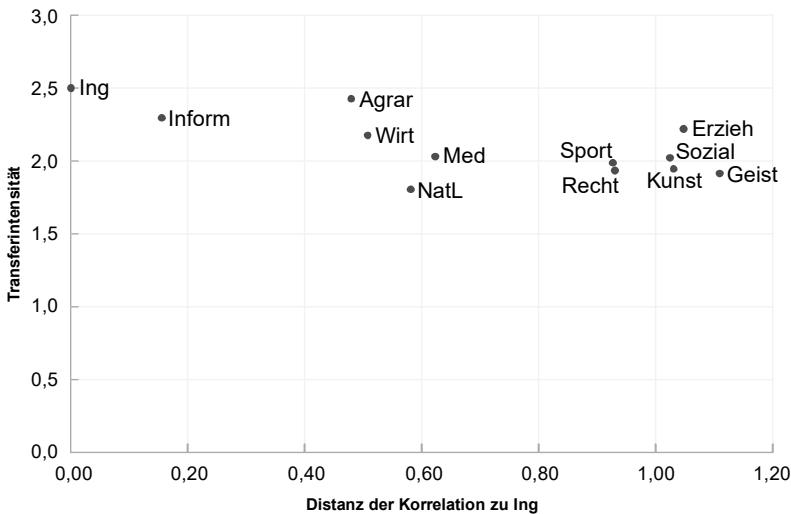
An dieser Übersicht wird deutlich, dass Fächer mit hoher direkter Interaktion auch insgesamt eine hohe Transferintensität haben. Diese Fächer haben zusätzlich meist auch hohe Werte beim Personalaustausch. Die Wissenschaftskommunikation, die oft als eine zentrale Form des Wissenstransfers betrachtet wird, steht dagegen nicht in einem klaren Zusammenhang mit hohen Gesamtindizes.

Eine weitere Möglichkeit der Auswertung besteht in der Ermittlung der Ähnlichkeit von Fächern aus Transfersicht. Hier kann z.B. die Korrelation zwischen den Transferprofilen der 12 Fachgebiete und die Differenz zwischen den Korrelationskoeffizienten für ein vollständig gegensätzliches Profil errechnet werden. In Übersicht 6 sind die Abstände der Korrelationskoeffizienten zu den Ingenieurwissenschaften aufgetragen. Je höher der Wert auf der X-Achse, desto größer die Distanz zum Transferprofil der Ingenieurwissenschaften.

Das Ergebnis zeigt eine klare Gegenüberstellung von technischen und nicht-technischen Fächern mit den größten Unterschieden zwischen Ingenieurwissenschaften auf der einen Seite und den Geistes- und Erziehungswissenschaften auf der anderen Seite (Übersicht 6). Dazwischen liegen die Agrar- und Medizinwissenschaften als gemischte technische und gesellschaftliche Fächer und die Wirtschaftswissenschaften wegen ihrer deutlichen Unternehmensorientierung. Auch die Natur- und Lebenswissenschaften liegen wegen ihrer Zusammensetzung aus techniknahen und grundlegenden Fächern im mittleren Bereich.

⁶ Gesamt entspricht den Balken in Übersicht 4.

Übersicht 6: Unterschiede der Korrelationskoeffizienten und Transferintensität nach Fächern



Insgesamt lassen sich in Übersicht 6 rein optisch drei Typen von Profilen identifizieren, die sich nach ihrer Distanz zu den Ingenieurwissenschaften bestimmen:

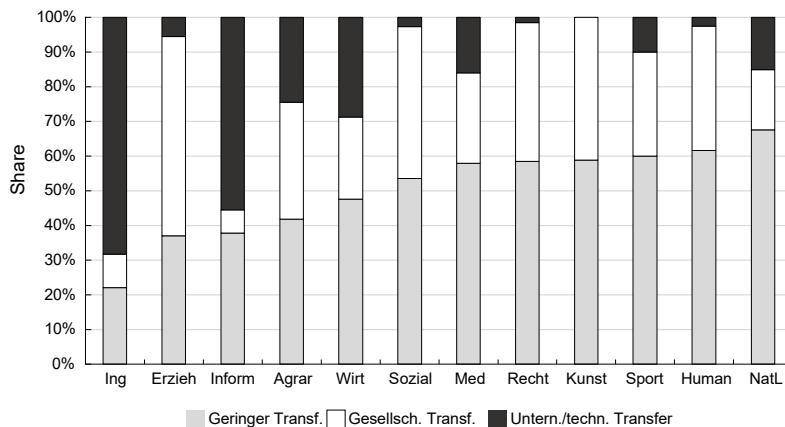
- 1) Technisch-unternehmerische Fächer (Ingenieurwissenschaften und Informatik): Dieses Cluster zeichnet sich unter anderem durch hohe Transferintensität im Bereich Interaktion, Technologieverwertung und Personaltransfer aus;
- 2) Gesellschaftsorientierte Fächer (Rechtswissenschaften, Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften, Erziehungswissenschaften, Sport, Kunst): Dieses Cluster weist überwiegend hohe Werte in den Bereichen Lehre für Externe und Kommunikation auf;
- 3) Gemischt technisch-gesellschaftsorientierte Fächer (Agrarwissenschaften, Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Naturwissenschaften).

Abschließend können die Transferprofile aller einzelnen Antworten drei Clustern zugeordnet werden. Die Berechnungen führen zu:

- 1 Gesellschaftliche Aktivitäten (29 Prozent der Antworten aus der Befragung lassen sich diesem Cluster zuordnen.)
- 2 Technische/untern. Aktivitäten (18 Prozent)
- 3 Geringe Aktivitäten (53 Prozent)

Die gesellschaftlichen Aktivitäten sind gekennzeichnet durch Schwerpunkte auf Kooperation mit sonstigen Akteuren (nicht Unternehmen), Teilnahme an nicht-technischen Gremien, Fortbildung und Wissenschaftskommunikation über klassische Medien. Bei den technischen/unternehmerischen Aktivitäten liegt der Fokus auf der Kooperationsforschung mit Unternehmen, der Teilnahme an technischen Gremien, der Fortbildung, der Überführung von Wissen in Produkte ohne Patente sowie bei Abschlussarbeiten bei externen Akteuren. Bei dem Cluster mit geringen Aktivitäten sind (fast) alle Transfermechanismen schwach ausgeprägt. Der Anteil von 53 Prozent an allen Antworten der Umfrage ist insgesamt hoch. Somit weist ein Großteil der befragten Professorinnen und Professoren nur geringfügige Transferaktivitäten auf.

Übersicht 7: Anteile der drei Cluster von Transfermechanismen an den Antworten der einzelnen Fächergruppen



Bei der Abfrage von Hemmnissen für Wissenstransfer stehen für alle Fächer wenig Zeit, geringe Finanzierung und Bürokratie der Universität im Vordergrund. Die Bürokratie als zentrales Hemmnis für Wissenstransfer wird auch bei Aust et al. (2023) detailliert beschrieben. Dagegen spielen nach der Umfrage der Widerspruch zwischen Wissenstransfer und den Zielen der eigenen Forschung, also epistemische Gründe, nur eine nachgeordnete Rolle. Das gilt auch für Antworten von Akteuren aus dem Cluster mit geringen Transferaktivitäten.

Dieser Befund passt nur bedingt zu der Analyse der Anteile der drei Cluster an den einzelnen Fächern gemäß Übersicht 7. Danach sind die Anteile von Cluster 3, niedrige Transferaktivität, bei den Fächern niedrig, bei denen unter den Transfermechanismen der Typ „direkte Interaktion“ hohe Indizes hat (Übersicht 5); sie sind dagegen bei Fächern hoch, bei denen die Indizes der direkten Interaktion niedrig sind. Die geringen Transferaktivitäten sind vor allem bei Fächern zu finden, bei denen in der Forschung nach der Umfrage die Interaktion mit der Gesellschaft weniger relevant ist.

Diese offene Problematik wird im weiteren Verlauf des Projektes im Rahmen von Interviews genauer untersucht werden.

4. Schlussfolgerungen

Im Rahmen des BMBF-geförderten Forschungsprojekts „Wissenstransferprofile Im Deutschen Hochschulwesen“ (WIDEN) wurde eine Umfrage unter Professorinnen und Professoren an deutschen Universitäten zum Thema durchgeführt. Dabei wurden zwölf Fachgruppen berücksichtigt. Ziel der Befragung war es, individuelle bzw. fachgruppenspezifische Transferprofile zu ermitteln, basierend auf den Angaben zu Transferpartnern und Transfermechanismen.

Die Fachgruppen unterscheiden sich zum Teil erheblich, sowohl in ihrer Transferintensität als auch in ihrer Ausrichtung des Wissenstransfers. So weisen die Ingenieurwissenschaften insgesamt die höchste Transferintensität auf, gefolgt von den Agrarwissenschaften und der Informatik. Auch für die Erziehungswissenschaften, für die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und für Medizin ergeben sich überdurchschnittliche Werte für die Transferintensität.

Hingegen liegen vor allem die Geisteswissenschaften sowie die Natur- und Lebenswissenschaften durch ihren hohen Anteil an grundlegenden Fächern am unteren Ende. Insgesamt erweisen sich bei der Berechnung der Transferintensitäten die Fächer als transfer-intensiv, die bei den Transfermechanismen der direkten Interaktion hohe Indizes erreichen und sich in ihrer Forschung mit Gegenständen aus der Gesellschaft auseinandersetzen (z.B. politische und soziale Fragen, Gesetze, Probleme der Erziehung oder Kunst, technische oder wirtschaftliche Probleme), während in Fächern ohne unmittelbaren Gesellschaftsbezug (z.B. Astrophysik, Pflanzenkunde, Logik) der Wissenstransfer weniger intensiv ist. Dort steht als Transfermechanismus vor allem die Wissenschaftskommunikation im Vordergrund. Da Mechanismen der direkten Interaktion, die auch Kooperations- und Auftragsforschung umfassen, wesentlich sind, gibt es nicht nur in

technischen Fächern eine erhebliche Überscheidung zwischen Wissens-transfer und Forschung.

Hinsichtlich der Ausrichtung der Transfers lassen sich drei Cluster an Fächergruppen herausstellen:

- 1) Technisch-unternehmerische Fächer (Ingenieurwissenschaften und Informatik): Dieses Cluster zeichnet sich unter anderem durch hohe Transferintensität im Bereich Interaktion, Technologieverwertung und Personaltransfer aus;
- 2) Gesellschaftsorientierte Fächer (Rechtswissenschaften, Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften, Erziehungswissenschaften, Sport, Kunst): Dieses Cluster weist überwiegend hohe Werte in den Bereichen Lehre für Externe und Kommunikation auf;
- 3) Gemischt technisch-gesellschaftsorientierte Fächer (Agrarwissenschaften, Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Naturwissenschaften).

Die Fächer unterscheiden sich deutlich nach der Bedeutung von Transfer-Partnern und -Mechanismen und bilden dort eigene spezifische Profile aus.

Schließlich zeigt die Analyse der Transfermechanismen weiter, dass rund die Hälfte der Akteure an den Universitäten kaum transferaktiv ist. Das stützt zumindest zum Teil die Kritik, dass sich die Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft abschließe. Hier muss allerdings diskutiert werden, in welchem Maße die einzelnen Fächer theoretische Forschung ohne unmittelbaren Gesellschaftsbezug für ihre inhaltliche Entwicklung brauchen. In jedem Fall wird es im Projekt WIDEN noch intensive Untersuchungen geben, inwieweit epistemische Gründe die hohe Quote weniger transferaktiver Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen an Universitäten erklären können.

Literatur

- Anheier, Helmut/Gorgi Krlev/Georg Mildenberger (2018): Social Innovation. Comparative Perspectives. Routledge London.
- Aust, Robert/Sebastian Schneider/Justus Henke/Alexander Hönsch (2023): Auf der Hinterbühne des Erfolgs. Wirksame Kriterien für Entbürokratisierung im hochschulischen Transfer. WiKET-Lessons-Learned-Paper Nr. 1, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg, URL: <https://www.hof.uni-halle.de/publication/wiket-llp1/> (6.2.2024)
- Bastow, Simon/Patrick Dunleavy/Jane Tinkler (2014): The Impact of the Social Sciences: How Academics and Their Research Make a Difference. SAGE, London.
- Berghäuser, Hendrik (2020): Die Dritte Mission von Hochschulen in Deutschland. Strategie oder window dressing? (F. ISI Ed.). Fraunhofer Verlag, Karlsruhe.

- Berghäuser, Hendrik/Christopher Stolz/Tabea Krauter/Philipp Komaromi/Michael Hölscher/Ulrich Schmoch/Benjamin Butz (2024): Von Wissenstransfer zu Wissenstransferprofilen: Eine Einordnung in den aktuellen Stand der Transferforschung. Arbeitspapier des WIDEN-Projekts. ISI Fraunhofer, Karlsruhe.
- BMBF/GWK (2018): Transfererfolge messen – nur wie? Erster Workshop zur „Innovativen Hochschulen“ diskutiert Maßstäbe, Berlin, Bonn, URL: <https://www.innovative-hochschule.de/de/veranstaltungen/workshops/erster-workshop> (6.6.2023)
- Bund, Eva/Ulrike Gerhard/Michael Hoelscher/Georg Mildenberger (2015): A Methodological Framework for Measuring Social Innovation. *Historical Social Research*, 40 (3), S. 48–78.
- Dornbusch, Friedrich/Ulrich Schmoch/Nicole Schulze/Nadine Bethke (2013): Identification of university-based patents: A new large-scale approach, in: *Research Evaluation* 22(1), S. 52–63.
- Froese, Anna/Natalie Mevissen/Julia Böttcher/Dagmar Simon/Sebastian Lentz/Andreas Knie (2014): Wissenschaftliche Güte und gesellschaftliche Relevanz der Sozial- und Raumwissenschaften: Ein spannungsreiches Verhältnis. Handreichung für Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Praxis, WZB Discussion Paper, No. SP III 2014-602, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin.
- Gillessen, Jens/Peer Pasternack (2013): Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt (HoF-Arbeitsbericht 3'13), Halle-Wittenberg.
- Hachmeister, Cort-Dennis/Moritz Möllenkamp/Isabel Roessler/Christina Scholz (2016): Katalog von Facetten von und Indikatoren für Forschung und Third Mission an Hochschulen für angewandte Wissenschaften, CHE, Gütersloh.
- Hayden, Markus C./Martin Weiß/Alice Pechriggl/Daniel Wutti (2018): Insights Into University Knowledge Transfer in the Social Sciences and Humanities (SSH) and Other Scientific Disciplines – More Similarities Than Differences, in: *Frontiers in Research Metrics and Analytics* 3, Article 32.
- Henke, Justus/Peer Pasternack/Sarah Schmid (2016): Third Mission von Hochschulen. Eine Definition, in: *HSW* 64, S. 16–22.
- Howaldt, Jürgen/Michael Schwarz (2021): Soziale Innovation, in: Birgit Blättel-Mink/Ingo Schulz-Schaeffer/Arnold Windeler (Eds.), *Handbuch Innovationsforschung*: Springer VS, Wiesbaden.
- Hughes, Alan/Michael Kitson (2012): Pathways to impact and the strategic role of universities: new evidence on the breadth and depth of university knowledge exchange in the UK and the factors constraining its development, in: *Cambridge Journal of Economics* 36(3), S. 723–750, <https://doi.org/10.1093/cje/bes017>
- Mansfield, Edwin (1991): Academic research and industrial innovation, in: *Research Policy* 20, S. 1–12.
- Meyer-Krahmer, Frieder/Ulrich Schmoch (1998): Science-based Technologies: University-Industry Interactions in Four Fields, in: *Research Policy* 27, Special Issue (hrsg. von R. Mayntz), S. 835–851.
- Olmos-Peña, Julia/Elena Castro-Martínez/Pablo D'Este (2014): Knowledge transfer activities in social sciences and humanities: Explaining the interactions of research groups with non-academic agents, in: *Research Policy* 43(4), S. 696–706.
- Perkmann, Markus/Rossella Salandra/Valentina Tartari/Maureen McKelvey/Alan Hughes (2021): Academic engagement: A review of the literature 2011–2019, in: *Research Policy* 50, 104114.

- Projekträger Jülich (2018): Arbeitspapier zum Workshop „Evaluationsprozesse und Erfolgsmessung bei der Third Mission: Herausforderung und geeignete Indikatoren“ im Rahmen der Begleitmaßnahme zur Bund-Länder-Initiative „Innovative Hochschule“, Jülich.
- Rammert, Werner/Arnold Windeler/Hubert Knoblauch/Michael Hutter (2016). Die Ausweitung der Innovationszone, in: Werner Rammert/Arnold Windeler/Hubert Knoblauch/Michael Hutter (Eds.), Innovationsgesellschaft heute. Perspektiven, Felder und Fälle (S. 3–13). Springer VS, Wiesbaden.
- Rinia, Ed J./Thed N. van Leeuwen/Eppo E. W. Bruins/Henrik G. van Vuren/Antony F.J. van Raan, (2002): Measuring knowledge transfer between fields of science, in: *Scientometrics* 54(3), S. 347–362.
- Schneidewind, Uwe/Mandy Singer-Brodowski/Karoline Augenstein/Franziska Stelzer (2016). Pledge for a transformative science: A conceptual framework (Wuppertal Papers, No. 191). Retrieved from Wuppertal: <https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:wup4-opus-64142> (12.4.2024)
- Schneijderberg, Christian/Anders Brostroem/Teresa Cavalho/Lars Geschwind/Monica Marquina/Lars Mueller/Nicolas Reznik (2021): Academics' Societal Engagement in the Humanities and Social Sciences: A Generational Perspective from Argentina, Germany, Portugal, and Sweden, in: *Higher Education Policy* 34 (1), S. 42–65. DOI: 10.1057/s41307-020-00218-6.
- Schulze, Nicole. 2023. Wissens- und Technologietransfer im inner- und interdisziplinären Vergleich. PhD thesis, Bremen: University of Bremen.
- Stifterverband (2019): Erfolgsmessung von Transfer und Kooperationen an Hochschulen, Diskussionspapier, Essen.
- Stifterverband (2021): Transferbarometer, Essen; URL: <https://www.stifterverband.org/transferbarometer> (15.6.2023)
- Transferallianz (2021): White Paper des Arbeitskreises Indikatorik der TransferAllianz, Indikatorik im Wissens- und Technologietransfer, Gießen.
- Warnecke, Christian (20126): Universitäten und Fachhochschulen in regionalen Innovationssystem. Eine deutschlandweite Betrachtung, Bochum.
- Wissenschaftsrat (2013): Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems (Drs. 3228-13), Braunschweig.
- Wissenschaftsrat (2016): Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutio-neller Strategien (Drs. 5665-16), Weimar.

Soziale Innovationen aus Hochschulen

Förderung einer besonderen Form des Wissenstransfers

Isabel Roessler
Saskia Ulrich
Bianca Brinkmann
Cort-Denis Hachmeister
Melanie Rischke
Gütersloh

Wirtschaft, Politik und Gesellschaft stellen heutzutage vielfältige Erwartungen und Ansprüche an Hochschulen, die über Forschung und Lehre hinausgehen. Als Reaktion darauf gewinnt die Third Mission von Hochschulen seit einigen Jahren an Bedeutung (Roessler/Duong/Hachmeister 2015). Teilweise adressieren Hochschulen alle Dimensionen von Third Mission, in anderen Fällen setzen sie Schwerpunkte: oft auf Wissens- oder

Technologietransfer, gesellschaftliches Engagement oder Weiterbildung (Roessler/Hachmeister/Scholz 2016). Seit kurzem rückt mit den Sozialen Innovationen ein weiteres Thema in den Fokus. Dabei handelt es sich um neuartige Praktiken, Handlungsweisen oder Werte, die Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen hervorbringen.

Aus Studien ist bekannt, dass Hochschulen bisher nur an 15 Prozent der Sozialen Innovationen beteiligt sind (Majewski Anderson/Domanski/Howaldt 2018). Der Frage, wie (mehr) Soziale Innovationen an Hochschulen entstehen können und wie diese gefördert werden könnten, gingen wir im BMBF-geförderten Forschungsprojekt „WISIH: Wege und Indikatoren Sozialer Innovationen aus Hochschulen“ nach.

Die Ergebnisse des Projektes zeigten unter anderem, dass an Hochschulen das Potenzial besteht, mehr Soziale Innovationen zu generieren (Hachmeister /Roessler 2020). Oft können die entstandenen Ideen jedoch nicht in ausreichendem Maße in die Praxis überführt werden.

Ein Mehr an Sozialen Innovationen kann unter anderem auch durch ein unterstützendes Hochschulmanagement erreicht werden. Dafür müssen jedoch Rahmenbedingungen optimiert, Weichen gestellt und benötigte Netzwerke etabliert werden.

Indikatoren kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu. In dem ebenfalls im Projekt WISIH erarbeiteten Online-Indikatorenportal sind Indikatoren enthalten, mit denen sowohl der Status Quo Sozialer Innovationen an Hochschulen erhoben als auch die Generierung Sozialer Innovationen gezielt gefördert werden kann.

1. Soziale Innovationen im Fokus

Neue Organisationsformen, Konzepte, Praktiken, Regulierungen oder Lebensstile können die Richtung des sozialen Wandels verändern und Probleme bisweilen besser als früher lösen. Darum sind sie es wert, nachgeahmt und institutionalisiert zu werden (Zapf 1994). Sie gehen dabei von bestimmten Personen, Gruppen oder Organisationen aus (Howaldt/Kopp/Schröder/Kopf/Müller 2014).

Solche Neuerungen bzw. Innovationen sind überall in gesellschaftlichen Systemen möglich (Gillwald 2000). Aufgrund ihres Potenzials zu gesellschaftlicher Veränderung werden sie auch Soziale Innovationen genannt.

Das jeweilige gesellschaftliche System bildet den Rahmen, in dem Soziale Innovationen stattfinden. Eingebettet in die Gesellschaft beeinflussen verschiedene Rahmenbedingungen von Politik, Institutionen, Ressourcen oder auch des sozialen Klimas die Entstehung und Verbreitung Sozialer Innovationen (Krlev/Bund/Mildenberger 2014).

Dahinter steht die Annahme, dass sich komplexe Probleme nicht ausschließlich mit Hilfe technischer Innovationen lösen lassen, sondern dass Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zusammenarbeiten müssen. Das Zusammenspiel der verschiedenen Sektoren ist zudem relevant, da es sich bei einer Neuerung erst dann um eine Innovation handelt, wenn sie in der anvisierten Zielgruppe akzeptiert, verbreitet und schlussendlich in die Anwendung überführt wird. Dies kann nur geschehen, wenn alle relevanten Akteure zusammenarbeiten.

Letztlich können durch die Einbindung aller Sektoren und das wechselseitige Interagieren in dieser „Quadruple Helix“ (Carayannis/Campbell 2012) erfolgreiche Beiträge zur Lösung der gesellschaftlichen Herausforderungen geleistet werden.

Die Bedeutung Sozialer Innovationen für die Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen und die Notwendigkeit, neben technischen Innovationen auch soziale zu fördern, wird in den letzten Jahren auch zunehmend von der Bundesregierung erkannt.

Zwar lief bereits 2005 mit der Bekanntmachung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) die Förderung Sozialer Innovationen an, doch das damals ausgeschriebene Programm SILQUA-FH war sowohl thematisch stark fokussiert (Soziale Innovationen für mehr Lebensqualität im Alter), als auch auf den Hochschultypus der Fachhochschulen bzw. Hochschulen für angewandte Wissenschaften begrenzt. Das Förderprogramm FH-Sozial schloss sich an und öffnete das Themenfeld in Richtung „mehr Lebensqualität“, beschränkte sich jedoch nach wie vor auf diesen Hochschultyp.

Mit dem Koalitionsvertrag der aktuellen, 25. Bundesregierung erlangten Soziale Innovationen in der politischen Diskussion eine größere Aufmerksamkeit. Wegbereitend war dabei sicherlich auch das „Ressortkonzept zu Sozialen Innovationen“, in dem es einleitend heißt:

„Die komplexen Herausforderungen, vor denen unsere Gesellschaft steht, lassen sich nur lösen, indem wir systemisch denken und handeln und die Potenziale neuer technologischer, wirtschaftlicher, kultureller, ökologischer und gesellschaftlicher Entwicklungen gleichermaßen nutzen. Die Entwicklung, Anwendung und flächendeckende Implementierung zukunftsfähiger, nachhaltiger Produkte, Prozesse, Praktiken, Organisationsformen und Geschäftsmodelle wird dringend benötigt. Damit sich die Potenziale aber realisieren können, setzt die Bundesregierung auf differenzierte Instrumentarien zur Förderung Sozialer Innovationen“ (Bundesregierung 2021).

2022 erfolgte die Ernennung der ersten Beauftragten für Soziale Innovationen im BMBF, und auch in der Konzeption der in der Gründung befindlichen Deutschen Agentur für Transfer und Innovation (DATI) erhalten Soziale Innovationen einen festen Platz. Das als Vorläufer konzipierte Konstrukt DATIpilot spricht gezielt Personen aus Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft an, die innovative Ideen für den Transfer von Wissen haben. „Durch niedrigschwellige, flexible Förderung und neue Auswahlverfahren sollen auch förderunnerfahrene Akteure, insbesondere aus dem Bereich Sozialer Innovationen, gezielt zur Teilnahme motiviert werden.“ (BMBF, kein Datum)

Auch manche Bundesländer nehmen das Thema Soziale Innovationen in ihre Gesetzgebung auf, indem sie die Hochschulen anhalten, etwas zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen beizutragen (Roessler 2024).

2. Soziale Innovationen im Hochschulkontext

Für die Arbeit im BMBF geförderten Projekt WISIH legten wir uns auf eine Definition von Sozialen Innovationen fest, die wir auf der Grundlage

der verschiedenen bereits existierenden Definitionen und Erläuterungen zu Sozialen Innovationen erarbeitet und auf den Hochschulkontext ausgerichtet haben.

Soziale Innovationen sind nach unserem Verständnis neue gesellschaftliche oder soziale Praktiken (Handlungsweisen, Organisationsformen, Haltungen, Werte), die:

- von bestimmten Personen, Gruppen oder Organisationen ausgehen,
- auf die Lösung von gesellschaftlichen Problemen und/oder ihrer Individuen zielen,
- direkt oder indirekt gesellschaftliche oder soziale Bedarfe decken,
- häufig aus informellen oder kollaborativen Kontexten heraus entstehen,
- auch partizipativ umgesetzt werden können,
- in Wechselwirkung mit technischen Innovationen stehen können und
- in den entsprechenden Handlungsfeldern angenommen werden (Roessler/Hachmeister/Ulrich/Brinkmann 2020).

Die Fokussierung auf Hochschulen als geeignete Inkubatoren Sozialer Innovationen liegt nahe: Einerseits verfügen Hochschulen über ein hohes Potenzial für Soziale Innovationen: Wissenstransfer gehört seit Jahren zum festen Bestandteil der Aufgaben von Hochschulen. Die Hochschulen haben zudem den Transfer als wechselseitige Aktivität zwischen Hochschulen auf der einen und der Wirtschaft, aber auch der Zivilgesellschaft und der Politik auf der anderen Seite etabliert.

Zusätzlich zeigt sich, dass Soziale Innovationen auch im Kontext von Studium und Lehre eine zunehmende Anerkennung erfahren, was sich an Studienangeboten zeigt, die Soziale Innovationen zum Inhalt haben, oder an der Etablierung von Zentren, die sich mit Sozialen Innovationen beschäftigen. In den USA verzeichneten solche Initiativen in den letzten zehn Jahren ein „explosionsartiges Wachstum“ (McBeth 2018). Die Hochschulen selbst können Innovationen sektorübergreifend durch die Ausbildung von Studierenden und durch Partnerschaften mit Unternehmen, Verwaltung und Politik vermitteln (Matheson 2008).

Andererseits offenbarte eine Studie anhand von über 1.000 Beispielen, dass Hochschulen nur an knapp 15 Prozent der Sozialen Innovationen beteiligt waren. Mit Abstand am häufigsten sind hier demnach Non-Governmental-/Non-Profit-Organisationen (NGO/NPO) (80 %) und private Firmen (67,2 %) eingebunden (Majewski Anderson/Domanski/Howaldt 2018).

2.1. Verbreitung Sozialer Innovationen im Hochschulalltag

Der erste Erhebungsschritt im WISIH-Projekt sah eine Vollerhebung unter den Professor*innen der Pflegewissenschaft sowie der Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftspsychologie (AOW-Psychologie) vor. Diese Fächer wurden für das Projekt ausgewählt, da dort ein höherer Beteiligungsgrad an Sozialen Innovationen als in anderen Fächern vermutet wurde. Insgesamt wurden 452 Lehrende an Universitäten und Hochschulen für angewandte Wissenschaften angeschrieben, die Rücklaufquote lag bei 25 Prozent. 49 Teilnehmende waren im Bereich Pflegewissenschaft angesiedelt (43,4 %) und 64 Teilnehmende entfielen auf den Bereich AOW-Psychologie. Unter den Teilnehmenden waren 52,9 Prozent weiblich und 47,1 Prozent männlich. In der AOW-Psychologie überwog bei den Teilnehmenden der Anteil männlicher Professoren mit 54,5 Prozent gegenüber den Professorinnen. Aus der Pflegewissenschaft beteiligten sich hingegen mehr Professorinnen an der Befragung (56,8 %). So verwundert es auch nicht, dass der Großteil der teilnehmenden Professorinnen (55,6 %) an Hochschulen für angewandte Wissenschaften beschäftigt war, da Pflegewissenschaft ganz überwiegend dort angeboten wird.

Der Anteil der HAW-Professor*innen überwog insgesamt deutlich. 79,6 Prozent der Teilnehmenden lehrten an einer HAW und dementsprechend 20,4 Prozent an einer Universität (Roessler/Hachmeister/Ulrich/Brinkmann 2020).

Zwei Drittel der Befragten (67,6 %) war der Begriff der *Sozialen Innovation* bereits vor der Umfrage bekannt. Die Bekanntheit des Begriffs war unter den Professorinnen (50,8 %) und Professoren (49,2 %) praktisch gleich. Deutliche Unterschiede fanden sich aber zwischen den Fächern: Acht von zehn (80,9 %) Pflegewissenschaftler*innen war der Begriff *Soziale Innovation* bereits vor der Befragung bekannt. Unter den Psycholog*innen gab dies nur knapp über die Hälfte (56,1 %) an (ebd.).

Im Rahmen ihrer hochschulischen Tätigkeit, sei es in der Lehre, der Forschung oder im Kontext von Third-Mission-Aktivitäten, beteiligten sich 64 Prozent auch schon aktiv an der Entwicklung einer solchen neuen sozialen Praktik.

Als besonders unterstützend für Soziale Innovationen wurden von den Befragten ein vorherrschender Teamgeist in der Arbeitsgruppe, Kontakte zu und strategische Kooperation mit außerhochschulischen Partnern, personelle Kontinuität, geeignete Förderlinien/Fördermittel, eine an der Hochschule vorherrschende „Kultur des Ermöglichens“ und insbesondere

bei den HAW-Professuren Deputatsreduktionen eingeschätzt. Auch persönliche Faktoren und Eigenschaften spielten eine Rolle bei der Beteiligung an Sozialen Innovationen.

Herauszustellen ist, dass sich unter den Befragten auch Professor*innen fanden, die zwar angaben, bereits aktiv an einer Sozialen Innovation beteiligt gewesen zu sein, den Begriff jedoch bis dato nicht kannten (ebd.).

Das mag auch daran liegen, dass nicht bei allen bearbeiteten Projekten auf den ersten Blick ersichtlich war, dass sie zu einer Sozialen Innovation führen könnten. Genannt wurden beispielsweise die Konzeption eines innovativen Führungskräftestrainings, Forschungsprojekte im Bereich der Nachhaltigkeit oder auch Konzepte, wie Angehörige in die Pflege eingebunden werden können. Besonders häufig wurden Beispiele für spezifische Trainings, Arbeitsgestaltung und Personalentwicklung sowie konkrete Pflege- und Versorgungsforschungsaspekte aufgeführt – diese Thematik ist jedoch den beiden betrachteten Fächern geschuldet.

2.2. Wege Sozialer Innovationen aus Hochschulen

Im Nachgang zur quantitativen Befragung der Professor*innen kontaktierten wir einen Teil der Befragten beider Fächer und Hochschultypen (die einem anschließenden Gespräch zugestimmt hatten) und interviewten diese zu ihren konkreten Innovationsprojekten. Die von den insgesamt 25 Professor*innen beschriebenen Projekte unterscheiden sich deutlich hinsichtlich ihres Fortschrittes bzw. bezüglich der bereits durchlaufenen Schritte auf dem Weg zu einer Sozialen Innovation.

Innovationen jeglicher Art umfassen drei Phasen: Erfindung, Entwicklung, Umsetzung. Je nach zugrundeliegendem theoretischem Modell differenzieren sich diese Phasen noch aus oder werden durch zusätzliche ergänzt. Beispielsweise kann die Wirkung als eigenständiger, auf die Umsetzung folgender Bereich ebenfalls betrachtet werden. Auch wenn die Phasen einen linearen Ablauf suggerieren, muss bei jeglicher Innovation berücksichtigt werden, dass dieser in der Praxis kaum zu finden ist.

Vielmehr sind Innovationsprozesse durch Schleifen, Sprünge nach vorne und nach hinten im Prozess und durch Black-Box-Phasen geprägt. Im Hinblick auf Soziale Innovationen können vor allem drei Prozessmodelle identifiziert werden, die weitere Verbreitung gefunden haben: das 6-Phasen-Modell von Murray (Murray/Caulier-Grice/Mulgan 2010), das 12-Punkte-Modell von Van de Ven (Van de Ven/Polley/Garud/Venkatamaran 1999) und das 4i-Modell (Frankenberger/Weiblen/Csik/Gassmann).

Für WISIH wurde das 6-Phasen-Modell von Murray et al. zugrunde gelegt und mit dem auf dem 4i-Modell basierenden, vom CHE entwickelten Prozessmodell für angewandte Forschung und Third Mission (Hachmeister/Möllenkamp/Roessler/Scholz 2016) verknüpft. In Murrays Modell sind Schleifen im Innovationsprozess fest vorgesehen und die einzelnen Phasen sind nicht überschneidungsfrei. Die sechs Phasen gliedern sich in Anlässe, Vorschläge/Ideeengenerierung, Testphase, Verstetigung, Skalierung und Wandel.

Von einer Sozialen Innovation sprechen wir auf Basis der untersuchten hochschulischen Projekte ab der vierten Phase, der Verstetigung. In diesen Fällen kam es bereits zu ersten dauerhaften Veränderungen in einem begrenzten Bereich, beispielsweise in einem einzelnen Pflegeheim. Wir werteten aus, wie viele der Projekte die einzelnen Phasen jeweils durchliefen und schlussendlich erreichten. Dabei zeigte sich, dass 39,1 Prozent der Projekte mindestens die vierte Phase, die Verstetigung, erreichten, dass 42,2 Prozent mindestens so weit gingen, Strategien für die Skalierung zu entwickeln, und dass in 26,6 Prozent der Fälle tatsächlich eine systemische Veränderung, und somit die sechste Phase, erreicht wurde.

Die Analyse zeigte zudem, dass nicht jedes Projekt jede Phase durchlaufen muss. Häufig übersprungene Phasen sind die Testphase (dritte Phase) und die Verstetigung in einem kleinen Rahmen (vierte Phase). Aus Sicht der Hochschulen bzw. vor dem Hintergrund der förderpolitischen Gegebenheiten ist dies auch nachvollziehbar, da oft weder ein Praxistest noch die Anwendung in einer Projektkonzeption vorgesehen sind. Fragen der Verwertung sind hingegen Bestandteil von Projektanträgen, weshalb Strategien zur weiteren Verbreitung Gegenstand von Anträgen und somit auch der Projekte sind. Dass im Anschluss an ein Projekt ein systemischer Wandel stattfindet, kann zwar intendiert sein, ist jedoch nicht planbar.

Letztlich konnten wir, basierend auf 25 Tiefeninterviews mit Wissenschaftler*innen, die sich an die quantitative Befragung anschlossen, vier Typen von Projekten identifizieren, die auf acht verschiedenen Wegen zu Sozialen Innovationen führten (Hachmeister/Roessler 2020):

1. Projekte mit einer Praxis- oder Testphase, denen gemein ist, dass sie die drei ersten Phasen Anlass, Konkretisierung und Testphase umfassen, danach jedoch beliebig Phasen auslassen können.
2. Projekte ohne Testphase, aber mit Verstetigung, in denen entweder das Vorhaben bei der vierten Phase der Verstetigung endet, oder aber noch die fünfte Phase anschließt.
3. Projekte ohne Test und ohne Verstetigung, aber mit Skalierung, in denen auf die Konkretisierung direkt die Skalierung folgt.

4. Projekte mit Potenzial für Soziale Innovationen, in denen zwar nur die ersten beiden Phasen tatsächlich durchlaufen wurden, deren Ergebnisse jedoch so bahnbrechend sind, dass sie zu einem systemischen Wandel führen könnten.

Unsere Analyse der Projekte zeigt deutlich, dass im Fall Sozialer Innovationen spätestens ab dem Moment der Innovationsfähigkeit hochschulexterne Stakeholder zwingend in den Innovationsprozess aufgenommen werden müssen. Nur sie sind in der Lage, die Praktiken aus dem Hochschulkontext in die Anwendung zu überführen.

2.3. Rollen im Ökosystem Sozialer Innovationen

Damit es zur breiten Anwendung der von den Hochschulen entwickelten Konzepte, Organisationsformen, Praktiken etc. kommt, sind nicht nur solche externen Stakeholder notwendig, die sich bereit erklären, diese auch anzuwenden („Konsumenten“). Zusätzlich müssen weitere Rollen im Innovationsprozess bzw. im Innovationsökosystem besetzt werden, um eine Innovation hervorzubringen.

Das Fraunhofer Center for Responsible Research and Innovation (CeRRI) entwickelte eine umfangreiche Zusammenstellung von 23 Rollen, die in einem Innovationsökosystem typischerweise besetzt werden (Schütz/Muschner/Ullrich/Schäfer o.J.). Übertragen auf Soziale Innovationen konnten wir nachweisen, dass Hochschulmitglieder zwar viele dieser Rollen besetzen können, jedoch bei weitem nicht alle. Für die meisten Rollen, die nicht durch Mitglieder der Hochschule besetzt werden, lassen sich jedoch bei geeigneter Planung externe Akteure gewinnen (Hachmeister/Roessler 2021).

Für externe Akteure kann es verschiedene Beweggründe für die Zusammenarbeit mit Hochschulen an Sozialen Innovationen geben: passende Rahmenbedingungen, worunter inhaltliche Anknüpfungspunkte oder Finanzierungsmöglichkeiten fallen, ein konkreter Anlass bzw. ein Problem, an dessen Lösung der externe Partner ein Interesse hat, sowie antizipierte positive mittelbare Folgen wie z.B. Zugang zu den Studierenden zum Zweck der Nachwuchsgewinnung. Die hochschulexternen Akteure können diverse Aufgaben übernehmen: Entsprechende Rahmenbedingungen werden von Politik und Intermediären geschaffen, Projektpartner sorgen für Praxisbezug und stellen den Zugang zum Untersuchungs-/Implementierungsfeld sicher. Die übernommenen Aufgaben gehen oftmals mit der

Übernahme einer oder mehrerer Rollen innerhalb des Innovationsökosystems einher. Im Zusammenspiel der verschiedenen Akteure bildet sich aus dem Konglomerat ein Innovationsökosystem heraus.

Hochschulen und ihre Mitglieder sind nach unseren Analysen in der Lage, 14 der insgesamt 23 Rollen in einem solchen Innovationsökosystem zu besetzen. Es ist naheliegend, dass diese Rollen vor allem im Bereich der Wissensgenerierung liegen und zusätzlich Rollen umfassen, die direkt mit dem Projektmanagement verbunden sind. In weiten Teilen decken die von Hochschulen besetzten Rollen somit Bereiche ab, die kompatibel zu klassischen Forschungsprojekten sind: Fragestellungen erarbeiten, das Projekt administrieren, Wissen schaffen, Qualität sichern. Teilweise wird zudem Interaktion ermöglicht und das Ergebnis durch die Öffentlichkeitsarbeit der Hochschule nach außen getragen.

Dass die Lösung am – hochschulexternen – Bedarf ausgerichtet wird (Bedarfsexperten*innen) oder die Lösung erfolgreich (gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich, technologisch) umgesetzt wird, ist nicht mehr originäre Aufgabe der Hochschulmitglieder und wird von diesen in der Regel auch nicht weiterverfolgt. Schlussendlich gibt es aus Hochschulsicht auch keine Notwendigkeit, aus jedem Projektergebnis eine Soziale Innovation zu generieren.

Soll eine Soziale Innovation entstehen, braucht es, abgesehen von der offenkundigen Rolle der Konsumierenden, vor allem Investoren, Bedarfsexperten, Akteure, die über die Möglichkeiten verfügen, die Neuerung durchzusetzen, und Vorantreibende, die hinter der neuen Praktik stehen und sie so lange weiterbringen, bis sie allgemein akzeptiert und umgesetzt wird. Diese Rollen besetzen in einem vollständig aufgebauten Innovationsökosystem die Akteure jenseits der Hochschulen: je nach angestrebter Innovation Wirtschaft, Zivilgesellschaft, sogenannte Intermediäre oder Politik. Als Treiber und vor allem durchsetzungsmächtige Einrichtungen kommen im Kontext Sozialer Innovationen oftmals vor allem politische Instanzen sowie offizielle Gremien wie Verbände, aber auch Kommunen und ihre Vertreter*innen in Frage und sind in diesen Rollen nicht zu unterschätzen.

3. Indikatoren und Wirkungsmessung von Sozialen Innovationen

Soziale Innovationen aus Hochschulen sind kaum ohne externe Partner final realisierbar. Es ist daher sinnvoll, von Beginn an eine wirkungsorientierte Sichtweise auf ein Projekt zu legen und schon frühzeitig Gedanken dafür aufzuwenden, an welchen Stellen welche Akteure eingebunden werden müssen und welche Aufgaben und Rollen diese übernehmen sollen.

Zwar lässt sich auch durch eine genaue Planung keine Soziale Innovation garantieren, ihr Eintreten wird jedoch wahrscheinlicher durch eine entsprechend planvolle Steuerung.

Die Steuerung sollte dabei jeden Prozessschritt einer Innovationskette umfassen. Es ist daher unerlässlich, zu Beginn des Projektes geeignete Stellschrauben zu identifizieren und diese auch während des Projektes nachzujustieren.

Im Rahmen des Projektes WISIH entwickelten wir für Soziale Innovationen eine Indikatorik, die alle Prozessschritte abdeckt. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, dass nur das gesteuert und honoriert werden kann, was auch sichtbar ist. Die Selbststeuerungsfähigkeit der Hochschulen und auch ihrer Partner wird somit erhöht. Das eigene Profil kann herausgearbeitet und sowohl Schwächen als auch Defizite können erkannt werden. Zudem hilft eine Indikatorik dabei, Rechenschaft gegenüber der Öffentlichkeit sowie gegenüber Geldgebern abzulegen.

Die Indikatorik wurde auf Basis der Arbeiten im ebenfalls BMBF geförderten Projekt „FIFTH – Facetten von und Indikatoren für Forschung und Third Mission an Hochschulen für angewandte Wissenschaften“ entwickelt. Zudem flossen Ergebnisse einer umfangreichen Literatur- und Projektrecherche ein, so dass beispielsweise Ergebnisse des Projektes „Indisi – Indikatorik Soziale Innovation“ berücksichtigt wurden. Weitere Indikatoren wurden im Rahmen der in WISIH durchgeföhrten Interviews herausgearbeitet.

Aus den so zunächst zusammengestellten 500 potenziellen Indikatoren für Soziale Innovationen wurde ein Set von 135 nutzbaren, spezifischen Indikatoren für Soziale Innovationen herausgearbeitet, das sich wiederum in ein Kern- und ein Erweiterungsset aufteilt. Das gesamte Set enthält Indikatoren für alle Prozessschritte der Hochschulen, aber auch der hochschulexternen Partner: von den zugrundeliegenden Rahmenbedingungen über Vorbedingungen, Aktivitäten und Resultate hin zur Wirkung. Letztere wird zudem unterteilt in Binnenwirkung und Außenwirkung.

Unter den Rahmenbedingungen sind Indikatoren wie finanzielle Ressourcen seitens der Politik oder Darlehen für Social Entrepreneurship zu finden. Vorbedingungen umfassen alles, was in den Hochschulen und bei den Partnern vorhanden sein muss, um Soziale Innovationen überhaupt zu ermöglichen. Personalressourcen sind hier ebenso zu nennen wie Anreizsysteme für Kooperationen. Bei Aktivitäten können als Indikatoren der Anteil von ECTS-Punkten für Service-Learning-Projekte ebenso gefunden werden wie die Anzahl vorhandener Disseminationsstrategien. Zum Prozessschritt Resultate gehören dann Indikatoren wie die Anzahl der Messen

für ein breites Publikum oder gemeinsam mit Partnern veröffentlichte Beiträge in Journals, bevor sich unter der Wirkung Beiträge zu den von den UN formulierten Sustainable Development Goals (SDGs) ebenso finden wie Outreach-Indikatoren.

Alle Indikatoren wurden in ein Internet-Portal überführt (online unter <https://indikatorenportal.che.de>). Aufgrund der unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten und der Komplexität des Themas gibt es verschiedene Zugänge zu den Indikatoren. Es werden vorab zusammengestellte Indikatorensets für bestimmte Bedarfe angeboten, die Indikatoren können aber auch individuell für den eigenen Bedarf gefiltert werden. Es gibt eine Gesamtliste der Indikatoren ebenso wie eine Zusammenstellung je Prozessschritt und zu verschiedenen Themen. Zusätzlich werden unterschiedliche Nutzungsszenarien vorgestellt.

4. Fazit: Die Bedeutung Sozialer Innovationen aus dem Hochschulkontext

Das Projekt „WISIH: Wege und Indikatoren Sozialer Innovationen aus Hochschulen“ hat gezeigt, dass Hochschulen ein großes Potenzial zur Generierung Sozialer Innovationen besitzen, das jedoch oft nicht ausreichend ausgeschöpft wird. Die bislang geringe Beteiligung von Hochschulen an lediglich 15 Prozent der Sozialen Innovationen (Majewski et al. 2018) unterstreicht dies. Zugleich offenbarte das Projekt, dass fast 70 Prozent der befragten Professor*innen in den Fächern AOW-Psychologie und Pflegewissenschaft den Begriff „Soziale Innovation“ kennen und ein ebenso großer Anteil bereits an solchen arbeitete. Doch an Sozialen Innovationen zu arbeiten ist nicht zwingend auch ein Garant dafür, dass diese letztlich erreicht werden: Lediglich 39 Prozent der entwickelten Ideen für Soziale Innovationen wurden tatsächlich umgesetzt, was ein bestehendes Umsetzungsdefizit akzentuiert.

Geändert werden könnte diese geringe Quote durch ein unterstützendes Hochschulmanagement. Dieses ist entscheidend, um die hochschulinternen Rahmenbedingungen zu optimieren und das notwendige Mindset zu etablieren. Indikatoren spielen hierbei eine zentrale Rolle, um den Status Quo zu erheben und gezielt die Stellschrauben zu identifizieren, an denen gedreht werden muss, um Soziale Innovationen zu befördern.

Der Innovationsprozess basiert auf Vorbedingungen, Aktivitäten, Resultaten und Folgen und umfasst verschiedene Phasen. Nach der Startphase, in der der Anlass, um sich mit dem Thema zu beschäftigen, gefunden wurde, sind dies: die Ideengenerierung und die Phase des Testens (Prototyp), bevor mit der Verfestigung, Skalierung und dem Wandel die Phasen

folgen, in denen die eigentliche Soziale Innovation beginnt. Schleifen, Sprünge und Wiederholungen sind typisch im Prozess, so dass einzelne Tätigkeiten immer wieder durchgeführt werden (müssen).

Für Hochschulen besonders kritisch sind die Übergänge von der Konzeption in die Anwendung. Sie erfordern oft externe Partner, um den Transfer aus der Theorie in die tatsächliche Anwendung zu gewährleisten. Denn die Studie zeigte auch: Hochschulmitglieder können viele, aber nicht alle Rollen in einem Innovationsökosystem besetzen. Ohne externe Akteure bleiben zentrale und wichtige Rollen unbesetzt, ohne die es kaum zu einer breiteren gesellschaftlichen Innovation kommen kann. Politische Instanzen, NGOs, private Unternehmen und ihre jeweiligen Intermediäre spielen eine zentrale Rolle. Nicht nur, wenn es darum geht, zu einer Verstetigung oder Skalierung beizutragen, sondern auch schon zuvor, beispielsweise, um die Forschungsfragen an die realen Bedarfe anzupassen, oder die notwendigen praktischen Netzwerke einzubringen.

Um sich ein Bild der eigenen Situation zu verschaffen und um laufende Prozesse nachzustimmen und „innovationssicher“ gestalten zu können, sollten Hochschulen sich mit der Zusammenstellung geeigneter, projektspezifischer Kennzahlen befassen. Das im Projekt entwickelte Indikatorenportal bietet hierfür eine umfassende Sammlung von spezifischen Indikatoren, die alle Prozessschritte abdecken und die Selbststeuerungsfähigkeit der Hochschulen erhöhen.

Die Erkenntnisse aus dem Projekt können weitreichende Folgen für Hochschulen haben, wenn diese sich der Ergebnisse annehmen: Hochschulen müssen ihre Strategien und Strukturen anpassen, um Soziale Innovationen systematisch zu fördern. Dies beinhaltet die Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen und Anreizsysteme. Soziale Innovationen erfordern gelebte Transdisziplinarität: da, wo es thematisch passt, eine enge Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Fachdisziplinen sowie zwischen Hochschulen, zwingend aber externe Partner aus Wirtschaft, Politik oder Zivilgesellschaft. Sofern keine konkreten Partner eingebunden werden können, sollte zumindest der Kontakt zu Intermediären gesucht werden.

Darüber hinaus ist eine gezielte Ressourcenzuweisung notwendig, um Projekte zu unterstützen, die das Potenzial haben, Soziale Innovationen hervorzubringen. Zwar haben Hochschulen kaum die Möglichkeit, eigene finanzielle Mittel oder personelle Ressourcen aufzubringen, doch die immer wiederkehrende Forderung nach Förderung in dem Bereich, internen Anschubfinanzierungen, Innovationswettbewerben oder der Stärkung entsprechender Lehrforschungsprojekte ist auch vielen Hochschulen möglich.

Vor allem Letzteres ist von großer Bedeutung für Soziale Innovationen. Die Integration von Sozialen Innovationen in Studiengänge und Forschungsprojekte fördert das Bewusstsein und die Fähigkeiten der Studierenden und Forschenden, gesellschaftliche Herausforderungen innovativ zu adressieren. Die Etablierung von Zentren und Netzwerken für Soziale Innovationen an Hochschulen kann die nachhaltige Entwicklung und Verbreitung solcher Maßnahmen unterstützen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Soziale Innovationen ein bedeutendes Instrument zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen darstellen und Hochschulen eine zentrale Rolle bei ihrer Entwicklung und Umsetzung spielen. Durch die gezielte Entwicklung und Implementierung geeigneter Indikatoren können Hochschulen ihre Potenziale besser nutzen und so einen wesentlichen Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel leisten.

Literatur

- Bundesregierung. (2021): Ressortkonzept zu Sozialen Innovationen. Bundesregierung: Berlin.
- Carayannis, Elias/David Campbell (2012): Mode 3 Knowledge Production in Quadruple Helix Innovation Systems. Twenty-first-Century Democracy, Innovation, and Entrepreneurship for Development. SpringerBriefs in Business 7.
- Frankenberger, Karolin/Tobias Weiblen/Michaela Csik/Oliver Gassmann (2023): The 4I-framework of business model innovation: a structured view on process phases and challenges. International Journal of Product Development (IJPD), Vol. 18, No. 3/4, 2013
- Gillwald, Katrin (2000): Konzepte sozialer Innovation. WZB Discussion Paper, No. P 00-519, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin.
- Hachmeister, Cort-Denis/Moritz Möllenkamp/Isabel Roessler/Christina Scholz (2016): Katalog von Facetten und Indikatoren für Forschung und Third Mission an Hochschulen für angewandte Wissenschaften. CHE Arbeitspapier Nr. 189, CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Hachmeister, Cort-Denis/Isabel Roessler (2020): Soziale Innovationen aus Hochschulen – Prozesse, Phasen und Wege. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Hachmeister, Cort-Denis/Isabel Roessler (2021): Soziale Innovationen aus Hochschulen – Das Zusammenspiel mit Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. CHE Impulse Nr. 7, CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Howaldt, Jürgen/Ralf Kopp/Antonius Schröder/Hartmut Kopf/Susan Müller (2014): Soziale Innovationen für Deutschland, https://www.h-brs.de/sites/default/files/erklaerung_soziale_innovationen_fuer_d_2_0.pdf (22.7.2024)
- Krlev, Georg/Eva Bund/Georg Mildenberger (2014): Measuring What Matters – Indicators of Social Innovativeness on the National Level. Information Systems Management, 31:3, S. 200–224.

- Majewski Anderson, Mark/Dimitri Domanski/Jürgen Howaldt (2018): Social Innovation as a chance and a challenge for higher education institutions, in: Jürgen Howald/Christoph Kaletka/Antonius Schröder/Marte Zirngiebl (Hg.), *Atlas of Social Innovation*, Oekom, München, S. 50–54.
- Matheson, Kim (2008): How Universities Can Enable Social Innovation. *Technology Innovation Management Review*, 9/2008.
- McBeth, Courtney Hills (2018): Social Innovation in Higher Education: The Emergence and Evolution of Social Impact Centers, <https://repository.upenn.edu/dissertations/AAI10829090> (24.3.2020)
- Murray, Robin/Julie Caulier-Grice/Geoff Mulgan (2010): *The open book of social innovation*. The Young Foundation, London.
- Roessler, Isabel (2024): CHECK – Third Mission Aspekte in den Hochschulgesetzen der Bundesländer. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh
- Roessler, Isabel/Sindy Duong/Cort-Denis Hachmeister (2015): Welche Missionen haben Hochschulen? Third Mission als Leistung der Fachhochschulen für die und mit der Gesellschaft. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Roessler, Isabel/Cort-Denis Hachmeister/Christina Scholz (2016): Positionierung durch Profilierung – Stärkung der Third Mission an HAW. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Roessler, Isabel/Cort-Denis Hachmeister/Saskia Ulrich/Bianca Brinkmann (2020): Soziale Innovationen aus Hochschulen – Verbreitung, Hemmnisse, Fördermöglichkeiten. CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh.
- Schütz, Florian/Antonia Muschner/Ronja Ullrich/Antonia Schäfer (o. A. d. J.): *Innovation Ecosystem Strategy Tool*. Center for Responsible Research and Innovation des IAO Fraunhofer, Berlin.
- Van de Ven, Andrew/Douglas Polley/Raghu Garud/Sankaran Venkatamaran (1999): *The Innovation Journey*. Oxford University Press, Oxford.
- Zapf, Wolfgang (1994): Über soziale Innovationen, in: Wolfgang Zapf, (Hg.), *Moderнизierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation: soziologische Aufsätze 1987 bis 1994*, Edition Sigma, Berlin, S. 23–40.

Das soziale Kippelement Bildungssystem aus der Sicht von Studierenden

Studentische Perspektiven zu Klimabildung und Umweltengagement an Schule und Universität

Kathrin Dieterle

Michael Kühl

Susanne Kühl

Ulm

1. Problemstellung

Klimaschutz ist Aufgabe aller gesellschaftlichen Schichten. Mit der UN-Agenda 2030 wurde 2015 erstmals ein Zielsystem für eine nachhaltigere Entwicklung etabliert: die sogenannten 17 SDGs (engl. Sustainable Development

Goals), welche mit SDG 13 den Klimaschutz beinhalten. Deutschland trägt mit der Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie aus 2016 zur Umsetzung der SDGs bei. Für das Erreichen der SDGs kommt dem Plan zur „Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE)“ eine wichtige Bedeutung zu. BNE soll zu zukunftsfähigem Denken und Handeln befähigen (Rieckmann 2018: 5). Mit dem Unterziel 4.7 der SDGs wird BNE explizit aufgeführt.

Betrachtet man die Umsetzung der SDG-Ziele, ist noch viel zu wenig geleistet (Sachs et al. 2023: 23), was zusätzlich durch die COVID-19-Pandemie verstärkt wurde (Martens 2020: 9). Durch nicht-lineare Entwicklungen sei der Prozess zum Erreichen der Ziele deutlich zu beschleunigen (Centola et al. 2018: 1116). Gemeint sind soziale Kippeffekte oder -elemente (engl. social tipping elements STEs), die durch eine rasche Ausbreitung von Technologien, Verhaltensweisen und Umstrukturierungen einen disruptiven gesellschaftlichen Wandel mit sich ziehen können (Otto et al. 2020: 2355). Damit ein sozialdynamischer Kippunkt im STE Bildungssystem (STE5) erreicht werden könne, sei eine zielgruppengerechte Konzeption von Umweltbildungsangeboten von Nöten (Nachreiner et al. 2020: 25; Otto et al. 2020: 2360).

Die Integration von Nachhaltigkeit im Schulunterricht kann sich nachweislich positiv auf das umweltbewusste Verhalten von Schüler/innen auswirken (Michelsen et al. 2016: 4). Dennoch entspreche nachhaltigkeitsbezogener Unterricht qualitativ noch nicht den Leitlinien von BNE (ebd., Kress 2021: 5), womit die Potenziale im Bildungssektor derzeit nicht ausgeschöpft würden (Müller-Christ et al. 2017: 2, 2018: 25).

Der Unterricht an Schulen lässt sich durch Bildungspläne steuern (Müller-Christ et al. 2017: 19). Laut Protokoll der Kultusministerkonferenz hat BNE bereits in allen Bundesländern in die Lehr- bzw. Bildungspläne der allgemeinbildenden Schulen Eingang gefunden bzw. soll bei Überarbeitungen berücksichtigt werden (KMK 2017). Laut Nachhaltigkeitsbarometer 2021 jedoch wird das Thema Nachhaltigkeit noch immer nicht regelhaft im Schulalltag integriert (Kress 2021: 4).

Hochschulen tragen allein durch ihre Forschung einen wichtigen Teil zum Erreichen der SDGs bei (Leal Filho et al. 2021: 1). Zudem soll das (universitäre) Bildungssystem fundiertes Wissen und in Konsequenz Handlungsoptionen vermitteln. Durch diese Verantwortlichkeit des Hochschulsystems stellt sich die Frage, auf welche Art und Weise BNE in den universitären Bildungsweg eingearbeitet werden kann, damit mehr Wissen, aber auch ein erhöhtes Bewusstsein für den Klimawandel geschaffen wird.

Ein Fortschritt von BNE an Hochschulen findet aktuell lediglich durch einzelne Initiativen statt, so dass die SDGs bislang kaum in die Ausgestaltung der deutschen Hochschulbildung integriert sind (Müller-Christ et al. 2018: 19, Leal Filho et al. 2021: 3). Demnach scheint ein Wandel auf allen Ebenen des Studiums (Wissen, Bewusstsein, Fähigkeiten) nötig. Umfragen unter Studierenden wie z.B. in Cort et al. (2022) betonen die Notwendigkeit der Integration von Nachhaltigkeit in die Hochschulcurricula. Es wurden bei Studierenden verschiedener Studiengänge bereits Unterschiede in Bezug auf das Interesse an Nachhaltigkeitsthemen (Hyytinen et al. 2023: 125) und im Umweltbewusstsein festgestellt (Dieterle et al. 2023: 87), was für eine studiengangspezifische Integration von Nachhaltigkeitsthemen spricht.

2016 wurde mit Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) die Initiative HOCH-N (Nachhaltigkeit an Hochschulen) ins Leben gerufen. Mit dem Projekt HOCH-N wurde ein Verbund aus elf Hochschulen gebildet, die Empfehlungen erarbeiteten, wie sowohl Forschung und Lehre an Hochschulen, als auch deren Betrieb nachhaltiger gestaltet werden können (Schmitt und Stecker 2019: 4).

2. Untersuchung

Um die Diskrepanz zwischen Zielvereinbarung und Umsetzung der SDGs und BNE in Bezug auf Umwelt und Klima im Bildungssektor zu untersuchen, wurde eine Studie durchgeführt, mit der die persönliche Ansicht von Studierenden – hier exemplarisch die der Universität Ulm – zu Umweltbildung und -engagement an Schule und Universität erhoben werden sollte. Zu Beginn der Untersuchung stand folgende übergeordnete Fragestellung: Kann das Bildungssystem aus Sicht von Studierenden mit der Umsetzung von BNE eine Art sozialen Kippunkt zu mehr Nachhaltigkeit erreichen?

Daraus ergaben sich Unterforschungsfragen einerseits zur Schulbildung, und andererseits zur Universitätsbildung: Wie bewerten Studierende die Integration von Umweltbildung und -engagement an den Schulen? Wie bewerten Studierende die Umsetzung von Umweltbildung und -engagement an Universitäten, und was ist ihnen bei der Umsetzung wichtig? Gibt es beim Interesse von Studierenden an Umweltbildung und -engagement signifikante Unterschiede zwischen unterschiedlichen Studiengängen?

Die Datenerhebung der Studie erfolgte mittels dem Online-Fragebogensystem unipark (Tivian XI GmbH, EFS-Survey, Version 21.2) auf freiwilliger und anonymer Basis. Teilnehmen konnten grundsätzlich alle Studierenden der Universität Ulm. Im Oktober und November 2021 wurde mit Start des Wintersemesters bei Einführungsveranstaltungen, sowie über E-Mail-Verteilerlisten von unterschiedlichen Fachschaften die Teilnahme an der Umfrage beworben. Eine Teilnahme war über jegliche elektronische Endgeräte mittels eines Links und QR-Codes möglich. Der Zeitraum einer möglichen Teilnahme begrenzte sich auf 7 Wochen.

Insgesamt nahmen 510 Studierende an der Umfrage teil. 317 Personen füllten den Fragebogen vollständig aus und wurden in die Studie integriert. Das entsprach 3% der Studierenden im Vergleich zur Gesamtstudierendenpopulation. Das Durchschnittsalter lag bei 21,8 Jahren ($SD=2,72$). Rund 63% der Teilnehmenden waren weiblich. Im Fragebogen wurden Items zum Überbegriff „Bildungssystem“ abgefragt. Die Aussagen wurden von den Teilnehmenden anhand der Skala nach dem Likert-Typ (6= trifft völlig zu bis 1=trifft gar nicht zu) bewertet. Dieser Überbegriff wurde aufgeteilt in die Unterkategorien „Schule“ und „Universität“. In der Kategorie „Schule“ wurden 5 Items zur Integration der Thematik Klimawandel und Umweltschutz in den Schulalltag und die Schulbildung abgefragt. Ergänzt wurde die Kategorie „Schule“ durch ein Freitextfeld für Verbesserungsvorschläge. Bei der Auswertung wurden alle Teilnehmenden ($n=317$) berücksichtigt. Die Kategorie „Universität“ beinhaltete ebenfalls

ein Freitextfeld für Verbesserungsvorschläge, wobei hier alle Fragebögen berücksichtigt wurden (n=317). Des Weiteren gab es 9 Items zum Thema Klimawandel und Umweltschutz in der universitären Einrichtung und in die Studiencurricula.

Für einen Vergleich zwischen den Studiengängen und Fakultäten sollten aufgrund des persönlichen Bezugs der Autorin als Zahnmedizinstudierende die Studiengänge der Medizinischen Fakultät Ulm einiger nicht-medizinischen Studiengängen gegenübergestellt werden. In Anbetracht der Teilnehmerzahlen wurden die Studiengänge mit den meisten Teilnahmen gewählt. Daraus ergaben sich die in die Auswertung aufgenommene Studiengänge Humanmedizin (n=115), Zahnmedizin (n=48), Molekulare Medizin (n=30), Biologie (n=29) und Lehramt (n=19).

Die Daten der quantitativen Erhebungen wurden mit der Statistiksoftware IBM SPSS Statistics Version 26 ausgewertet. Alle Werte wurden mit den Standardabweichungen (SD) angegeben. Die Signifikanz der jeweili-gen zu vergleichenden Gruppen wurde mit dem Mann-Whitney-U-Test bestimmt. Hierbei wurden Werte $p < .05$ als statistisch signifikant einge-stuft. Für die Freitextantworten wurde ein Codebuch mit Überbegriffen erstellt. Die Freitextantworten wurden den Überbegriffen zugeordnet und dadurch quantitativ analysiert.

3. Ergebnisse

3.1. Schulbildung: Kritik an der Umsetzung von Bildung für nachhaltige Entwicklung

Bei der Auswertung vom Themenblock „Schule“ wurden die Mittelwerte zu den 4 Items von allen Teilnehmenden (n=317) erhoben. Den höchsten Zustimmungswert auf der Likert-Skala erreichte das Item „Im schulischen Unterricht wurde der Klimawandel thematisiert“ ($M=3.79$, $SD=1.69$). Drei weitere Items wurden schwächer bewertet und lagen im Bereich „trifft eher nicht zu“. Die Aussage „In meiner Schulzeit konnte ich genug Wissen zum Klimawandel erlangen“ ($M=2.75$, $SD=1.59$) zeigt, dass die Studie-renden einen Misstand bei der Integration der Klimawandelthematik in die Schulbildung wahrnahmen. Lehrende wurden laut der Befragten dabei ih-rer Vorbildrolle eher weniger gerecht ($M=2.65$ $SD=1.44$). Insgesamt wird laut den Befragten wenig Umweltbildung in den Lehrplan und Schulalltag integriert.

Des Weiteren wurde erfragt, in welchen Schulfächern besonders Bezug auf den Klimawandel genommen wird. Die Antwortmöglichkeit wurde häufig genutzt (372 Angaben) (Übersicht 1). Mit Abstand am häufigsten wurde das Fach Erdkunde/Geographie genannt (45%). Darauf folgten weitere naturwissenschaftliche Fächer mit Biologie/Chemie/Physik (22%). Klimawandel wird somit größtenteils in naturwissenschaftlichen Schulfächern besprochen.

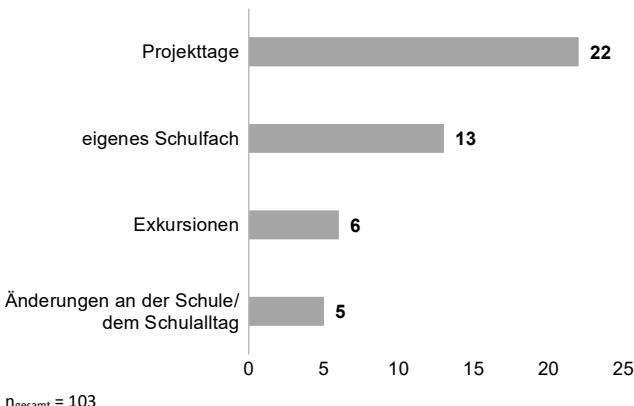
Übersicht 1: In diesen Schulfächern wurde besonders Bezug auf den Klimawandel/Klimaschutz genommen



angegebene Schulfächer $n_{\text{gesamt}} = 226$

Die Möglichkeit, Verbesserungsvorschläge im Freitextfeld zu äußern, haben 103 Teilnehmende genutzt, was etwa einem Drittel der Gesamtteilnahmen ($n=317$) entsprach. Die meisten Teilnehmenden sprachen sich für eine „Transparente Kommunikation in Bezug auf den Alltag der Schüler“ aus (32%). Dabei kamen konkret Vorschläge wie zum Beispiel „Kindern früh von den Problemen der Konsumgesellschaft erzählen und schon die richtigen Wege (Mülltrennung, reduzierter Konsum) früh einleiten“. Des Weiteren sprachen sich 23% der Studierenden für eine „Thematisierung und Integration im Unterricht“ aus (Übersicht 2). Die Verbesserungsvorschläge der Studierenden implizieren vermehrt Kommunikation und Integration von BNE in den schulischen Lehrplan.

Übersicht 2: Verbesserungsvorschläge zu Schulbildung und -alltag der Teilnehmenden angeordnet in Überkategorien



3.2. Universitätsbildung: Studierende sehen Optimierungspotenzial von BNE an der Universität

Auch in Bezug auf die Universität wurden Verbesserungsvorschläge von den Teilnehmenden eingeholt. Die Option, Verbesserungsvorschläge im Freitextfeld zu äußern, haben für die Unterkategorie Universität wenige Teilnehmende genutzt (34 von insgesamt 317) (Übersicht 3). Die Mehrheit der Studierenden wünschte sich mehr Integration der Themen Klimawandel und Umweltschutz in die universitäre Lehre, zum Beispiel in Form eines Wahlpflichtfachs (38%). Studierende forderten zusammenfassend mehr Umweltengagement an der Universität z.B. in Form von optionalen Weiterbildungsangeboten.

Die Mittelwerte der Likert-Items zu Umweltbildung und Umweltengagement an Universitäten wurden im Folgenden statistisch analysiert.

■ *Humanmedizin – Zahnmedizin:* Beim Vergleich von Humanmedizin zu Zahnmedizin gingen zwei signifikante Items hervor (von insgesamt neun) (Übersicht 4). Bisherige Angebote zum Thema Klimawandel an der Universität Ulm sind den befragten Humanmedizinstudierenden ($M=3.93$, $SD=1.80$) eher bekannt als den Zahnmedizinstudierenden ($M=2.81$, $SD=2.05$, $p=.001$). Zudem stimmten Humanmedizinstudierende eher zu, dass umweltbewusstes Verhalten, wie z.B. die ÖPNV-Nutzung oder die Müllvermeidung an der Universität Ulm mehr unterstützt werden sollte (Humanmedizin $M=5.36$, $SD=1.07$; Zahnmedizin $M=4.83$, $SD=1.37$, $p=.007$). Humanmedizinstudierende fordern demnach eher Angebote zu

Übersicht 3: Verbesserungsvorschläge zu Universitätsbildung und -alltag von allen Teilnehmenden

Verbesserungs-vorschläge	Anzahl n	Anteil in %	Beispiele
Mehr Präsenz im Uni- und Lehralltag schaffen (z.B. Wahlfächer, Weiterbildungsangebote)	14	38	„Wahlfächer, welche mehr Nachhaltigkeit mit Bezug auf das Studienfach lehren sollten angeboten werden.“ „AGs für die aktive Mitgestaltung von Klimaprojekten an der Uni.“
Änderung im Mensaspeiseplan in Richtung nachhaltiger Ernährung	8	25	„Mehr Essensangebote ohne tierische Produkte, die besonders fleischhaltige Produkte ersetzen, anstatt das Angebot nur zu ergänzen.“ „Speiseplan sollte noch mehr auf Gerichte ausgerichtet werden, die eine bessere Umweltbilanz haben.“
Subventionen für den Öffentlichen Personennahverkehr	8	22	„Semesterticket in die Studiengebühren integrieren und somit vergünstigen, damit mehr Leute mit der Bahn fahren.“ „Niedrigere Kosten für das Semesterticket.“
Möglichkeiten zur Fahrradnutzung ausweiten	3	9	„Mehr Fahrradständer.“ „Ausreichend Fahrradparkplätze (am besten überdacht/ trocken) an verschiedenen Eingängen.“
Mülltrennung und plastikfreies Geschirr ausbauen	3	6	„Abschaffung von Einweggeschirr und Kaffeetassen.“

Anmerkung: n_{gesamt} = 32, n Anzahl Vorschläge, Anteil in %, Beispiele

Aufklärung und Umsetzung von Klimaschutz und Nachhaltigkeit als Studierende der Zahnmedizin.

■ *Humanmedizin – Molekulare Medizin:* Aus diesem Vergleich gingen sieben signifikante Items hervor (von insgesamt neun) (Übersicht 4). Die Studierenden der Molekularen Medizin zeigten sich mit ihrem erlangten Wissen zum Klimawandel sowie dem nachhaltigen Verhalten von Einrichtungen und Dozierenden eher zufrieden als die Humanmedizinstudierenden (z.B. „Meine Dozierenden werden durch ihr Verhalten ihrer Vorbildrolle im Klimaschutz gerecht“, Molekulare Medizin M=5.37, SD=1.45, Humanmedizin M=4.72, SD=1.51, p=.01). Wohingegen sich die Studierenden der Humanmedizin eher für zusätzliche universitäre Angebote zum Thema Klimawandel aussprachen („Ich würde mich über ein Wahlpflichtfach zum Thema Klimawandel und/oder Nachhaltigkeit an der Universität Ulm freuen“, Humanmedizin M=4.43, SD=1.69, Molekulare Medizin M=3.67, SD=1.56, p=.013). Demnach sind Studierende der Molekularen Medizin eher zufrieden mit dem universitären Angebot, wohingegen der

Übersicht 3: Signifikante Ergebnisse hinsichtlich der Universitätsbildung beim Vergleich zwischen Humanmedizin, Zahnmedizin und Molekulare Medizin

a)	Mittelwert <i>M</i> Humanmedizin <i>n</i> =115	Mittelwert <i>M</i> Zahnmedizin <i>n</i> =48	Signifikanz <i>p</i>
Die bisherigen Angebote zum Klimawandel an der Universität Ulm sind mir bekannt (z.B. ASQ Nachhaltigkeit / Veranstaltungen von Kühle/Kühl).	3.93 <i>SD=1.80</i>	2.81 <i>SD=2.05</i>	.001
Umweltbewusstes Verhalten (z.B. ÖPNV- oder Fahrrad-Nutzung, Müllvermeidung, Ernährung mit regionalen Bioprodukten etc.) sollte an der Universität Ulm mehr unterstützt werden.	5.36 <i>SD=1.07</i>	4.83 <i>SD=1.37</i>	.007
b)	Mittelwert <i>M</i> Humanmedizin <i>n</i> =155	Mittelwert <i>M</i> Molekulare Med. <i>n</i> =30	Signifikanz <i>p</i>
In meinem Studium erlange ich genug Wissen zum Klimawandel.	2.57 <i>SD=1.70</i>	3.77 <i>SD=2.03</i>	.002
Ich würde mich über ein Wahlpflichtfach zum Thema Klimawandel und/oder Nachhaltigkeit an der Universität Ulm freuen.	4.43 <i>SD=1.69</i>	3.67 <i>SD=1.56</i>	.013
Ich bin an freiwilligen (online) Veranstaltungen zum Klimaschutz an der Universität Ulm interessiert.	4.33 <i>SD=1.66</i>	3.30 <i>SD=1.58</i>	.002
Die bisherigen Angebote zum Klimawandel an der Universität Ulm sind mir bekannt (z.B. ASQ Nachhaltigkeit / Veranstaltungen von Kühle/Kühl).	3.93 <i>SD=1.80</i>	2.50 <i>SD=1.96</i>	<.001
Umweltbewusstes Verhalten (z.B. ÖPNV- oder Fahrrad-Nutzung, Müllvermeidung, Ernährung mit regionalen Bioprodukten etc.) sollte an der Universität Ulm mehr unterstützt werden.	5.36 <i>SD=1.07</i>	5.00 <i>SD=1.26</i>	.045
Ich bin mit den Aktivitäten zum Klimaschutz an der Universität Ulm und der Institute/Einrichtungen zufrieden.	4.44 <i>SD=1.51</i>	4.83 <i>SD=1.70</i>	.090
Meine Dozierenden werden durch ihr Verhalten ihrer Vorbildrolle im Klimaschutz gerecht (z.B. Wassersparen, Müllvermeidung, ÖPNV- oder Fahrradnutzung)	4.72 <i>SD=1.51</i>	5.37 <i>SD=1.45</i>	.010
c)	Mittelwert <i>M</i> Zahnmedizin <i>n</i> =48	Mittelwert <i>M</i> Molekulare Med. <i>n</i> =30	Signifikanz <i>p</i>
In meinem Studium erlange ich genug Wissen zum Klimawandel.	2.29 <i>SD=1.98</i>	3.77 <i>SD=2.03</i>	<.001

Anmerkung: Items zur Universitätsbildung. Mittelwerte, *SD*=Standardabweichungen der Bewertungen zu den Aussagen, die auf einer Antwortskala des Likert-Typs (von 1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 6 „trifft völlig zu“) bei der Befragung abgegeben wurden. *p*=Signifikanz zwischen Humanmedizin, Zahnmedizin und Molekulare Medizin, *n*= Anzahl an Teilnehmenden, in fett sind die Werte für mehr Nachhaltigkeit bzw. mit mehr Interesse an Nachhaltigkeit hervorgehoben.

Wunsch nach Angeboten zum Klimawandel an der Universität eher auf Seiten der Humanmedizinstudierenden liegt.

■ *Zahnmedizin – Molekulare Medizin*: Bei diesem Vergleich entstand ein signifikantes Item (von insgesamt neun) (Übersicht 4). Die Studierenden der Molekularen Medizin erlangen nach eigener Aussage eher genug Wissen zum Klimawandel als die Studierenden der Zahnmedizin (Molekulare Medizin $M=3.77$, $SD=2.03$, Zahnmedizin $M=2.29$ $SD=1.98$, $p<.001$).

■ *Medizinische Fächer – Biologie*: Für einen prägnanten Überblick haben wir die Ergebnisse der drei medizinischen Fächer zusammengefasst und der Biologie gegenübergestellt. Dabei ergaben sich fünf signifikante Items (von insgesamt 27). Studierende der Humanmedizin, Zahnmedizin und Molekularen Medizin zeigten bei folgendem Item alle einen signifikanten Unterschied zu Biologiestudierenden (andere Fakultät): „In meinem Studium erlange ich genug Wissen zum Klimawandel“ (Biologie $M=5.03$, $SD=1.24$; Humanmedizin $M=2.57$, $SD=1.70$, $p<0.001$; Zahnmedizin $M=2.29$, $SD=1.98$, $p<.001$; Molekulare Medizin $M=3.77$, $SD=2.030$, $p=.021$). Die Integration von Klimawandelthemen ins Curriculum und einem daraus resultierenden Wissen unterscheidet sich also deutlich zwischen Studierenden der medizinischen Fächer und denjenigen der Biologie.

■ *Medizinische Fächer – Lehramt*: Auch bei dieser zusammengefassten Gegenüberstellung der drei medizinischen Studiengänge zum Studiengang Lehramt ergaben sich neun signifikante Items (von insgesamt 27) (Tabelle 6, d-f). Lehramtstudierende fühlten sich nach eigener Aussage (signifikant) eher über den Klimawandel informiert als Studierende der Human- und Zahnmedizin („In meinem Studium erlange ich genug Wissen zum Klimawandel“; Lehramt $M=3.26$ $SD=1.49$, Humanmedizin $M=2.57$, $SD=1.70$, $p=.030$; Lehramt $M=3.26$, $SD=1.49$, Zahnmedizin $M=2.29$, $SD=1.98$, $p=.003$).

Gegenüber den Studierenden der Molekularen Medizin entstand bei dieser Aussage kein signifikanter Unterschied. Zudem waren die Studierenden des Lehramts signifikant mehr an einem Wahlpflichtfach oder Angeboten zum Klimawandel interessiert als Studierende aus der Medizinischen Fakultät (z.B. „Ich würde mich über ein Wahlpflichtfach zum Thema Klimawandel und/oder Nachhaltigkeit an der Universität Ulm freuen“; Lehramt $M=5.21$, $SD=1.44$, Zahnmedizin $M=4.00$, $SD=1.83$, $p=.006$; Lehramt $M=5.21$, $SD=1.44$, Molekulare Medizin $M=3.67$, $SD=1.56$, $p=.001$).

Abschließend lässt sich sagen, dass Studierende der Medizin im Vergleich zu Studierenden des Lehramts nach eigener Einschätzung im Studium weniger Wissen zum Klimawandel erlangen.

4. Diskussion

4.1. Schulbildung: Studierende befürworten mehr Umweltbildung in der schulischen Ausbildung

Der Klimawandel wird in der Schule nur oberflächlich angesprochen: Die Studierenden gaben in unserer Umfrage an, in ihrer Schulzeit zu wenig Wissen zum Klimawandel erlangt zu haben, was auch durch die Erhebung von Müller-Christ et al. (2018: 23). gestützt wird. Weitere Quellen unterstreichen, dass nachhaltigkeitsbezogener Unterricht nicht in genug Wissen bei den Lernenden mündet und somit qualitativ noch nicht den Leitlinien von BNE entspricht (Michelsen et al. 2016: 4, Kress 2021: 5).

Des Weiteren sind den wenigsten Studierenden Projekte zum Umweltschutz und Klimawandel an und durch Schulen bekannt. Dabei existieren diverse nachhaltigkeitsnahe Zertifizierungsangebote, wie etwa Fairtrade Schools (800 deutsche Schulen) oder UNESCO-Projektschulen (250 Schulen). Etwa 1.500 deutsche Schulen sind derzeit durch solche Programme zertifiziert (Müller-Christ et al. 2018: 23), was jedoch nur ca. 4,6% aller allgemeinbildenden Schulen in Deutschland ausmacht. Es ist damit anzunehmen, dass lediglich ein kleiner Teil unserer Umfrageteilnehmenden auf nicht zertifizierten Schulen war.

Somit könnte die allgemeine geringe Zertifizierungsquote ein Grund sein, weshalb sich die Studierenden in unserer Umfrage mit der Umweltbildung an ihrer Schule unzufrieden zeigten. Ob bei den zertifizierten Schulen eine Kluft zwischen Leitlinien und Umsetzung gibt, kann aufgrund der geringen Zertifizierungsrate an Schulen durch unsere Umfrage weder verneint, noch bestätigt werden. In Konsequenz der fehlenden Kenntnis über vorhandene Projekte wäre es hilfreich, etwaige Projekte für interessierte Schulen transparenter zu gestalten und Richtlinien klarer zu formulieren.

Studierende zeigen Interesse an Umbruch im schulischen Lehrplan: Obwohl der große Wunsch seitens der Befragten nach einem eigenen Schulfach zum Thema Klimawandel und Umweltschutz besteht, sollte zudem die gleichmäßige Integration von Umwelt und Klima in bereits vorhandene Schulfächer geprüft werden. So könnte beim ohnehin voll gefüll-

ten Lehrplan eine zeit- und ressourceneffiziente Eingliederung in das Curriculum möglich sein. Bei der Integration von Umwelt und Klima herrscht ein Übergewicht auf Seiten der naturwissenschaftlichen Fächer. Dabei können nahezu alle SDGs und Klimaproblematiken mit bestehenden Inhalten verknüpft werden, sowohl in den gesellschaftswissenschaftlichen als auch in den naturwissenschaftlichen Fächern. Zudem kann auch der Fremdsprachenunterricht, beispielsweise durch Verknüpfung mit entsprechender Literatur, zielorientierter zu den SDGs gestaltet werden (Müller-Christ et al. 2018: 22).

Die Vielzahl an Verbesserungsvorschlägen (n=103) seitens der Studierenden sprechen für ein großes Interesse an BNE im Schulbetrieb. Den Studierenden ist zwar bewusst, dass sie ihre persönliche Schulzeit nicht mehr ändern können, wünschen sich aber für zukünftige Schülergenerationen diesbezüglich Veränderungen. Die Studierenden analysieren und reflektieren Problematiken und zeigen dadurch, dass junge Menschen nicht nur an ihr eigenes Leben, sondern auch an Mitmenschen und die zukünftigen Generationen denken. Zu dieser Hypothese passt die Forderung der Befragten nach mehr Toleranz für die Schülerbewegung Fridays for Future (FFF). FFF wird in Otto et al. (2020: 2360) als beispielhafter Transformationspfad beschrieben. Eine anfänglich kleine Schülerbewegung führte letztendlich zu einer weltweiten (politischen) Klimadiskussion.

Der Lehrkörper könnte eine Vorbildfunktion für mehr Umweltbewusstsein einnehmen und somit wichtiger Faktor für erfolgreiche BNE werden: Die Studierenden erachten eine transparentere Umweltkommunikation und Ratschläge (z.B. vom Lehrpersonal) in Bezug auf das Alltagsverhalten der Schüler/innen als ebenso notwendig wie eine vermehrte Integration des Themas in den bestehenden Unterricht. Dieses Ergebnis unterstützt die anfangs vorgestellte Forderung aus Nachreiner et al. (2020: 25), dass eine zielgruppengerechte und vom Bildungsbereich abhängige Konzeption nötig ist.

Das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz stellt mit der Website „Umwelt im Unterricht“ regelmäßig aktualisierte Arbeitsmaterialien an Lehrende für den Schulunterricht kostenlos zur Verfügung (BMUV o.J.). Jedoch wird dabei das vorhandene Material für die höhere Bildungsstufe nicht weiter in Altersstufen oder Schulformen unterteilt, so dass komplexe Klimaproblematiken und Zusammenhänge nicht zielgruppengerecht vermittelt werden können. Das widerspricht einer zielgruppengerechten Umsetzung von BNE (Müller-Christ et al. 2018: 22;). Unseren Erkenntnissen nach integriert aktuell nur vereinzelt Lehrpersonal das Thema Umwelt in den Unterricht, was die Aussagen im Nachhaltigkeitsbarometer bestätigt (Kress 2021: 5).

Das Umfragergebnis dieser Studie unterstreicht den Bedarf an Lehreraus- und -fortbildung. Ob schulische Bildungsprozesse zukunftsfähig gestaltet werden können, hängt wesentlich von Wissen und Kompetenzen des Lehrkörpers ab (Rieckmann/Holz 2017: 2). Zudem steht fest, dass der Lehrkörper über den reinen Unterricht hinaus eine wichtige Vorbildfunktion für Schüler/innen besitzt. Deshalb ist auch die Motivation der Lehrkräfte ein wichtiger Faktor für die erfolgreiche Integration von BNE in die Schulbildung (Bildung und Forschung als Schlüssel für eine nachhaltige Zukunft 2019: 43). Mit einer Änderung des eigenen Bewusstseins und Verhaltens könnten sie auch das Bewusstsein sowie Alltagsverhalten ihrer Schüler/innen positiv beeinflussen.

4.2. Universitätsbildung: Greifbare Verbesserungsvorschläge abseits der HOCH-N-Leitfäden stehen für Interesse der Studierenden

Studierende wünschen greifbare Verbesserungen in Mensaspeiseplan und öffentlichem Nahverkehr: Es stellte sich heraus, dass die Studierenden an Angeboten zu BNE in Form von Wahlfächern oder außercurricularen Weiterbildungsaktionen interessiert sind. Dieses Ergebnis unterstützt die Idee zur Implementierung von Klimabildung auf disziplinärer, inter- und transdisziplinärer Ebene, damit Studierende sowohl praktische, als auch konzeptionelle Beiträge zu einer nachhaltigen Entwicklung der Gesellschaft leisten können (Bellina et al. 2019: 62). Neben dem Wunsch nach mehr Möglichkeiten zur Wissenserweiterung bestand auch die Forderung nach Subventionierung umweltbewussten Verhaltens an der Universität.

Mit der Vorbildrolle ihrer Dozierenden sind die Studierenden grundsätzlich zufrieden, äußern jedoch insbesondere an der allgemeinen Organisation der Universität Kritik. Allerdings scheint es hier Unkenntnis über die Zuständigkeiten der Universität im Gesamtkontext des Campus zu geben. Beispielsweise steht im Mittelpunkt der Kritik unter anderem der Mensaspeiseplan. Die Studierenden forderten vegane Speisen und eine Fleischreduktion. Das Speisenangebot an der Universität Ulm obliegt jedoch dem Studierendenwerk.

Der Verkehrsweg zur Hochschule hingegen ist Gegenstand des Leitfadens „Betrieb“ von HOCH-N. Für die Universität Ulm interpretieren wir die Verbesserungsvorschläge so, dass die Anbindung an den ÖPNV zufriedenstellend ist, jedoch durch die Kosten die Nutzung gehemmt wird. Einige beschreiben sogar, dass (standortabhängig) der Individualverkehr günstiger sei als ein Semesterticket. Aus Dieterle et al. (2023: 89) geht hervor, dass zwar vielen die Klimawandelproblematik bewusst ist, jedoch

das persönliche (bei Studierenden auch finanzielle) Interesse noch über einer nachhaltigen Handlung steht. Vergünstigungen könnten Handlungsanreize schaffen.

Auffällig ist, dass sich Verbesserungsvorschläge auf die greifbaren und direkten Problematiken der Studierenden beziehen. Ohne Aufklärung ist sicherlich den meisten jungen Menschen die Komplexität der Handlungsfelder und -partner für die Etablierung der SDGs an Hochschulen nicht bewusst. Wünschenswert wäre eine verständliche Veröffentlichung, etwa in Form einer kurzen Broschüre, damit ein breiteres Personenfeld in Zukunft einen Blick über den Tellerrand werfen kann.

Die Studierenden der verschiedenen Studiengänge haben unterschiedliches Interesse an nachhaltiger Veränderung an Universitäten: Studierende verschiedener Studiengänge weisen zwar ein vergleichbares Umweltwissen, jedoch Unterschiede in Umweltemotion, -wahrnehmung und -verhalten auf (Dieterle et al. 2023: 85). Wir konnten nun (ähnlich wie Hytytinnen et al. 2023: 125) feststellen, dass diese Unterschiede zwischen den Studiengängen mit dem Interesse an BNE kongruieren: Die im Vergleich eher weniger umweltbewussten Zahnmedizinstudierenden zeigten gegenüber den Studierenden der Humanmedizin oder Molekularen Medizin auch weniger Interesse an einer Integration von BNE ins bestehende Curriculum oder von Umweltmaßnahmen in den Universitätsalltag.

Zunächst steht fest, dass bei allen Studiengängen Bedarf an BNE besteht. Es scheint, dass die Medizinische Fakultät bei der Integration ins jeweilige Curriculum noch zurückliegt. Jedoch sollte die Ausbildung eines umweltfreundlichen Bewusstseins neben der medizinischen Ausbildung nicht vernachlässigt werden, sodass mit 5,2 % der weltweiten Treibhausgasemissionen zukünftig auch das medizinische Bereich nachhaltiger gestaltet wird. Sicherlich wäre es also sinnvoll, neben allgemeinen Leitlinien studiengangs- bzw. fakultätsspezifische Vorschläge zur Integration des Themas Klimawandel und Umweltschutz zu unterbreiten (Leal Filho et al. 2021: 16).

4.3. Limitationen der Studie

Vermutlich haben vor allem Studierende, die grundsätzlich bereits Interesse am Klimaschutz aufweisen, proaktiv an der freiwilligen Umfrage teilgenommen haben, womit die Stichprobe nicht unbedingt repräsentativ für alle Studierenden ist. Zudem handelt es sich um eine monozentrische Studie, da nur Studierende an der Universität Ulm befragt wurden. Aufgrund standortbedingter Faktoren wie z.B. Angebot des Speiseplans könnte eine Umfrage an anderen Universitäten zu abweichenden Ergebnissen führen.

Grundsätzlich wurde die Umfrage an allen Studiengängen und bei allen Studierenden aller Semester gleichermaßen beworben. Über den Grund, weshalb vor allem Studierende der ersten Semester an der Umfrage teilgenommen haben, können wir nur mutmaßen. Womöglich sind Studierende in den ersten Semestern noch überdurchschnittlich motiviert und zeigen ein gesteigertes Interesse an Umfragen und Aktionen. Jedoch muss man davon ausgehen, dass sich diese innerhalb der kurzen Zeit an der Universität noch kein vollständiges Bild von den Umständen bezüglich des Umgangs mit dem Umweltschutz an der Universität machen konnten. Aufgrund dessen muss man bei diesen Teilnehmenden mit einer kognitiven Verzerrung etwa im Sinne eines Unconscious-Bias (Voreingenommenheit trotz Unwissenheit) rechnen.

5. Ausblick

Damit im Bildungssystem ein disruptiver Wandel zu mehr BNE im Sinne der 17 SDGs stattfinden kann (Otto et al. 2020: 2354), müssen sowohl im Schul- als auch im Hochschulsystem (weitere) Veränderungen angestoßen werden.

Obwohl im Schulsystem das Prinzip der BNE den Weg in die Lehrpläne gefunden hat (KMK 2017), zeigen sich Studierenden mit der Umweltbildung und dem Umweltengagement noch unzufrieden, da die Thematik an der Schule nur marginal angeschnitten wird. So besteht die Annahme, dass (noch) eine Kluft zwischen theoretischer Ausarbeitung von BNE und einer verbindlichen Umsetzung in den Schul- und Lehralltag existiert. Gerade bei der Schulpädagogik, die durch Bildungspläne direkt beeinflusst werden kann (Müller-Christ et al. 2018: 19), sollte diese Chance genutzt werden. Dabei besitzt das Lehrpersonal das Potential, sowohl Bewusstsein als auch Verhalten von Schüler/innen über den Unterricht hinaus positiv zu beeinflussen.

Das Hochschulsystem ist aufgrund diverser Entscheidungsgewalten und der Freiheit von Lehre und Forschung nicht direkt beeinflussbar (Müller-Christ et al. 2018: 19). Dies spiegelt sich ebenfalls in den komplexen Leitfäden von HOCH-N wider. Jedoch sprechen die Verbesserungsvorschläge der Befragten für einen verstärkten Wunsch nach einer für sie leicht umsetzbaren Veränderung von Klimaschutz und Nachhaltigkeit an Hochschulen.

Obwohl Studierende insgesamt als eher gebildete Gruppe Veränderungen und Umdenken grundsätzlich positiv gegenüberstehen, gibt es Unterschiede zwischen den Studiengängen. Dabei sollte auch im medizinischen

Curriculum neben der medizinischen Ausbildung eine Umweltbewusstseinsbildung gefördert werden und neben allgemeinen Leitlinien an Hochschulen auch studiengang- bzw. fakultätsspezifische Vorschläge etabliert werden (vgl. auch Leal Filho et al. 2021: 16).

Literatur

- Bellina, L., Tegeler, M. T., Müller-Christ, G., Potthast, T. (2019): Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) in der Hochschullehre (Betaversion). 10.13140/rg.2.2.17381.96489 Bellina, L., Tegeler, M. T., Müller-Christ, G., & Potthast, T. (2019). Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) in der Hochschullehre (Betaversion). Universität Tübingen, Universität Bremen. <https://doi.org/10.13140/rg.2.2.17381.96489>
- BMBF, Bundesministerium für Bildung und Forschung (2019): Bildung und Forschung als Schlüssel für eine nachhaltige Zukunft –Ressortbericht zur nachhaltigen Entwicklung.
- Centola, D., Becker, J., Brackbill, D., Baronchelli, A. (2018): Experimental evidence for tipping points in social convention. *Science* (American Association for the Advancement of Science), 360(6393), 1116–1119. 10.1126/science.aas8827
- Cort, T., Gilbert, K., DeCew, S., Goldberg, M., Wilkinson, E., Fitzgerald, H. (2022), Yale: Rising Leaders on Social and Environmental Sustainability.
- Dieterle, K., Kuehl, M., Kuehl, S., Scheffold, H. (2023), Ulm: Umweltwissen und Umweltbewusstsein von Studierenden der Generation Z: eine Online-Umfrage an der Universität Ulm. Zesq
- Hyytinens, H., Laakso, S., Pietikäinen, J., Ratvio, R., Ruippo, L., Tuononen, T., Vainio, A. (2023): Perceived interest in learning sustainability competencies among higher education students. *International Journal of Sustainability in Higher Education*, 24(9), 118–137. 10.1108/IJSHE-06-2022-0198
- Kress, D. (2021): Greenpeace Nachhaltigkeitsbarometer 2021. Wir sind bereit und wollen endlich eine nachhaltige Zukunft!
- KMK, Kultusministerkonferenz (2017), Berlin: Zur Situation und zu Perspektiven der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Retrieved 20.1.2023, from https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/veroeffentlichungen_beschluesse/2017/2017_03_17-Bericht-BNE-2017.pdf
- Leal Filho, W., Sima, M., Sharifi, A., Luetz, J. M., Salvia, A. L., Mifsud, M., Olooto, F. M., Djekic, I., Anholon, R., Rampasso, I. (2021): Handling climate change education at universities: an overview. *Environmental Sciences Europe*, 33(1), 1–19.
- Martens, J. (2020): Eine gescheiterte Agenda? Südlink, (193) Retrieved 12.1.2023, from www.2030agenda.de
- Michelsen, G., Grunenberg, H., Mader, C., Barth, M. (2015): Greenpeace Nachhaltigkeitsbarometer 2015 – Nachhaltigkeit bewegt die jüngere Generation. VAS-Verlag.
- Müller-Christ, G., Giesenbauer, B., Tegeler, M. (2018): Die Umsetzung der SDGs im deutschen Bildungssystem. Studie im Auftrag des Rats für Nachhaltige Entwicklung der Bundesregierung. *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* (41), 19–26. 10.25656/01:18957
- Müller-Christ, G., Giesenbauer, B., & Tegeler, M. (2017). Studie zur Umsetzung der SDG im deutschen Bildungssystem. Rat für nachhaltige Entwicklung.

- Nachreiner, M., Laufer, D., Belakhdar, T., Koch, U. (2020): Umweltbildung und Bildung für nachhaltige Entwicklung – Zielgruppenorientiert und wirkungsorientiert! Otto, I., Donges, J., Cremades, R., et al. (2020): Social tipping dynamics for stabilizing Earth's climate by 2050. *Pnas*, 117 (5) 2354–2365
- Rieckmann, M. (2018): Die Bedeutung von Bildung für nachhaltige Entwicklung für das Erreichen der Sustainable Development Goals (SDGs). *ZEP: Zeitschrift für Internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik*, 41(2), 4–10. doi:10.31244/zep.2018.02.02. Retrieved 12.1.2023 from http://www.fachportal-paedagogik.de/fis_bildung/suche/fis_set.html
- Rieckmann, M., Holz, V. (2017): Zum Status Quo der Lehrerbildung und -weiterbildung für nachhaltige Entwicklung in Deutschland. *Pädagog.Blick-Z. Wiss.Prax. Pädagog.Berufen*, 25, 4–18.
- Sachs, J. D., Lafortune, G., Fuller, G., Drumm, E. (2023): Sustainable Development Report. Dublin University Press. 10.25546/102924 Retrieved 20.1.2023, from <https://search.datacite.org/works/10.25546/102924>
- Schmitt, C., Stecker, C. (2019): Nachhaltige Entwicklung im Wissenschaftssystem: Perspektiven aus dem HOCHN-Verbund.
- Schober, B., Brandt, L., Kollmayer, M., Spiel, C. (2016): Overcoming the ivory tower: Transfer and societal responsibility as crucial aspects of the Bildung-Psychology approach. *European Journal of Developmental Psychology*, 13(6), 636–651.
- Umwelt im Unterricht: Materialien und Service für Lehrkräfte – BMUV-Bildungsservice Umwelt im Unterricht. (o.J.). Retrieved 27.9.2023, von <https://www.umwelt-im-unterricht.de/>

PUBLIKATIONEN

Lothar Zechlin: Die selbstreflexive Universität. Führung und Management einer autonomen Organisation, Passagen Verlag, Wien 2023, 148 S. € 19,-

Planvolles und autonomes Handeln als Hochschulleitung entsteht nicht durch situatives Reagieren, sondern durch die institutionelle Selbstreflexion der Universität und die individuelle Selbstreflexion ihrer Leitung. Dafür bedarf es der theoriegeleiteten und mit der Praxis vermittelten Reflexion des eigenen Denkens und Handelns, wofür Räume geschaffen werden müssen. In der Forderung nach dieser komplexen, aber notwendigen Form der Selbstreflexion liegt die Pointe von Lothar Zechlins auf eigener langjähriger Erfahrung als Hochschulrektor beruhender Beitrag zur Entwicklung der „selbstreflexiven Universität“.

Aufgrund von Zechlins Erfahrung in universitären Führungspositionen verbindet sich in seinen Überlegungen Praktisches mit Theoretischem zu dem Aufruf, dass sich Leitungspersönlichkeiten stärker theoretisch und reflexiv mit ihrem Auftrag befassen sollen. Gelebte Autonomie wohne der Universität prinzipiell inne, müsse aber zunächst durch Führung und Management ermöglicht werden. Ein ständiger Austausch zwischen Führung und Organisation sei Voraussetzung gelungener Leitung. Um zu zeigen, wie Hochschulleitung selbst aktiv zur Schaffung einer Kultur der Selbstreflexion beitragen könne, werden zahlreiche Modelle und einige Praxisbeispiele vorgestellt.

Im ersten Kapitel diskutiert Zechlin Autonomie und Führung im Hochschulkontext. Eine autonome Universität, die zugleich handlungsfähiges Subjekt als auch gemanagtes Objekt ist, könne nur geführt werden, wenn Führung nicht als Fremdbestimmung, sondern als Teil der Selbstorganisation der Universität verstanden werde („zwei Seiten ein und derselben Medaille“). Um Autonomie der Hochschulen gegenüber Anforderungen aus Wirtschaft, Politik oder Zivilgesellschaft zu bewahren, sei eine aktive Haltung nötig, die der Hochschulleitung (die selbst die Identitäten zwischen Wissenschaftler*in und Manager*in balancieren muss) gelingen könne, indem sie Donald A. Schöns Modell des „Reflective Practitioner“ folgt:

Praktische Erfahrungen werden im Spiegel theoretischen Wissens reflektiert.

Im Folgenden untersucht Zechlin die Rolle der Hochschulforschung hinsichtlich der Selbstreflexivität. Hier ist der Pessimismus des Autors zu spüren: Die theoretischen Ergebnisse der in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern schwach vertretenen Hochschulforschung sind für die Praxis wenig fruchtbare. Forschung könnte aber, anstelle von Lösungen, Ideen für Lösungswege bieten. Führungskräfte sollten die Aktionsforschung in ihren Einrichtungen fördern, um sowohl Forschung mit Praxis als auch individuelle Gedanken und Taten mit den kollektiven der gesamten Einrichtung zu verknüpfen. Auch Organisationen wie Hochschulen seien handlungsfähige Akteure, die lernen könnten, was im Sinne des Lewin'schen Modells (Unfreezing, Moving, Freezing) zunächst auf individueller, dann auf kollektiver und schließlich organisationalen Ebene zu erfolgen hat.

Das dritte Kapitel widmet sich dem Sinn von Führung einer Organisation als „spezielle Dienstleistung im Interesse der Funktionsfähigkeit der Organisation“. Zechlin nutzt hier Webers Konzept der Funktionssysteme, um zu zeigen, dass der Universität neben ihren Funktionen des Generierens, Bewahrens und Weitergebens von Wissen auch die Aufgabe der Integration verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche obliegt. Aufgabe der Hochschulleitung sei es nun, diese Funktionsfähigkeit zu gewährleisten. Aus Sicht der Systemtheorie müsse auch die Hochschule die vier Parsons'schen Voraussetzungen des AGIL-Schemas (Anpassung, Zielerreichung, Integration und Aufrechterhaltung latenter Muster) zur eigenen Stabilität erfüllen. Eingedenk dieser Mechanismen könne man die Hochschulen zukunftssicher machen, indem man ihre Anpassungsfähigkeit und ihre Identität und Autonomie bewahrt, die vielen internen Ausdifferenzierungen integriert und zugleich ein kulturelles Muster beibehält.

Im vierten Kapitel untersucht Zechlin kurSORisch einige der wichtigsten Theorien und Modelle des besonderen Umfelds der Tertiären Bildungseinrichtungen. Dazu gehören die „lose gekoppelten Systeme“ von Weick (1976) und die „organisierten Anarchien“ von Cohen & March (1986), in denen Entscheidungen nach dem „Mülleimer-Modell“ getroffen werden. Zechlin weist darauf hin, dass Universitäten sich lange als Institution mit übergreifenden Werten, Normen, Ritualen und nur evolutionärer Entwicklung identifizierten und im Begriff seien, zur Organisation (mit Senaten oder Fakultätsräten, Mehrheitsentscheidungen und planvollem Gestalten) zu werden. Damit dies gelingen könne, müsse gute Führung auch ambiguitätstolerant sein.

An Webers Funktionssysteme anknüpfend zitiert Zechlin das Koordinationsdreieck von Burton Clarks (1983): Die Universität steht zwischen den Einflusspolen staatlicher Autorität, Markt und akademischer Oligarchie. Hochschulen sollten dabei nicht ihre Autonomie verlieren; sie können sogar, um den Begriff von Clarks zu verwenden, „unternehmerisch“ sein. Zum Abschluss dieses Kapitels stellt Zechlin in Anlehnung an Kehm (2012) fest, dass der Erfolg einer Hochschulleitung von ihrer Fähigkeit abhänge, organisationale und institutionelle Seiten zu integrieren, und dass diejenigen, denen dies gelinge, tatsächlich „Unternehmer“ seien.

Im fünften Kapitel wird erörtert, ob und wie Führung eines sozialen Systems gelingen kann. Hier greift Zechlin auf Luhmann zurück: indirekte Signale können Irritationen im System auslösen, die ein Überdenken des Status quo bewirken und ein Neuordnen im Gesamtsystem anregen können. Zechlin stützt sich auch auf die empirischen Studien von Bieletzki (2018) und Kleimann (2016). Beide zeigen, dass sich Rektor*innen und Präsident*innen in der deutschen Hochschullandschaft sich in erster Linie als *primi inter pares* fühlen und formale Macht nur ungern in Anspruch nehmen. Im letzten Kapitel wird gefragt, wo Orte und Gelegenheiten zur Selbstreflexion für die Universität liegen oder wie diese geschaffen werden können. Zechlin diskutiert hier die Rolle und Bedeutung von Willensbildungsprozessen und die Macht von universitären Rituale.

Lothar Zechlin ist es mit diesem Band gelungen, zum lustvollen Nachdenken anzuregen. Die liebe- und teils humorvolle philosophisch-wissenschaftliche Herangehensweise lässt das Lesen zum Vergnügen werden. Die persönliche Erfahrung des Autors verleiht diesem Buch seine besondere Qualität; dabei gelingt es Zechlin, niemals altklug, paternalistisch oder anekdotisch aufzutreten. Hilfreich zum Verständnis wären jedoch konkretere Probleme und Beispiele gewesen. Vor allem aber hätte eine internationale Perspektive bereichernd sein können, da Führung und Management von Hochschulen keine allein deutsche Herausforderung sind.

Annemarie Deser (Mainz), Susan Harris-Huemmert (Ludwigsburg)

Jenseits von Diversity – diesseits der Diskriminierung

Postkoloniale Interventionen in Wissenschaft und Hochschule im Spiegel gegenwärtiger Neuerscheinungen

Julia Reuter

Tabea Mildenberger

Monica van der Haagen-Wulff

Köln

Als vor über zehn Jahren in Deutschland die ersten Hochschulen ein *Diversity Audit* durchliefen, wurde dies als wegweisender Schritt in die Zukunft einer diversitätssensiblen und weltoffenen Hochschulkultur gefeiert. Mit dem institutionellen Erfolg an Hochschulen, in denen neben

Auditierungsverfahren ganze Stabsstellen unter dem Begriff *Diversity* eingerichtet wurden, kam jedoch auch der Pragmatismus einer managerialen Nutzbarmachung des Diversity-Gedankens (Eickhoff 2018), die den Terminus nah an den machtunkritischen Begriff der „bunten Vielfalt“ heranrückten und seine historischen Ursprünge ausblendeten. Zugleich gab und gibt es Bemühungen, Diversity jenseits von eindimensionalen Leitbilddebatten als Form der *Affirmative Action* in der hochschulischen Antidiskriminierungs- und Antirassismusarbeit zu nutzen und sich seiner Ursprünge in den Bürgerrechtsbewegungen der 1960er Jahre in den USA zu erinnern.

Auch als analytisches Konzept hat Diversität Eingang in die Erforschung von machtvollen, historisch gewachsenen Differenzordnungen in Bildungskontexten gefunden. Daraus ergibt sich eine gewisse Schieflage zwischen Hochschulpolitik und Hochschulforschung: Während die Verwendung von Diversity als Begriff hochschulpolitisch wenig umstritten ist, findet in der Forschung eine kritische (Um)Deutung bzw. ein Verzicht des Begriffs statt.

Dies spiegelt sich in Neuerscheinungen im Feld wider, in denen entweder an einer aktivistisch motivierten, theoretisch informierten kritischen De- wie Rekonstruktion des Konzepts gearbeitet wird oder andere Begriffe bzw. Ansätze, vornehmlich aus *Critical Race Theory* und *Postcolonial Studies*, herangezogen werden, um Diskriminierung an Hochschulen sichtbar zu machen und/oder zu erforschen. Die Konzentration auf rassismuskritische und postkoloniale Perspektiven in der Publikationsauswahl ist dabei nicht nur dem Interessenschwerpunkt der Autorinnen geschuldet.

Sie ist auch ein Effekt des Feldes selbst, da der deutschsprachige Diskurs um Diversity und Diskriminierung an Hochschulen gegenwärtig vor allem ein Diskurs um Rassismus ist.¹ Die wirkmächtige Diversitätskategorie der sozialen Herkunft sowie klassistische Diskriminierungsformen finden demgegenüber wenig(er) Berücksichtigung, wenngleich einige der von uns ausgewählten Werke einen dezidiert intersektionalen Ansatz verfolgen.

Zunächst wird das Konzept „Kolonialität von Wissen“ mit Hilfe der Monographie zur epistemischen Gewalt von Claudia Brunner eingeführt, auf dessen Schilderung drei Sammelände folgen, die Diversität und Diskriminierungsschutz unter Hinzuziehung postkolonialer Perspektiven weiterdenken. Neben dem von Daniela Heitzmann und Kathrin Houda in der Buchreihe „Diversity und Hochschule“ herausgegebenen Band „Rassismus an Hochschulen. Analyse – Kritik – Intervention“ (2020) handelt es sich hierbei einerseits um den Band von Serena O. Dankwa et al. mit dem Titel „Bildung.Macht.Diversität. Critical Diversity Literacy im Hochschulraum“ (2021), andererseits um den von Yaliz Akbaba et al. herausgegebenen Band „Lehren und Lernen in Differenzverhältnissen. Interdisziplinäre und Intersektionale Betrachtungen“ (2022). Alle drei Bände sind interdisziplinär angelegt und binden aktivistische sowie sozialkritische Perspektiven mit ein. Die Lektüre dieser Bände eröffnet einen Einblick in die deutschsprachige Diversitydiskussion im Hochschulraum. Sie wird zudem der analytischen Frage unterworfen, inwiefern postkoloniale Interventionen Transformationspotenzial für die (Re)Produktion wie Vermittlung von Wissen in der Hochschule bieten.

1. Epistemische Gewalt und die (Post)Kolonialität von Wissen

Claudia Brunner (2020) rückt in ihrem theoretisch fundierten Werk „Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne“ die Hochschule als Ort der Wissensproduktion in den Blick, in der (post)koloniale Macht- und Herrschaftsverhältnisse eine zentrale Rolle spielen. Der Begriff der epistemischen Gewalt bezeichnet zunächst einmal eine relativ geräuschlose Form der Gewalt. Im Gegensatz zu manifester physischer Gewalt kommt sie eher unsichtbar daher, weil es um das Wissen und seine Produktion und Verbreitung selbst geht, die als gewaltvoll deklariert

¹ Im US-amerikanischen Raum ist die Gewichtung der Diversitätsdimension *class* insgesamt stärker, wie bspw. auch im Begriff der Superdiversität zum Ausdruck kommt (Vertovec 2007; El-Mafaalani 2023).

werden. Brunner beabsichtigt diese, aus privilegierter Perspektive oft nicht wahrgenommene Gewalt, plausibel, erkennbar und benennbar zu machen, um sie im globalen Maßstab und mit Blick auf die eigene Verstrickung zu verstehen (Brunner 2020: 13; 2015). Mit einem solchen Gewaltbegriff disillusioniert sie das für die Wissenschaft konstitutive Selbstverständnis der Gewaltfreiheit des wissenschaftlichen Wissens.

Brunner geht hier vor allem mit ihrer eigenen Disziplin, der Friedens- und Konfliktforschung, ins Gericht, die aus ihrer Sicht lange Zeit dem (Irr-)Glauben von Gewaltabstinentz in der Moderne und deren global höchst ungleich verteilte Überlieferung von Demokratie, Menschenrechte, Aufklärung und Emanzipation aufsaß. Ihre Arbeit besteht hier im Wesentlichen aus der Dekonstruktion gewaltvoller, historisch gewachsener Theoriediskurse im Feld, die solche zum Schweigen bringen und als unwissenschaftlich delegitimieren, die die Kolonialität der Moderne und den Rassismus der Wissenschaft von Anfang an mitdenken. Gleichzeitig ist es eine Suche nach Theorieangeboten, in denen Gewalt als konstitutiver Bestandteil von Wissen mitgedacht wird. Für Letzteres findet sie Anknüpfungsmöglichkeiten u.a. in Foucaults Untersuchungen zu diskursiver Gewalt (2003 [1974], 1991) oder Bourdieus Überlegungen zur symbolischen Gewalt (1998). Besondere Aufmerksamkeit wird post- und dekolonialen Theorieangeboten zuteil, prominent etwa die Arbeiten von Gayatri Chakrovorty Spivak (2011 [1988]), Edward Saids (1978) einflussreiches Werk „Orientalismus“ oder auf die Ausführungen zu (De)Kolonialisierung von Maldonado-Torres (2007).

Auch wenn Brunners Analyse epistemischer Gewalt vor allem als Beitrag zur Erforschung von Kanon und Zensur in Ideen- und Theoriegeschichte der Friedens- und Konfliktforschung gelesen werden kann, sind die gewaltvollen (Aus)Wirkungen für die Praxis immer mitgedacht. Dies betrifft die Diskriminierung und Unterwerfung rassifizierter Personengruppen, Stimmen und Wissensformen in der hochschulischen Praxis ebenso wie die Privilegierung von nicht-rassifizierten Personengruppen, Stimmen und Wissensformen in Gestalt von Anerkennung, Sichtbarkeit sowie materieller Ressourcenausstattung (beispielsweise Lehrstühle oder Drittmittel in Hochschulen). Epistemische Gewalt schließt also manifeste Gewalt nicht aus. Brunner bietet damit aus unserer Sicht ein tragfähiges Konzept, unter dem sich auch materiale Analysen diskriminierender Fremdzuschreibungen (*Othering*) zwischen Lehrenden und Lernenden oder Forscher*innen untereinander subsumieren lassen, wie sie in „Bildung.Macht.Diversität“ (Dankwa et al. 2021) oder „Lernen und Lehren in Differenzverhältnissen“ (Akbaba et al. 2022) beschrieben werden.

Gleichwohl Brunners theoretische Spurensuche umfassend ist und keinen Zweifel an der Gewalt der Wissensproduktion, insbesondere im Umfeld von Theorien der Moderne lässt, bleibt ein offener Fragenkatalog, der sich mit Alternativen zu den gewaltimmanenten Strukturen auseinandersetzt. Diese Fragen beziehen sich auf die übergeordnete Problematik, wie ein Weiter- bzw. Umdenken überhaupt erfolgen kann, wenn unser gesamtes Sein, unsere Sozialisation und unser Denken selbst so tief von kolonialer Macht und kolonialem Wissen geprägt sind. Brunner selbst beantwortet dies mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, dass sich die Wissenschaft sowohl in binnenakademischer als auch in politischer Hinsicht kritisch zu ihrem eigenen kolonialen Erbe positionieren muss und Maßnahmen zu ergreifen hat, um Formen der epistemischen Gewalt zu überwinden. Ihrer Ansicht nach müssen sich Wissenschaftler*innen als Träger*innen wie (Mit)Erzeuger*innen epistemischer Gewalt verantworten, ohne genau zu verraten, wie dies *praktisch* in Lehre und Forschung umsetzbar sein könnte. Hier setzen die Publikationen „Rassismus an Hochschulen“ (Heitzmann/Houda) sowie „Bildung.Macht.Diversität“ (Dankwa et al.).

2. Rassismus und Diversität an Hochschulen

Für die Frage nach einer verantwortungsvollen gewaltreflektierenden Gestaltung und Praxis der Wissensvermittlung haben wir die neu erschienenen Sammelbände „Rassismus an Hochschulen“ (Heitzmann & Houda 2020) und „Bildung.Macht.Diversität“ (Dankwa et al., 2021) ausgewählt. Im Gegensatz zu Brunner, die wesentlich an theoretischen Fragen der Sichtbarmachung kolonialer Wissensbestände, deren theoretischer Kritik wie Erweiterung interessiert ist, erforschen die Autor*innen dieser Bücher vor allem die Effekte dieses Wissens für ausgewählte Gruppen an der Hochschule. Sie diskutieren diskriminierende Gewaltverhältnisse in Wissenschaft und Hochschule unter dem Schlagwort Rassismus sowie entlang des Begriffs Diversität. Gleichzeitig bieten sie mit ihrem Blick auf Potenziale einer postkolonialen Lehr- und Forschungspraxis Vorschläge eines kritischen Umgangs mit epistemischer Gewalt an.

Heitzmann und Houda (2020) legen den Fokus auf die Frage nach der Wissensgestaltung und Praxis der Wissensvermittlung. Der damit verbundenen Perspektivwechsel drückt sich in den Begrifflichkeiten aus, die im Gegensatz zu Brunner nicht nur akademisch versierte Theoretiker*innen adressieren, sondern im Grunde alle, die sich für eine gewaltfreie Produktion als auch Vermittlung von Wissen in Bildungsverhältnissen einsetzen. Dies können an Hochschulen neben Wissenschaftler*innen beispielsweise

Akteur*innen der Antirassismusarbeit oder Diversity- und Gleichstellungsbeauftragte sein.

Der Sammelband beinhaltet zwölf Artikel, die sich der wissenschaftskritischen Frage nach kolonialer wie rassistischer Strukturierung hochschulischer Praxis widmen. Wie bei Brunner werden hierfür insbesondere Referenzautor*innen und -konzepte aus Postcolonial Studies sowie der Critical Race Theory als analytisches Instrumentarium herangezogen. Im Anschluss an die Ausführungen zur (Post-)Kolonialität von Wissen vertreten die Herausgeber*innen in ihrem einführenden und dem Band zugleich rahmenden Kapitel die These, dass das Nicht-Thematisieren von Rassismus an Hochschulen darauf zurückzuführen ist, dass Rassismus selbst als ein aus der europäischen Kolonialisierung der Welt resultierendes, Jahrhunderte altes Strukturprinzip und damit konstitutiv für Wissenschaft und Hochschulen ist, welches nicht zuletzt zum Ausschluss bestimmter Theorien und Wissensbestände führte. Auch wenn sie den Begriff der epistemischen Gewalt nicht explizit benennen, finden sich hier also zahlreiche Argumente Brunners wieder.

Die Autor*innen fordern eine rassismuskritische Reflexion von Wissensformen und -beständen und der Hochschulstrukturen selbst, wie einzelne Artikel des Sammelbandes beispielhaft darstellen. So berichtet Shiva Amiri in ihrem* autobiographisch gefärbten Beitrag, wie sie* eher zufällig gegen Ende des Studiums auf die kolonial-rassistische Vergangenheit ihrer* Heimatuniversität Hamburg aufmerksam wurde. Zugleich macht sie* in ihrem* Beitrag deutlich, wie tief Rassifizierung im pädagogischen Handeln eingelagert sind und Einfluss auf ihr Student*in-Sein nimmt: auf ihr* Sprechen innerhalb wie außerhalb von Seminarkontexten oder auch ihre* (Nicht)Mitarbeit in der studentischen Selbstorganisation. Auch Karim Fereidooni eröffnet mit seiner autoethnographischen Reflexion zur Entstehung, Durchführung wie Präsentation seines eigenen Promotionsvorhabens zum Thema „Rassismuserfahrungen im Schulwesen“ einen Einblick in die mannigfaltigen Dimensionen rassistischer Diskriminierung als *anders* gelesener Wissenschaftler, von denen er die ihm qua „Fremdheit“ unterstellten Defizite im Bereich der akademischen Sachkompetenz wie etwa Objektivität, Neutralität, Wissenschaftlichkeit besonders eindrücklich schildert. Er beruft sich hier auf eine Fremdzuschreibung der Andersartigkeit, womit er die erwartbaren (als normal konstruierten) askriptiven Merkmale von Wissenschaftler*innen andeutet: männlich und *weiß*.

Der Beitrag von Fereidooni ist nur einer von vielen, der auf eigene Erfahrungen als migrantisch gelesene Personen in der akademischen Welt zurückgreift, wenngleich eine Reflexion des in der gegenwärtigen For-

schung durchaus üblichen autoethnographischen Zugangs im Band ausbleibt. Daneben gibt es Beiträge, die so performativ gehalten sind, wie etwa der Artikel zu Sprachregimes in der Lehrer*innenbildung vom Autor*innenkollektiv um Kanutieh et al., dass sie die beinahe schon klassisch anmutenden empirischen Beiträge, die auf quantitativen Befragungsdaten basieren, selbst als zu mainstreamig erscheinen lassen. Oder man deutet die disziplinäre und gestalterische Offenheit des Bandes, die sich beispielsweise darin zeigt, dass Studierende als Autor*innen explizit eingebunden werden, selbst als herrschaftskritische (bzw. eurozentrischen akademischen Wissensformen gegenüber kritische) Geste.

Dankwa et al. (2021) bieten in ihrem Sammelband „Bildung.Macht. Diversität“ eine Ideensammlung zum Abbau von marginalisierten Praktiken in Bildungsinstitutionen an. Ausgehend von der Grundannahme, dass Bildung stets in koloniale, rassistische, hetero-cis-patriarchale, ableistische und klassistische Kulturen eingebettet ist, suchen auch hier die Autor*innen nach Wegen, diese Ordnung und Reproduktion von Ausgrenzungsmechanismen zu stören und eine Transformation anzustoßen. Die Herausgeber*innen formulieren die These, dass es Räume braucht, um antirassistische Intervention sowie Transformation weiterzudenken und sich in diesem Zuge intensiv mit den Spannungsfeldern von Diversität als hochschulpolitisches Bestreben auseinanderzusetzen. Bedeutsam ist demnach die Befähigung von Akteur*innen zu einer sensiblen und machtkritischen Haltung innerhalb von Bildungsräumen. Auf diese Weise soll dem von Crenshaw (1989) formulierten Risiko, Politiken „von oben“ zu bestimmen, begegnet werden. Die (emotionale) Involviertheit der Autor*innen wird im Zuge dessen explizit thematisiert, um zugleich Kritik an der vermeintlichen Qualität einer objektiven und neutralen Forschungshaltung zu üben.

Im Vordergrund des Bandes steht die These, dass gerade aufgrund von Diversitätsbestrebungen, Exklusionsmechanismen Einzug in Bildungsräume und -institutionen erfahren. Dieser Zusammenhang, so argumentieren die Autor*innen, lässt sich auf eine apolitische und machtunkritische Annäherung des Begriffs zurückführen, welcher die Verschleierung von institutionellem Rassismus zur Folge hat. Wagner veranschaulicht dies in ihrem Sammelbandbeitrag anhand der Übersetzung von Diversität als „bunte Vielfalt“, da durch eine solche Begriffsdeutung potenzielle (historisch gewachsene) Ausschlussmechanismen nicht berücksichtigt werden. Thompson demaskiert die neoliberalen Verwertungslogik, indem sie Strategien des Diskriminierungsschutzes an Hochschulen analysiert. Hoch-

schulpolitische Bestrebungen folgen ihr zufolge vielmehr den Anforderungsprofilen von Exzellenzclustern, als dass sie die proklamierten Leitbilder der Gleichstellung und Heterogenität tatsächlich umsetzen (wollen).

Anschließend daran zeigen Breton und Burren in ihrem Beitrag, dass an Hochschulen bestimmte Positionen, wie migrantische Biographien und Erfahrungen, unsichtbar bleiben. Gleichwohl sei die ausdifferenzierte Betrachtung aller Positionen, ebenso die Positionierung von marginalisierten im Verhältnis zu privilegierten Gruppen elementar für Transformationen. Im neoliberalen Diversitätsdiskurs, so macht der Sammelband insgesamt deutlich, werden bestimmte Differenzen (als wertvoll) berücksichtigt, während weitere Differenzen als *anders* konstruiert unberücksichtigt bleiben. Grundlage dieser Zuschreibungs- und Ausgrenzungsprozesse ist die Konstruktion und Bewertung der Andersartigkeit, die nach postkolonialer Tradition als *Othering* diskutiert wird.

Der Sammelband zeigt Wege auf, wie eine diversitätssensible und machtkritische Analyse funktionieren kann, indem das theoretisch-analytische Konzept „Critical Diversity Literacy“ erörtert und angewendet wird. Das Konzept geht auf Melissa Steyn (2015) zurück, die im Sammelband selbst als Autorin fungiert und „Critical Diversity Literacy“ in einem Artikel des Bandes einführend darstellt. Steyn führt zehn Kriterien² an, die in einer machtkritischen Analyse von Diversität berücksichtigt werden sollten: Neben Kriterien wie Machtverhältnisse oder Positionierungen werden etwa auch die Konstruktion von Identität und sozialer Praxen oder Intersektionalität benannt, die eng verknüpft mit postkolonialen Theorien auftreten. Steyn markiert zudem Engagement und Emotionen als relevant für den Anstoß differenzsensible(re)r Denk- und Handlungsweisen. Dies ist insofern bemerkenswert, dass Emotionen auch gegenteilige Effekte verantworten können. Das Konzept beruft sich auf ein reflexives Verständnis zur Bedeutung von Emotionen und betont dabei die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Emotionen bzw. der eigenen emotionalen Involviertheit.

Die Anwendung dieses theoretisch-analytischen Konzepts schließt damit mehr oder weniger direkt an den Sammelband „Lehren und Lernen in Differenzverhältnisse“ (Akbaba et al. 2022) an, in dem ebenfalls explizite Handlungsempfehlungen erörtert werden, wie Diversität machtkritisch gedacht und sinnvoll umgesetzt werden kann. Dazu gehört beispielsweise die

² Machtverhältnisse, Positionierungen, Intersektionalität, Historische Gegenwärtigkeit, Soziale Identitäten, Sprache, Dekodierfähigkeit, Materielle (An)Ordnungen, Emotionen, Engagement.

Reflexion der eigenen Positionierung und Privilegien, die sich etwa aufgrund von *Weißsein* ergeben, oder die explizite Nachwuchsförderung von marginalisierten Personengruppen, z.B. durch Mentoringprogramme.

Dankwa et al. (2021) gehen jedoch einen Schritt weiter, indem sie konkret widerständige antidiskriminierende Praxen im Bildungskontext vorschlagen. So spricht sich Thompson, die sich u.a. auf *Decolonising University*-Bewegungen bezieht, für eine *affirmative Sabotage* aus und greift damit Fragen der Widerstandspraxis einer befähigenden Verletzung nach Spivak (2004) auf. Die Praxis der affirmativen Sabotage beschreibt eine Ermächtigungsstrategie Marginalisierter, mit der die Instrumente des dominanten kolonialen Diskurses in Werkzeuge für dessen Überschreitung verwandelt werden (Dhawan 2019). Ebenso schlagen Klingovsky und Pfrunder sowie Wagner in ihren Beiträgen *Queering* als Instrument der Disruption des Status Quos vor. Die Taktik zielt auf die Sichtbarmachung von Widersprüchen und Ambivalenzen im Hochschulalltag. Sie will normierende Identifizierungen unterlaufen und so Normalitätsordnungen enttarnen, die durch wiederholende soziale Praxen konstruiert werden.

Queering als Störung und Entzauberung fußt auf *queer methods* als Irritation im Rahmen des akademischen Betriebs. Diese Form der Irritation geht über die obligatorische Forderung nach Sanitärräumen für alle Geschlechter oder eine geschlechtersensible (An)Sprache hinaus. Angesichts einer systematischen Vervielfältigung der Perspektiven auf geschlechtliche Identitäten und Lebensrealitäten geht es ebenso um die Überprüfung des Curriculums, der Forschungsthemen wie methodischen Herangehensweisen. Hochschulen und ihre Struktur können auf diese Art und Weise als exkludierend sichtbar gemacht werden, um im Weiteren neue Wege der Inklusion zu denken.

3. Aufbrechen des Status Quos: Widerstand und Transformation

Widerstand und Transformation stehen im Sammelband von Akbaba et al. (2022) im Vordergrund. In den Beiträgen wird für die Bildungspraxis diagnostiziert, diese sei von gewaltimmanenteren Strukturen durchsetzt, und es wird der Frage nachgegangen, ob dieser Status Quo aufgebrochen werden könne. Neben den theoretisch anschlussfähigen Einsichten bezüglich rassistischer Wissensvermittlung und -produktion geht es auch diesem Band um explizite Handlungsempfehlungen und Möglichkeiten einer widerständigen sowie transformativen Praxis. Stärker als bei Dankwa et al. (2021), denen es eher grundsätzlich um eine kritisch-performativen Lektürepraxis von Differenzverhältnissen im Hochschulraum und damit um

eine forschende Perspektive geht, richten sich die Beiträge explizit an pädagogische Fachkräfte, die mit diskriminierungskritischen Inhalten praktisch arbeiten. Auch hier wird das analytische Potenzial für ein Aufbrechen von Normalitätsannahmen und routinierten Praxen in postkolonialen Denkfiguren gesehen, wie etwa in Spivaks „outside in the teaching machine“ (2009) und „Can the subaltern speak?“ (2011), Puwars „space invaders“ (2004) oder Ahmeds „on being included“ (2012). Der Band ist jedoch im Vergleich zu den anderen Publikationen stärker anwendungsorientiert ausgerichtet.

Ein weiterer Unterschied zeigt sich im bewussten Verzicht auf Diversität als Konzept, um Differenzkategorien oder -verhältnisse zu beschreiben. Stattdessen findet bspw. das postkoloniale Konzept des Othering (eng verknüpft mit der Praktik des *Silencing*) wiederkehrend Berücksichtigung. So zeigen etwa Malik und Nguyen in ihren Beiträgen, wie rassifizierte Personen als „die Anderen“ konstruiert werden und in den *weiß* konstruierten Lernräumen Ausschluss erfahren. Zugleich werden nicht-*weiße* Lern- oder Wissensräume abgewertet und rassifizierte Personengruppen wie Studierende of Color als Eindringlinge markiert. Diese Fortschreibung von strukturellem Rassismus hat nicht nur Auswirkungen auf die Wissensvermittlung, sondern auch auf die Wissensproduktion, denn Rassismus wird in akademischen Lernräumen externalisiert und zudem als Eigeninteresse abgewertet.

Um diesen Zustand aufzubrechen, diskutieren die Autor*innen mögliche Praktiken der Selbstermächtigung: entweder in Form von widerständigem Sprechen in Folge des bewussten Aushaltens epistemischer Gewalt oder als Aneignen der Rolle des/der Anderen, um Komplikationen zu vermeiden. Nguyen benennt zudem – wie schon von anderen Autor*innen im Sammelband von Dankwa et al. (2021) aufgegriffen – Queering als widerständige Perspektive. Andere (Ahmed et al.) diskutieren Solidarität als Widerstandspraxis und beschreiben anhand von Fallstudien, wie Räume durch Vorbilder wie Lehrende of Color geöffnet und sicher gestaltet werden können. Nichtsdestotrotz rückt der Band gerade auch diejenigen in die Verantwortung, die Diskriminierung (mit)produzieren: Nicht-rassifizierte Personen seien in einer Position, Rassismus oder – allgemeiner – Differenz- und Machtverhältnisse innerhalb von Bildungsräumen stärker thematisieren zu können. Denn gerade ihnen sei es möglich, transformative Prozesse anstoßen, indem ein selbstreflektierter und verantwortungsvoller Umgang in Differenzverhältnissen gepflegt werde.

Insgesamt führen die Beiträge vor, wie eine differenzsensible Forschungshaltung eingenommen werden und sich Wissenschaft mit Subjektivierungsprozessen beschäftigen kann, ohne die Personen als Objekte zu

beforschen. Die Arbeiten der Autor*innen fordern stets eine Selbstreflexion und Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse heraus. Schließlich bietet das Werk einen informierten Vorschlag für die intersektionale Darstellung von Prozessen der Konstruktion von Fremdheit als Grundlage von Diskriminierung; es werden Diversitäts- und Diskriminierungsdimensionen zusammen gedacht, wie beispielsweise Geschlecht und Behinderung oder sexuelle Orientierung und Rassifizierung.

4. Fazit

Diversität an Hochschulen – sei es in Gestalt von theoretischen Wissensformen, Lehr- und Lernpraktiken oder unterschiedlichen Personengruppen wie Studierende, Lehrende und Forschende – ist Gegenstand sowohl konzeptionell-theoretischer und empirischer als auch interventionistisch-anwendungsorientierter Studien. Die hier vorgestellten Bücher eint der Blick auf das (post)koloniale Leben an Hochschulen, auf marginalisierte hochschulische Akteur*innen, Wissensformen und -praktiken. Sie teilen die Einsicht, dass sich hinter der einen großen (Erfolgs)Geschichte der Hochschule als Ort der Weltoffenheit, Demokratie und Vielfalt viele, zum Teil verdeckte Geschichten der Gewalt, Benachteiligung und Ausgrenzung verbergen. Sie zeigen, dass es nicht nur alternative, kritische Sprechräume und Sprechpraxen sowie Akteur*innen braucht, die zu Wort kommen, um diese Gewaltverhältnisse zu ent bergen, sondern auch transformative analytische Werkzeuge. Um eine gewisse Vielfalt aufzuzeigen, haben wir uns für Bücher entschieden, die das Transformationspotenzial nicht nur in der Theoriearbeit, sondern auch in der Lehre und hochschulpolitischen Praxis erkunden.

Dabei dient ihnen der Diversitybegriff nicht zwangsläufig als Referenz; zum Teil wird er zunehmend durch andere Begriffe wie Othering oder Rassismus ergänzt oder ersetzt, gerade weil sich diese stets auch machtkritisch mit (sozialen) Verhältnissen auseinandersetzen. Das bedeutet nicht eine Entscheidung gegen Diversität, sondern vielmehr eine Aufforderung den Begriff und damit einhergehende Bestrebungen historisch und politisch zu kontextualisieren sowie zu reflektieren. Diese Einsicht klingt in allen der hier besprochenen Bücher an. Denn letztlich kann auch der Diversitybegriff selbst Voraussetzung wie Ergebnis epistemischer Gewalt sein; zumindest dann, wenn er unkritisch die Vorstellung einer gewaltlosen Wissenschaft und inklusiven, diskriminierungsfreien Hochschule voraussetzt statt sie zu hinterfragen.

Strenggenommen bedeutet dies, dass Hochschulen sich nicht wie ein-gangs erwähnt mit der Einrichtung von Diversityreferaten oder erfolgreich durchlaufenen Diversityaudits zufrieden geben sollten; ihre Transformation – das zeigen die vorliegenden Bücher – geht weit darüber hinaus, weil sie weniger auf die Inklusion *anderer* Personengruppen in den Hochschul-alltag als vielmehr auf die Schaffung einer gänzlich *anderen* Hochschule zielt.

Rezensierte Titel

- Akbaba, Yaliz/Tobias, Buchner/Heinemann, Alisha M.B./Pokitsch, Doris/Thoma, Nadja (Hg.) (2022): Lehren und Lernen in Differenzverhältnissen. Interdisziplinäre und Intersektionale Betrachtungen. Springer VS, Wiesbaden.
- Brunner, Claudia (2020): Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne, transcript, Bielefeld.
- Dankwa, Serena O./Sarah-Mee Filep/Ulla Klingovsky/Georges Pfrunder (Hg.) (2021): Bildung.Macht.Diversität. Critical Diversity Literacy im Hochschulraum. transcript, Bielefeld. DOI:10.25656/01:23623
- Heitzmann, Daniela/Kathrin, Houda (Hg.) (2020): Rassismus an Hochschulen. Analyse – Kritik – Intervention, Beltz Juventa, Weinheim/Basel.

Literatur

- Ahmed, Sara (2012): On being included. Racism and diversity in institutional life. Duke University Press; Combined Academic, Durham.
- Bourdieu, Pierre (1998): La dominacion masculine. L. Harmattan, Paris.
- Brunner, Claudia (2016): Das Konzept der epistemischen Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konfliktforschung, in: Werner Wintersteiner, Lisa Wolf (Hg.): Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Drava, Klagenfurt, S. 38–53.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics, University of Chicago Law School, Chicago, in: University of Chicago Legal Forum, 1 (8), S. 139–167.
- Dhawan, Nikita (2019): Die affirmative Sabotage der Aufklärung: Die postkoloniale Zwickmühle, in: Zeitschrift für Politik, 66 (2), S. 183–198.
- Eickhoff, Verena (2018): Organisationswerdung durch Diversität – zur Subjektivierung von Organisationen am Beispiel der Hochschule, in: Thomas Alkemeyer, Ulrich Bröckling, Tobias Peter (Hg.): Jenseits der Person, transcript, Bielefeld, S. 218–238.
- El-Mafaalani, Aladin (2023): Rassismus(kritik) in der superdiversen Klassengesellschaft. Dynamiken, Widersprüche, Perspektiven, in: Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Migrationsforschung 2 (1), S. 23–39.
- Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel, (2003 [1974]): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Meyer, Daniel/Oliver Berli/Julia Reuter (2022): Ethnografie der Hochschule. Zur Erforschung universitärer Praxis. transcript, Bielefeld.

- Maldonado-Torres, Nelson (2007): On the Coloniality of Being. Contributions to the Development of a Concept, Routledge, London, in: Cultural Studies 21 (2–3), S. 240–270.
- Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren. Beltz Juventa, Weinheim/Basel.
- Puwar, Nirmal (2004). Space invaders: race, gender and bodies out of place. Berg Publishers, Oxford.
- Said, Edward (1978): Orientalism. Pantheon Books, New York.
- Spivak Gayatri (2004): Righting Wrongs. Duke University Press, Durham, in: The South Atlantic Quarterly, 103 (2/3), S. 523–581.
- Spivak, G. C. (2009): Outside in the teaching machine. Routledge Classics. New York, London.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2011[1988]): Can the subaltern speak?, in: Hito Steyerl, Alexander Joskowitz, Stefan Notwotny (Hg.), Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation, Es kommt drauf an. Turia + Kant, Wien, S. 17–118.
- Steyn, Melissa (2015): Critical Diversity Literacy: Essentials for the twenty-first century, in: Vertovec, Steven (Hg.), Routledge International Handbook of Diversity Studies. Routledge, London/New York, S. 379–389.
- Vertovec, Steven (2007): Superdiversity and its implications, in: Ethnic and Racial Studies, 30 (6), S. 1024–1054.

Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen in Ostdeutschland seit 1945

Peer Pasternack

Uwe Grelak

Halle-Wittenberg

Die an dieser Stelle seit 1991 fortlaufend publizierte Bibliografie weist Veröffentlichungen nach, die seit 1990 erschienen sind. Erfasst werden ausschließlich selbstständige Publikationen: Monografien, darunter auch unveröffentlicht gebliebene Graduiertarbeiten, Sammelände, Broschüren,

Zeitschriften-Ausgaben, sofern diese einen hier einschlägigen thematischen Schwerpunkt haben, daneben auch ausführlichere Internetveröffentlichungen und auf elektronischen Datenträgern publizierte Texte oder Filme. Die Bibliografie ist primär nach Fächergruppen gegliedert und sekundär nach Orten bzw. Institutionen. Daher findet sich auf letztere bezogenes Fachgeschichtliches nicht im Gliederungspunkt „Regionales und Lokales“, sondern in den fächergruppenspezifischen Gliederungspunkten.

1. Allgemeines und thematisch Übergreifendes

Pasternack, Peer: *Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989. Ein kurzer Abriss* (HoF-Handreichungen 17), Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2024, 162 S. Volltext unter <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/HoF-Handreichungen17.pdf>

In den vergangenen dreieinhalb Jahrzehnten sind zwar rund 4.800 Buchpublikationen zur Entwicklung von Wissenschaft und Hochschulen in der DDR erschienen. Doch während es zu zahlreichen Lebensbereichen und Handlungsfeldern in der DDR mittlerweile zusammenfassende Überblicksdarstellungen gibt, ist dies für das Hochschul- und Wissenschaftssystem bislang noch nicht der Fall. Weder gibt es eine Darstellung zu Wissenschaft und Hochschulen für den Gesamtzeitraum 1945 bis 1989 noch eine für alle Segmente des Wissenschaftssystems (Hochschulwesen, Forschungsakademien, Ressortforschung, Industrieforschung), folglich auch keine, die beides miteinander kombiniert. Um dem zumindest vorläufig abzuhelpfen, wird diese einführende Kompaktdarstellung vorgelegt. Sie soll insbesondere denjenigen, die sich – etwa im Rahmen einer Studienabschlussarbeit – das Thema DDR-Wissenschaft überblicksweise erschließen müssen, dazu eine effektive Möglichkeit geben. Zu diesem Zweck

schlägt die Darstellung zwei Sichtachsen durch das Dickicht der Zeiten, Strukturen und Prozesse: Zum einen wird eine chronologische Schilderung geliefert, die nach Jahrzehnten gegliedert ist. Zum anderen werden bedeutsame Querschnittsthemen in ihren Entwicklungen über die 45 Jahre SBZ und DDR hinweg beleuchtet: die Wissenschaftsstrukturen, das Verhältnis von Wissenschaftsalltag und Politik sowie das Leistungsprofil der DDR-Wissenschaft. Dabei finden sich jeweils strukturelle, personelle, kulturelle und inhaltliche Aspekte behandelt. Unter anderem wird erstmals eine Gesamtabsezung des Forschungspersonals, das 1989 in allen Segmenten des DDR-Wissenschaftssystems tätig war, vorgenommen – eine Abschätzung, die erstaunlicherweise und trotz aller Debatten über den Personalabbau in der ostdeutschen Wissenschaft bislang fehlte.

Haston, Catriona Macrae: *A tale of two states. A comparative study of higher education reform and its effects on economic growth in East and West Germany 1945–1989*. PhD thesis, Department of Economic and Social History, University of Glasgow, Glasgow 2009, 232 S. Volltext unter <https://theses.gla.ac.uk/1780/1/2009hastonphd.pdf>

Die Arbeit vergleicht die Entwicklung des höheren Humankapitals in Ost- und Westdeutschland, in zwei Staaten, die beide davon überzeugt waren, dass die Entwicklung des Humankapitals der Schlüssel zu Wiederaufbau und Wirtschaftswachstum sei. Es werden die wichtigsten Veränderungen im Bereich der Hochschulbildung innerhalb der von den konkurrierenden Ideologien auferlegten Grenzen skizziert, und es wird die Wirksamkeit der Humankapitalinvestitionen im Hinblick auf den Erfolg der in beiden Ländern festgelegten wirtschaftlichen Ziele bewertet.

Kappelt, Olaf: *Braunbuch DDR – Nazis in der DDR*, 2. Aufl., Berlin Historica, Berlin 2009, 588 S.

Neuausgabe des erstmals 1981 erschienenen Werkes. Wissenschaftler mit NS-Vergangenheit finden sich vor allem in den Kapiteln „Furchtbare Juristen“, „Euthanasieärzte, Mediziner und Rasseideologen“, „Reichsforschungsräte und Wissenschaftler“ sowie „Fachleute“ vorgestellt.

Waibel, Harry: *Diener vieler Herren. Ehemalige NS-Funktionäre in der SBZ/DDR*, Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M. u.a. 2012, 390 S.

Alphabetisches Verzeichnis von ca. 1.500 beruflichen und politischen Kurzbiografien, neben Journalisten, Offizieren, Managern, Kulturschaffenden und Politikern auch rund 500 Wissenschaftler sowie 160 Mediziner. Die Auswahlkriterien sind nicht ganz durchsichtig. Gelistet werden einerseits auch viele Personen, die zwar Mitglieder in NS-Organisationen (wie z.B. NS-Volkswohlfahrt, nicht aber NSDAP) waren, bei denen jedoch keine engere NS-Bindung erkennbar wird. Andererseits finden sich nicht wenige aufgeführt, die in der DDR aufgrund einer NS-Belastung ihre Karriere nicht fortsetzen konnten und daher in die Bundesrepublik auswichen. Für die Mehrzahl allerdings trifft weder das eine noch das andere zu, d.h. sie waren tatsächlich NS-Funktionäre, die in der DDR weiter wirken konnten.

Simons, Olaf (Hg.): *Deutsche Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone: Liste der auszusondernden Literatur. Vorläufige Ausgabe, Zentralverlag, Berlin 1946. Retrokonvertierung*, o.O. [Gotha] 2005. URL <http://www.polunbi.de/bibliothek/1946-nslit.html#trans> (12.2.2024).

Die hier online neuveröffentlichten Literaturlisten sollten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die wissenschaftlichen und Allgemeinbibliotheken dabei anleiten, nationalsozialistische Bücher und Zeitschriften aus den Bibliotheksbeständen zu entfernen bzw. für die For-

schung verbleibende Einzelexemplare zu sekretieren. Der Herausgeber liefert dazu eine einordnende Einleitung. Die Navigation innerhalb der Listen erfolgt über alphabetische Rubriken.

Schlunke, Olaf (Hg.): *Johannes Stroux (1886–1954). Wissenschaftsorganisator und Hochschulpolitiker*, be.bra Wissenschaft Verlag, Berlin 2024, 455 S. € 34,-.

Stroux hatte bereits eine erfolgreiche Karriere als Altphilologe hinter sich, als er sich nach 1945 als Rektor der Humboldt-Universität (1945–1947) und dann Präsident der Akademie der Wissenschaften (1945–1951) in die Pflicht nehmen ließ. Dieses Wirken findet bis heute eine kontroverse Beurteilung. Die in die DDR-Zeit hineinreichende Beiträge des Bandes bemühen sich um eine angemessene zeithistorische Einordnung: „Johannes Stroux als Wissenschaftsorganisator (1937–1954) (Sören Flachowsky), „Wissenschaftsorganisation für den Thesaurus linguae Latinae 1924 bis 1949“ (Richard Schumack) sowie „Dokumentation zur Ausstellung ‚Ein Rektor aus Lichtenfelde. Johannes Stroux und der Wiederaufbau des Berliner Wissenschaftsbetriebes nach 1945‘ (Steglitz Museum, 7. Februar 2017 bis 3. Dezember 2017)“ (Olaf Schlancke).

Meske, Werner (Hg.): *Wissenschaft der RGW-Länder. Länderberichte zur Situation am Ende der 80er Jahre aus der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien, der Sowjetunion, der Mongolischen VR, Vietnam und Kuba*, Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft, Berlin 1990, 278 S.

Eine 35seitige Studie in diesem Band, verfasst vom Hrsg., widmet sich der „Entwicklung des Wissenschaftspotentials der DDR“. Dabei werden die Akademie der Wissenschaften, das Hochschulwesen und die FuE-Einrichtungen in der Industrie einbezogen. Die Publikation ist eine gleichsam Überhangveröffentlichung aus einem ländervergleichenden Projekte, das am herausgebenden Institut Ende der 80er Jahre realisiert worden war. Das Institut wurde Ende 1991 mit der Akademie der Wissenschaften aufgelöst und fand dann bis 2003 eine kleine Teilfortsetzung als Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

Grelak, Uwe / Peer Pasternack: *Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2024, 335 S. € 70,-.

Das DDR-Wissenschaftssystem bestand nicht nur aus 53 öffentlichen Hochschulen, der Akademie der Wissenschaften mit ihren 64 Instituten, weiteren Akademien sowie der Industrieforschung mit 86.000 FuE-Beschäftigten. Zusätzlich gab es über die vier Jahrzehnte hin 40 Sonderhochschulen, die nicht allgemein öffentlich zugänglich waren, und 90 Ressortforschungseinrichtungen, die unmittelbar Ministerien oder dem SED-Zentralkomitee zugeordnet waren. Von diesen insgesamt 130 Einrichtungen existierten 1989 noch 116. In den Transformationsprozessen der 90er Jahre waren sie weithin unbeachtet geblieben und werden auch seither nicht als ein Teil der DDR-Wissenschaftsstrukturen wahrgenommen. Indem diese wenig bekannten Segmente der DDR-Wissenschaft nun in dem Handbuch vorgestellt werden, kann eine Wahrnehmungslücke geschlossen werden.

Soutschek, Liza: *Wissenschaftskooperation und -konkurrenz im Kalten Krieg. Die deutsch-deutsche Dimension des Internationalen Instituts für Angewandte Systemanalyse* (Wissenschaftskulturen Reihe III Bd. 59), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2024, 344 S. € 74,-.

1972 wurde das Internationale Institut für Angewandte Systemanalyse (IIASA) mit Sitz in Schloss Laxenburg in Österreich gegründet, ein Ost-West-Thinktank im Kalten Krieg. Es war das erste große Forschungsinstitut, das von Wissenschaftsorganisationen aus Ost und

West getragen wurde – u.a. Max-Planck-Gesellschaft und DDR-Akademie der Wissenschaften. Zu den Mitgliedern zählten Organisationen aus insgesamt zwölf Staaten, darunter USA und Sowjetunion. Die Untersuchung fragt nach dem Verhältnis der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Akteure aus beiden deutschen Staaten, die im Kontext des IIASA und der Systemanalyse als Partner und Rivalen in diversen Konstellationen aufeinandertrafen. Der Schwerpunkt liegt auf der spannungreichen Gleichzeitigkeit von Kooperation und Konkurrenz, die das deutsch-deutsche Verhältnis Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre charakterisiert und im Lauf der Zeit allerdings mehr und mehr nachgelassen habe.

Pasternack, Peer: *Von Campus- bis Industrieliteratur. Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte*, Tectum-Verlag, Baden-Baden 2024, 633 + XVIII S. € 99,-.

Die Belletristik hatte in der DDR die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit wahrgenommen, da die Massenmedien entsprechendes nicht leisteten. Das gilt auch für die Literatur, die im Wissenschaftsbetrieb und -milieu spielt. Dieses Segment wird in dem Handbuch aufbereitet, insgesamt 162 Titel, darunter auch 51, die nach 1990 entstanden. Damit findet sich zum einen das Thema „Wissenschaft in der DDR“ über die einschlägige Belletristik erschlossen. Zum anderen wird exemplarisch verdeutlicht, welche Informationschancen die DDR-Literatur für zeitgeschichtliche Untersuchungen bereithält – Informationschancen, die bisher von der zeitgeschichtlichen Forschung ungenutzt geblieben sind.

Links, Christoph / Siegfried Lokatis / Klaus G. Saur (Hg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert Bd. 5: Deutsche Demokratische Republik. Teil 2: Verlage* 2, hrsg. in Zusammenarbeit m. Carsten Wurm, im Auftrag des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels hrsg. von der Historischen Kommission [des Börsenvereins], De Gruyter, Berlin/Boston 2023, 592 S. € 159,95.

Im hiesigen Kontext interessieren die Kapitel zu wissenschaftlichen bzw. Fachbuchverlagen. Sie widmen sich technischen Fachbuchverlagen (Anke Blümm), dem Verlag der Wirtschaft (Peter-Michael Fritsch), juristischen Verlagen (Ulrike Henschel), Lexikonverlagen (Thomas Keiderling), dem Verlag Volk und Gesundheit (Igor J. Polianski), dem Dietz Verlag (Siegfried Lokatis), Sachbuchverlagen (Christoph Links) sowie Wissenschaftsverlagen im engeren Sinne: Akademie-Verlag (Siegfried Lokatis), Hermann Böhlaus Nachf., Weimar (Michael Knoche), wissenschaftliche Parallelverlage (Anna-Maria Seemann). Daneben gibt es Unterkapitel zu den wissenschaftlichen und Sachbuchprogrammen folgender Verlage: Verlag der Kunst und E. A. Seemann (Christopher Wand), Evangelische Verlagsanstalt (Esther Köhler), St. Benno Verlag (Katrin Löffler) und den Verlagen der Blockparteien – Union Verlag, Buchverlag Der Morgen, Verlag der Nation – (Frederike Röber). Der Teilband 2/1 der Reihe befasst sich mit dem Buchhandel und der Publikation schöngestiger Literatur in der DDR; er ist daher hier thematisch nicht von Interesse.

Links, Christoph / Erhard Schütz (Hg.): *Das Sachbuch in der DDR* (Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen 1–2/2022), Wehrhahn Verlag, Hannover 2022, 304 S. € 25,-.

Das Sachbuch – traditionell zwischen Belehrungsliteratur, Populärwissenschaft und Meinungspublizistik angesiedelt – hatte in der DDR eine besondere Stellung, da sich dort die Gesellschaft wissenschaftlich geplant und geleitet entwickeln sollte. Entsprechend erörtert Mit-Hrsg. Christoph Links eingangs die Frage „Sachbuch oder populärwissenschaftliche Literatur? Zur Stellung des Sachbuchs in der DDR-Literaturlandschaft“. Das wird in einigen Beiträgen vertieft (während andere Artikel populäre Ratgeber verhandeln): „Weltall Erde Mensch. Best- und Longseller: drei Phasen – drei Probleme“ (Gerd Dietrich), „Als Gestern

noch Morgen war. Die Zukunftsbücher von Karl Böhm und Rolf Dörge“ (Stefan Wolle) sowie anhand populärer Lexika mit „Wissen für die Massen“ (Thomas Keiderling). Des Weiteren werden konkrete Verlags erfahrungen und übergreifende Fragen verhandelt: die Zensur von Sach- und Fachbüchern in der DDR (Siegfried Lokatis), ein firmengeschichtlicher Überblick zu den wichtigsten Sachbuchverlagen der DDR (Christoph Links), autobiografische Erfahrungen als Sachbuchlektor im Ost-Berliner Verlag Die Wirtschaft (Peter Michael Fritsch), im Leipziger Fachbuchverlag (Helga Schmiedel) und im Rostocker Hinstorf Verlag (Kerstin Hohner). Dietrich Löffler liefert schließlich einen literaturoziologischen Rückblick „Produktion und Rezeption von Sachliteratur in der DDR“.

Links, Christoph: ***Das Schicksal der DDR-Verlage. Die Privatisierung und ihre Konsequenzen***, Ch. Links Verlag, Berlin 2010, und edition berolina, Berlin 2016 352 S.

2009 existierten von ehemals 78 staatlich lizenzierten Verlagen in der DDR nur noch ein Dutzend. Diese radikale Umgestaltung der ostdeutschen Verlagslandschaft wird hier dargestellt, sowohl im Zusammenhang als auch mit Porträts der einzelnen Verlage. Unter diesen finden sich 28 wissenschaftliche bzw. Sachbuchverlage.

Universitätsarchive Leipzig, Magdeburg, Weimar, Jena, Halle-Wittenberg, Chemnitz (Hg.): ***Bewegung und Stillstand. Das letzte Studienjahr in der DDR. Eine Wanderausstellung der Universitäten Chemnitz, Halle/Saale, Jena, Leipzig, Magdeburg und Weimar***, Leipzig 2024. URL <https://studienjahr1988.de/>

Diese Online-Präsentation der Tafelausstellung behandelt in Text und Bild das letzte Studienjahr 1988/89 vor der Friedlichen Revolution in folgenden Dossiers: Zulassung und Immatrikulation; Studienpläne & Seminargruppen; Stipendien; Besondere Studiengänge; Hörsäle, Labors, Bibliotheken; Politische Indoktrination; Freizeit und Kultur; Wohnen; Wehrfähigkeit und Zivilverteidigung; Internationalisierung; Hochschulen im Herbst 1989.

Timm, Uwe: ***Johannisnacht. Roman***, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1996, 280 S. (Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann, Rheda-Wiedenbrück/Zug 1997, Taschenbuch-Ausgabe: DTV, München 1998, Neuausgabe: Kiepenheuer & Witsch, Köln 2005).

Der Erzähler gerät im Zuge einer Recherche Mitte der 90er Jahre aus München nach Ost-Berlin. Er ist auf der Suche nach einem Kartoffelarchiv, das von einem abgewickelten Ost-Berliner Agrarwissenschaftler aufgebaut worden war. Dieser Dr. Rogler hatte Jahrzehnte damit zugebracht, Material zu sammeln, um die Kartoffel in ihrem gesamten Sortenspektrum biologisch und ernährungsphysiologisch zu rehabilitieren. Dazu gehörte auch eine Kulturge schichte der Kartoffel, an der er parallel arbeitete. Ein Bekannter schilderte Rogler als einen der abgewickelten Akademie-Forscher, die früher „in irgendwelchen baufälligen Instituten herumhockten und vor sich hin forschten, über so aparte Dinge wie die Geschichte der Sonnenschreiber, oder sie erstellten eine Grammatik des Altusbekischen, zählten die Steine der Ruinen von Theben. Wenn“, fügt er mokant an, „sie nicht damit beschäftigt waren, Berichte übereinander zu schreiben.“ Der Erzähler stößt bei seinen Recherchen unter anderem auf Dr. Spranger, der in einer WGwohnt. Die dortigen Auskünfte über diesen Mitbewohner sind schnörkellos. Was Spranger jetzt mache? „Nix. Jelegenheitsarbeiten, nachdem er von euch n Tritt jekriegt hat. [...] Doktor Spranger hat über Zigeunersprache gearbeitet. Jetzt liegen all die Doktoren uf de Neese. Schaden kanns ja och nich, dat se mal int Leben riechen.“ Spranger ist nun damit befasst, in einem Blumenladen Frischblumen zurechtzuschneiden und zu Hause nebenerwerbstätig Konstruktivistern zu kopieren (warum Konstruktivistern? Er könne nicht malen, und wenn man nicht gerade farbenblind sei, ließen die sich leicht kopieren). Ebenso stößt der Erzähler auf einen Freund Roglers, der an der Akademie über Raumordnungsplanung von der Jahrhundertwende bis 1945 in Berlin und Brandenburg geforscht hatte. „Was mir heute, wie Sie sich vorstellen können, nach dem Fall der Mauer, recht nützlich ist.“

Denn seither ist er im Immobiliengeschäft tätig. Rogler dagegen hatte mit seinen Kartoffelforschungen vor dem Mauerfall Probleme mit der Parteileitung und danach mit dem Kapitalismus. Das Arbeitsamt versuchte in seinen Vermittlungsbemühungen die spezifischen Qualifikationen Roglers durchaus zu berücksichtigen, z.B. indem es ihn an McDonalds für die Öffentlichkeitsarbeit vermitteln wollte. Pommes frites hätten doch etwas mit Kartoffeln zu tun.

Schönstädt, Marie-Christin: *Wissenschaft evaluieren. Der Wissenschaftsrat und das ostdeutsche Wissenschaftssystem während der Wende (1989/90)* (Wissenschaftskulturen. Reihe III: Pallas Athene – Geschichte der institutionalisierten Wissenschaft Bd. 57), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2024, 299 S. € 62,-.

Die deutsche Vereinigung ging mit einer umfassenden Bestandsaufnahme ostdeutscher Forschungseinrichtungen einher, was zu Institutsschließungen, Abwicklungen sowie Neu- und Umgründungen führte. Dieser Prozess wird in den Fachdisziplinen bis heute ambivalent diskutiert. Die Studie arbeitet heraus, dass die Transformation des ostdeutschen Wissenschaftssystems eigentlich dem Westen gegolten habe: Der Wissenschaftsrat habe sein Handeln konsequent an westdeutschen Problemlagen ausgerichtet, ohne ostdeutsche Spezifika zu berücksichtigen. Gleichzeitig seien durch die Evaluationen Impulse für die vereinte Wissenschaftslandschaft gegeben worden, hätten diese als Katalysator einer doppelten Ko-Transformation gestanden, an deren Ende die Systemevalution von DFG und MPG Ende der 90er Jahre stand.

Meyer, Hans Joachim / Oliver Dürkop: *Hans Joachim Meyer – Ostdeutscher Wegbereiter. Minister für Bildung und Wissenschaft der DDR und Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken im Zeitzeugengespräch mit Oliver Dürkop*, edition winterwork, Borsdorf 2024, 111 S. € 9,90.

Den Zentralteil des Bandes bildet ein rund 75seitiges Zeitzeugengespräch zwischen Meyer (1936–2024) und Dürkop. Dabei entsteht ein Bild von Hans Joachim Meyer als engagierter Katholik in der DDR mit demonstrativer Distanz zu den ideologischen Ansprüchen, die die DDR erhob. Neben Informationen zu den biografischen und beruflichen Stationen finden sich auch zahlreiche Einschätzungen zu Zeitgenossen (Alfred Bengsch, Kurt Biedenkopf, Rainer Eppelmann, Egon Krenz, Hans Modrow, Lothar de Maizière).

Behrmann, Laura / Markus Gamper / Hanna Haag (Hg.): *Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*, Transcript Verlag, Bielefeld 2024, 553 S. € 35,-.

Den Hauptteil des Bandes bilden autobiografische Darstellungen ostdeutscher Professor.innen über ihren Weg in der DDR und – vor allem – danach (Felix Ackermann, Almut Beige, Rainer Eckert, Raj Kollmorgen, Hans-Peter Krüger, Karin Lohr, Ingrid Miethe, Hildegard Maria Nickel, Dirk Oschmann, Peer Pasternack, Detlef Pollack, Jane Porath, Mandy Schiefer-Rohs, Richard Schröder, Dieter Segert, Ralph Stelzer, Jens Weber, Rosemarie Will). Gerahmt werden diese Beiträge einerseits durch einleitende Artikel zu „Vergessene Ungleichheiten“ (Hanna Haag/Markus Gamper/Laura Behrmann), „Die Hochschulen in der DDR, dann Ostdeutschland. Historischer Abriss“ (Peer Pasternack), „Ostdeutsche Wissenschaftselite – noch immer ein Oxymoron?“ (Raj Kollmorgen), „Die Transformation des ostdeutschen Hochschulsystems – die Wiederkehr des akademischen Hasards“ (Bernd Martens) und „Biographieforschung über Ostdeutschland – eine Forschung wie jede andere?“ (Ingrid Miethe). Andererseits schließt sich ein dritter Teil unter dem Titel „Sozialwissenschaftliche Anschlüsse“ an: „Bezüge zur sozialen Ungleichheitsforschung“ (Heike Trappe), „Soziale Beziehungen und ihre Bedeutung für Karrieren ostdeutscher Professor:innen zwischen DDR, Wende und vereinigtem Deutschland“ (Laura Behrmann/Annett Kupfer/Markus Gamper),

„Geschlechterkonstrukte in den Autobiographien ostdeutscher Wissenschaftler*innen“ (Hanna Haag/Lotte Rose) und „Fremde, Kolonisierte, Aufsteiger? (M)Ein Blick auf ostdeutsche Wissenschaftskarrieren“ (Julia Reuter).

Bomski, Franziska (Hg.): *Inventur. Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989* (=die hochschule 1/2024), Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg, Halle-Wittenberg 2024, 188 S. Volltext unter https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/22_1/dhs_2024_1.pdf

Der Band dokumentiert eine Tagung am Einstein Forum Potsdam im Januar 2023. Mit folgenden Beiträgen: „Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften und seine Folgen. Plädoyer für eine Versachlichung der Debatte“ (Franziska Bomski); „Hochschul- und Wissenschaftspolitik im Prozess der deutschen Vereinigung. Eine ‚Übernahme‘ mit unerwarteten Folgen“ (Mitchell G. Ash); „Der Personalumbau der 90er Jahre in der ostdeutschen Wissenschaft. Differenzierungen und ihr Erklärungspotenzial“ (Peer Pasternack); „Planvoll zur Marktordnung. Ostdeutsches Expertenwissen und akademische Eliten in der ökonomischen Transformation der DDR“ (Axel-Wolfgang Kahl); „Der Unabhängige Historikerverband und die demokratische Revolution 1989/90 in der Geschichtswissenschaft. Eine erfahrungsgesättigte Analyse“ (Bernd Florath); „Die ‚Ritter-Kommission‘ und ihre Mitglieder. Asymmetrische Erneuerungspraktiken am Geschichtsinstitut der Humboldt-Universität (1991–1993)“ (Krijn Thijs); „Literaturwissenschaft in und aus der DDR zwischen Vorwende, Wende und Nachwende. Reflexionen und Erfahrungen“ (Carsten Gansel); „Aufbrüche und Enttäuschungen im Zeichen der ‚Wende‘. Am Beispiel des Leipziger Literaturwissenschaftlers Günter Mieth“ (Sandra Schell); „Systemneutrale‘ Naturwissenschaftler:innen als Stützen des Systems? Der Personalumbau an den Pädagogischen Hochschulen in Halle und Potsdam“ (Dorothea Horas); „Wie weiter nach 1989? Wissenschaftliche Werdegänge ostdeutscher Wissenschaftler:innen“ (Monika Juliane Gibas, Astrid Lorenz, Dieter Segert, Franziska Bomski); „Perspektive West: Strukturanpassungen und ihre personellen Auswirkungen“ (Wolfgang Schieder, Jörg Schönert, Andrea Albrecht).

Wuttig, Siegbert (Red.): *20 Jahre Mauerfall. Die Integration der ostdeutschen Hochschulen in die europäische Bildungszusammenarbeit*, Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn 2009, 231 S.

Zahlreiche Beiträge in diesem Band behandeln zunächst die Integration der ostdeutschen Länder in europäische Mobilitätsförderprogramme (ERASMUS, COMETT, LEONARDA DA VINCI II, TEMPUS III). Daran schließen sich Erfahrungsberichte aus den Bundesländern und aus einzelnen Hochschulen an.

Hecker, Michael / Bärbel Friedrich: *Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2023, 345 S. € 28,-.

Das Buch bietet nicht einen Text von zwei Autor.innen, sondern zwei Texte von je einem Autor. Michael Hecker (*1946), seit 1986 Professor für Mikrobiologie an der Universität Greifswald, steuert Teil 1 bei: „Die ostdeutschen Universitäten auf dem Weg in das wieder vereinte Deutschland“. Bärbel Friedrich (*1945), ab 1985 Professorin für Mikrobiologie an der FU Berlin und seit 1994 in gleicher Position an der HU Berlin, schrieb Teil 2: „Eine akademische Zeitreise von der alten Bundesrepublik in das vereinte Deutschland“. Beide Autor.innen bemühen sich um ausgewogene Betrachtungen der zu beschreibenden Entwicklungen, was angesichts der Ambivalenzen, die diesen innewohnten, häufig auf ein Einerseits-Andererseits hinausläuft. Da erfreulich viele Details mitgeteilt werden, wirkt die Aussage des Untertitels „Eine Erfolgsgeschichte“ etwas übereindeutig: Sie kann sich allenfalls darauf beziehen, dass sich nach dem – auch in Heckers Darstellung recht problematischen – Hochschulumbau über die ostdeutschen Hochschulen auch manches Gute sagen lässt. Den

Schwerpunkt der Ausführungen bilden die Umstände und Entwicklungen in den Lebenswissenschaften, ohne aber die anderen Disziplinen und die allgemeinen hochschulpolitischen Gestaltungen des Umbaus zu ignorieren. Ernst-Ludwig Winnacker, einst DFG-Vizepräsident und -Präsident, steuert Vor- und Nachwort bei und verbleibt dabei z.T. auf dem Reflexionsniveau seiner wissenschaftspolitisch aktiven Zeit: „In der DDR-Zeit fanden Forschungsaktivitäten vornehmlich an den Akademieinstituten statt.“ Im Text von Michael Hecker steht das Gegenteil.

2. Gesellschafts- / Sozial- und Geisteswissenschaften

Laux, Carmen: *Philip Reclam jun. Leipzig: „Eine Prestigefrage des Leipziger Buchhandels. Die Entwicklung des Verlages in den Jahren 1945 bis 1953*, Magisterarbeit, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Lehrstuhl Buchwissenschaft der Universität Leipzig, Leipzig 2010, 247 S., unveröff.

Als Universalverlag hatte Reclam auch ein breites (vor allem geistes-)wissenschaftliches Programm. Die Untersuchung befasst sich mit den ersten Nachkriegsjahren, als Ernst Reclam den Verlag als Privatverlag führte, der Treuhandverwaltung ab 1950, nachdem der (1948 zweimal verhaftete) Ernst Reclam nach Stuttgart gegangen war, und der Verstaatlichung 1953. Die Arbeit ist in der Bibliothek der Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Uni Leipzig zugänglich.

Fölske, Stephan: *Wolfgang Harich und seine Kontroversen mit dem Sozialismus in der DDR. Ein biografischer Abriss zwischen Konterrevolution und Opposition*. Diplomarbeit, FH Potsdam, Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationswesen, Potsdam 1997, 79 S., unveröff.

Der Philosoph, Kulturkritiker und Nationalkommunist Wolfgang Harich (1923–1995) war eine der schillerndsten intellektuellen Figuren der DDR. Er wich meistens nach links von der Linie ab und war daneben immer für Deutschland. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Zeit zwischen 1945 (kulturpolitische und publizistische Arbeit) über 1948–1956 (Tätigkeit als Dozent und Philosophieprofessor an der Humboldt-Universität, Lektor im Aufbau-Verlag, Chefredakteur der Deutschen Zeitschrift für Philosophie) bis 1956/57 (Verhaftung, Prozess und Verurteilung). Die Arbeit liegt im Bestand der Hochschulbibliothek der FH Potsdam vor.

Harich, Wolfgang: *Schriften aus dem Nachlass Wolfgang Harichs. Mit weiteren Dokumenten und Materialien*. 16 Bde. Bd. 1: *Frühe Schriften. Teilband 1: Neuauflage im zerstörten Berlin* (2016, 624 S.). *Frühe Schriften. Teilband 2: von der „Täglichen Rundschau“ zu Herder* (2016, 608 S.). *Frühe Schriften. Teilband 3: Der Weg zu einem modernen Marxismus* (2018, 968 S.). Bd. 2: *Logik, Dialektik und Erkenntnistheorie* (2014, 784 S.). Bd. 3: *Widerspruch und Widerstreit. Studien zu Kant* (2014, 572 S.). Bd. 4: *Herder und das Ende der Aufklärung* (2014, 638 S.). Bd. 5: *An der ideologischen Front. Hegel zwischen Feuerbach und Marx* (2013, 816 S.). Bd. 6: *Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie – Vorlesungen. Teilband 1: Von der Antike bis zur deutschen Aufklärung* (2015, 820 S.). *Teilband 2: Vom Entwicklungsgedanken der Aufklärung bis zur Gegenwartskritik* (2015, 842 S.). Bd. 7: *Schriften zur Anarchie. Zur Kritik der revolutionären Unge-duld und Die Baader-Meinhof-Gruppe* (2014, 484 S.). Bd. 8: *Ökologie, Frieden, Wachstumskritik* (2015, 324 S.). Bd. 9: *Georg Lukács. Dokumente einer Freundschaft* (2017, 516 S.). Bd. 10: *Nicolai Hartmann. Der erste Lehrer* (2018, 994 S.).

Bd. 11: *Arnold Gehlen. Eine marxistische Anthropologie?* (2019, 596 S.). Bd. 12: *Friedrich Nietzsche. Der Wegbereiter des Faschismus* (2019, 746 S.). Bd. 13: *Schriften zur Kultur. Teilband 1: Jean Pauls Revolutionsdichtung* (2020, 712 S.). *Teilband 2: Große Kultur, kleine Epigonen* (2021, 866 S.). Bd. 14: *Das grüne Jahrzehnt* (2021, 851 S.). Bd. 15: *Schriften zur Politik* (2021, 743 S.). Bd. 16: *Neuruppiner Jugendjahre* (2023, 689 S.), hrsg. von Andreas Heyer, Tectum Verlag, Marburg/Baden-Baden 2013–2023.

2013 gestartet, konnte diese Werkausgabe elf Jahre später abgeschlossen werden. Sie ist aus dem Nachlass Harichs gewonnen, der im Internationalen Institut für Soziale Geschichte (IISG) in Amsterdam archiviert ist. Leitendes Motiv ihrer Erstellung war, dass Harich nicht nur eines der Opfer in der Prozessserie war, die sich um 1957 gegen reformorientierte Intellektuelle in der DDR richtete, sondern vor allem ein eminenter undogmatischer Philosoph, dessen Befassungen zwar dann, wenn er praktische Philosophie betrieb, unter „Nationalkommunismus“ gefasst werden könnten, der aber jenseits dessen zahlreiche nach wie vor rezeptionswürdige Texte hinterlassen hat. Da DDR-wissenschaftsgeschichtlich von besonderem Interesse, sei auf den Nietzsche-Band (Bd. 12) gesondert hingewiesen: Er enthält neben einer umfangreichen Einleitung des Herausgebers Harichs heftig umstrittenes Nietzsche-Buch von 1989 „Nietzsche und seine Brüder“, dazu zwei Anhänge sowie eine breite Dokumentation der Konzepte, Briefe und Notizen Harichs zur Nietzsche-Debatte in der DDR. Der abschließende Band der Ausgabe enthält keine Autobiografie Harichs im herkömmlichen Sinne, sondern Aufzeichnungen zu seinen Jugendjahren in Neuruppin, die um kleinere autobiografische Stücke zu späteren Lebensperioden ergänzt sind. Zeithistorisch wichtiger ist hier die Dokumentation von Harichs Aufarbeitung der Geschehnisse von 1956, als er verhaftet wurde und anschließend acht Jahre Haft zu absolvieren hatte. Daneben trägt der Hrsg. einen „Überblick zu den Höhepunkten der bisherigen Harich-Forschung“ bei. Im Vorwort zu diesem abschließenden Band resümiert der Andreas Heyer auch die Arbeit an der Ausgabe: „Der Tectum Verlag ermöglichte eine beeindruckende Zusammenarbeit ... 2017 wurde der Verlag dann verkauft und die Zusammenarbeit nahm nunmehr ausschließlich kapitalistische Züge an.“ Formal sei nun die Ausgabe abgeschlossen, „allerdings immer noch nicht vollständig. Die neuen Ansprechpartner im verkauften Verlag wollten jedoch ein Schlussstrich ziehen und zwangen mich, diesen zu akzeptieren. [...] Von daher werden zwei Bände ... an anderer Stelle erscheinen: Ein Nachtragsband und ein Band mit Registern, die das Arbeiten mit der und das Zurechtfinden in der Edition erleichtern sollen.“ Dass dies so freimütig im Vorwort steht, mag darauf verweisen, dass die Sache dem Verlag inzwischen völlig gleichgültig geworden war oder aber dort die zu publizierenden Texte vorab nicht mehr gegengelesen werden.

Hohnerlein, Daniel: *Prolegomena zu einem wissenschaftlichen Verständnis der ästhetischen Theorie in der DDR. Voraussetzungen ihrer geschichtlichen Entwicklungslinien*. Dissertation, Universität des Saarlandes, Saarbrücken 2013, 403 S. Volltext unter <https://publikationen.sulb.uni-saarland.de/bitstream/20.500.11880/23676/1/hohnerlein2013.pdf>

Anhand zentraler Texte vor allem der kunst- und literaturwissenschaftlichen Ästhetik werden Entwicklungslinien der Theoriebildung herausgearbeitet.

Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): *Wolf Biermann: Wolfgang Heise – mein DDR-Voltaire* (Öffentliche Vorlesungen der Humboldt-Universität zu Berlin H. 155), Berlin 2009, 44 S. Biermann-Volltext online unter <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/2381>

Texte zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Wolf Biermann, einst Absolvent der Berliner Humboldt-Universität. Biermann würdigte in seiner Rede den Philosophen Wolfgang Heise,

bei dem er studiert hatte. Daneben enthält das Heft die Laudationes von Volker Gerhardt und Klaus Briegleb.

Max-Stirner-Archiv (Hg.): ***Martina Thom (1935–2019)***, Leipzig o.J. URL <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/thomMartina.html#studentin>

Es handelt sich um eine Personen-Website für Martina Thom, die 1976–1991 Professorin für Geschichte der marxistisch-leninistischen Philosophie an der Karl-Marx-Universität war. Mit Volltextdateien zur Biografie, ihrer Dissertationen A und B, von Büchern, Briefen von ihr und an sie aus der Zeit nach 1989 und weiteren Dokumenten.

Geilhufe, Justus (Hg.): ***Das Leben suchen. Bischöfe, Pröpste und Theologen in der DDR***, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 228 S. € 48,-.

Unter den insgesamt elf vorgestellten Personen finden sich vier forschende Theologen, die in biografischen Artikeln porträtiert werden: Günther Jacob (1906–1993, von Michael Hüttenthalhoff), Ulrich Kühn (1932–2012, von Heiko Franke), Heino Falcke (*1929, von Ehrhart Neubert) und Wolf Krötkе (1938–2023). Hingewiesen sei auch auf den Beitrag zu dem Praeger Theologen Josef Hromádka (1889–1969, von Peter C.A. Morée), der auf vielfältige Weise mit dem theologischen Leben in der DDR verbunden war.

Sidenvall, Erik (Red.): ***Som i en spegel. Kyrka och teologi i möte med DDR*** [Wie in einem Spiegel. Kirche und Theologie in der Begegnung mit der DDR], Diözese Växjö, Växjö 2015, 176 S.

Der Band versammelt Beiträge zu den Beziehungen der protestantischen Kirche Schwedens und der evangelischen Kirchen in der DDR. Wissenschaftszeitgeschichtlich interessieren hier die Beiträge zu den baltischen theologischen Konferenzen 1961–1990 (Ingmar Brohed), zu Aleksander Radler (*1944, mit österreichischem, später schwedischem Paß in der DDR aufgewachsen, dann Theologiestudium an der Humboldt-Universität Berlin und der Universität Jena, 1965 vom MFS als „Geheimer Mitarbeiter“ angeworben und dann unter dem Decknamen IM Thomas tätig, seit 1978 Dozent am Katechetischen Oberseminar Naumburg, 1991–1995 Professor an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, dann Enttarnung) von Christoph Andersson, zu den Konferenzen des Theologischen Arbeitskreises für Reformationsgeschichtliche Forschung, der seit 1971 unter reger Beteiligung skandinavischer Kollegen in Wittenberg tagte (Bengt Hägglund), zu Kontakten christlicher Studentenorganisationen in die DDR (Jan-Erik Mellin) und ein Bericht des Gemeindepfarrers Anders Brogren über seine Kontakte in die DDR, u.a. zu Heinrich Fink.

Beyrich, Tilman (Hg.): ***Unerwartete Theologie. Festschrift für Bernd Hildebrandt*** (Theologie. Forschung und Wissenschaft Bd. 17), Lit-Verlag, Münster 2005, 291 S.

Hildebrandt (1940–2020) studierte Evangelische Theologie an der Humboldt-Universität in Berlin, wurde dort 1971 zum Dr. theol. promoviert, habilitierte sich 1978 an der Universität Greifswald mit einer Untersuchung über das Problem der natürlichen Theologie bei Karl Barth, wurde 1979 ebenda zum Hochschuldozenten und 1983 zum Professor für Systematische Theologie berufen (bis 2006). Die Festschrift widmet ihre drei Kapitel „Dem Kirchenmann“, „Dem Fundamentaltheologen“ und „Dem Universitätstheologen und Prediger“. Neben fachlichen Beiträgen stehen hochschulzeitgeschichtlich relevante: das Vorwort des Herausgebers, „Der Gutachter: Hans-Georg Fritzsche. Theologie, Wahrheit und Legende“, gleichfalls vom Hrsg., sowie eine Erörterung der Arbeit der Ehrenkommission an der Universität Greifswald in den 90er Jahren von Christoph Poldrack.

Theologisches Seminars des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, Dozentenkollegium (Hg.): *Geschichte und Geschichten. Zur Emeritierung von Klaus Fuhrmann und Christian Wolf*, Hamburg o.J. [1995], 64 S.

Mit Fuhrmann und Wolf gingen 1995 in Hamburg die beiden letzten Dozenten des vormaligen, seit 1959 bestehenden Theologischen Seminars des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR, das seinen Sitz in Buckow (Märkische Schweiz) hatte, in den Ruhestand (1991 waren die baptistischen Seminare in Buckow und Hamburg vereint worden, das vereinte Seminar zog 1997 nach Elstal in Brandenburg um, heute Theologische Hochschule Elstal). Die Broschüre enthält Erinnerungen von Weggefährten und je einen Text der beiden Geehrten.

Gräbe, Hans-Gert (Hg.): *Erfinderschulen, TRIZ und Dialektik. Rainer Thiel zum 90. Geburtstag* (Rohrbacher Manuskripte H. 20), LIFIS – Leibniz-Institut für Interdisziplinäre Studien, Berlin 2020, 149 S. Volltext unter <https://ul.qucosa.de/api/qucosa%3A74948/attachment/ATT-0/>

Rainer Thiel studierte Mathematik und Philosophie, wurde 1952 aus der SED und der FDJ ausgeschlossen, später wieder aufgenommen. In den 1960er und 70er Jahren war er im DDR-Ministerium für Wissenschaft und Technik tätig und arbeitete von 1974 bis 1990 an der Humboldt-Universität zu Berlin als praktischer Philosoph. Er entwickelte wesentlich die konzeptionellen Grundlagen der DDR-Erfunderschulen und war an der Ausformulierung einer widerspruchsortientierten Innovationsstrategie beteiligt. Die Beiträge des Bandes würdigen vor allem das von Thiel mit Hans-Jochen Rindfleisch entwickelte Konzept ProHEAL als Programm des Herausarbeitens von Erfindungsaufgaben und Lösungsansätzen. Dieses stellt für die Bearbeitung technisch-ökonomischer Widersprüche eine Anleitung zur Entwicklung individueller und kollektiver schöpferischer Fähigkeiten bereit (und war dabei in mancherlei Hinsicht anspruchsvoller als heutige Kreativitätsmethodiken). Der Band enthält u.a. die Beiträge „Das Erbe der Erfunderschulen in der DDR und die Entwicklung von TRIZ“ (Hans-Gert Gräbe); „Erfunderschulen – Problemlöse-Workshops. Projekt und Praxis“ (Rainer Thiel); „Anmerkungen zu Rainer Thiels Autobiografie Neugier, Liebe, Revolution“ (Hans-Gert Gräbe).

Stanke, Klaus / Peter Koch: *50 Jahre Systematische Heuristik* (Rohrbacher Manuskripte H. 23), LIFIS – Leibniz-Institut für Interdisziplinäre Studien, Berlin 2021, 232 S. Volltext unter <https://ul.qucosa.de/api/qucosa%3A75569/attachment/ATT-0/>

Der Band befasst sich mit der von einem Team um Johannes Müller (1921–2008) in der DDR entworfenen Systematischen Heuristik, deren Entwicklung in den vergangenen 50 Jahren und analysiert dabei Erfolge und Fehlschläge. Die Systematische Heuristik zielt darauf, die Prozesse geistig-schöpferischer Arbeit heuristisch zu programmieren, um so deren Erfolgswahrscheinlichkeit zu steigern (ohne den Erfolg zu garantieren). Es war eine Sonderentwicklung im Rahmen der in den 60er Jahren etablierten DDR-Wissenschaftsforschung, zeichnete sich aber dadurch aus, eine zentrale Anforderung an die Wissenschaftsforschung – sie müsse vor allem praktisch werden, um akute Effektivitätsprobleme der DDR-Wirtschaft mit lösen zu helfen – zu erfüllen. Die Systematische Heuristik war im Kontext der ökonomischen Reformversuche der 60er Jahre entwickelt und protegiert worden und fiel den Flurbereinigungen nach dem Machtwechsel Ulbricht/Honecker weitgehend zum Opfer. Insofern sie weiterführender ist als aktuelle Kreativitätstechniken, gilt sie den Autoren als nach wie vor entwicklungsfähiger Ansatz.

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (Hg.): *Scientia halensis. Wissenschaftsjournal der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2/2005 [Themenseite 10 Jahre Stiftung Leucorea]*, Halle (Saale) 2005, 38 S. Volltext unter <http://digital.bibliothek.uni-halle.de/download/pdf/1021415?name=2>

1994 war in Wittenberg die Stiftung Leucorea an der Martin-Luther-Universität gegründet worden. Damit sollte ein institutionelles Band der halleschen Universität zu ihrer älteren Quelleneinrichtung hergestellt werden. Elf Jahre nach ihrer Gründung erschien dieses Heft zum zehnjährigen Gründungsjubiläum. Der Vorstandsvorsitzende Gunnar Berg resümiert das erste Jahrzehnt, der Wittenberger Oberbürgermeister und Leucorea-Kuratoriumsvorsitzende Eckhard Naumann die Bedeutung der Stiftung für die Stadt. Erfahrungen weiterer Beteiligter tragen Vorstandsmitglied Michael Kilian und Geschäftsführerin Christine Grabbe bei. Grüße übermitteln Sabine Solf vom Arbeits- und Gesprächskreis Institutes of Advanced Studies und Roland Hain von der Studienstiftung des deutschen Volkes. Im Zentrum der Publikation steht die Selbstvorstellung der 2005 im Hause arbeitenden neun Einrichtungen, u.a. die drei, die heute noch dort ansässig sind (Institut für Hochschulforschung, Institut für deutsche Sprache und Kultur sowie Luthergesellschaft).

Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt (Hg.): *Mit Leidenschaft. 25 Jahre Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt*, Lutherstadt Wittenberg o.J. [2022], 139 S. Volltext unter https://www.uni-wittenberg.de/wp-content/uploads/application/pdf/SLG-2022_25-J-Stiftung.pdf

Die Stiftung war 1997 gegründet worden und fasste bis dahin getrennt operierende Museen in Wittenberg und Eisleben zusammen. Deren größte, die Lutherhalle (seit 2003 Lutherhaus) Wittenberg, war auch bis dahin bereits ein Forschungsmuseum mit umfangreichen Sammlungen. Der Forschungsmuseumscharakter wurde seit der Stiftungsgründung nochmals erheblich gestärkt, erkennbar an höchst intensiven Tagungs- und Publikationsaktivitäten.

Taube, Erika: *Briefe aus der Mongolei (1966–1987). Nebst einigen anderen und der „Reise in die Mongolei 1982“ von Jakob Taube*, hrsg. von Manfred und Jakob Taube, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2020, 256 S. € 32,-.

Erika Taube (1933–2020) war Professorin für Ethnografie an der Leipziger Universität. Von ihren teils mehrmonatigen Studien- und Forschungsreisen in die Mongolei, insbesondere in den mongolischen Altei zum Volk der Dyva (Tuwiner), schrieb sie in der Art eines Reisetagebuchs zahlreiche Briefe nach Hause. So entsteht ein Einblick in die Bedingungen, unter denen Taubes wissenschaftliches Werk entstand. Mit einer Bibliografie Taubes 2002–2013 als Ergänzung zu einer früheren Festschrift-Bibliografie.

Moser, Johannes / Irene Götz / Moritz Ege (Hg.): *Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges* (Münchener Beiträge zur Volkskunde Bd. 43), Waxmann Verlag Münster/New York 2015, 406 S.

Unter anderem mit den Beiträgen „Stand und politische Aufgabe der Volkskunde in der sowjetischen Besatzungszone“. Gerhard Heilmuths Expertise zur DDR-Volkskunde für das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Frage 1957“ (Karl Braun), „Angewandte Wissenschaft? Die marxistische Volkskunstforschung am Leipziger Zentralhaus für Volkskunst in den 1950er Jahren“ (Cornelia Kühn), „Die sorbische Volkskunde zwischen 1945 und 1970. Auf der Suche nach neuen Methoden und Konzepten“ (Ines Keller) sowie „Das Gerät im Zusammenhang mit dem Menschen untersuchen“. Von komplexer Methode und Interdisziplinarität in der DDR-Volkskunde am Beispiel des Börde-Projekts“ (Hans Heilmann).

Kreide-Damani, Ingrid / Sabine Imeri / Karoline Noack / Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): *Ethnologie als Ethnographie. Interdisziplinarität, Transnationalität und Netzwerke der Disziplin in der DDR*, Waxmann Verlag, Münster/New York 2024, 525 S. € 49,90. Volltext unter <http://edoc.hu-berlin.de/18452/29718>

Der Band vermittelt Einsichten in die Fachentwicklung der Ethographie/Ethnologie in der DDR von 1945 bis in die 80er Jahre. Diese war wesentlich durch den Versuch geprägt, die zuvor getrennten Fächer „Völkerkunde“ und „Volkskunde“ als „Ethnographie“ zu konzeptualisieren. Die in diesem Sinne eigenständige DDR-Ethnologie hatte sich in Abgrenzung, in Teilen auch als Gegenpol, zur Entwicklung des Faches in der BRD herausgebildet. Obwohl auf einer gemeinsamen Ideengeschichte gründend, verließen in beiden deutschen Staaten die Fachentwicklungen bereits seit dem Beginn der 1950er Jahre zunehmend getrennt. Der Ausgangspunkt war jedoch ein gemeinsamer: 1945 hatte sich die „Völkerkunde“ aufgrund ihrer Verflechtung mit der NS-Rassendoktrin grundlegend diskreditiert. Unter anderem mit folgenden Beiträgen: „Die Geschichte der Völker ohne geschriebene Geschichte“: Der Neuanfang der Ethnologie in Leipzig nach 1945 (Ingrid Kreide-Damani); „China-Ethnographie im Mauern-Windschatten. Asien-WissenschaftlerInnen in der DDR in den akademischen Arenen des 20. Jahrhunderts“ (Mareile Flitsch); „Interaktionen entlang regionaler Spezialisierungen. Verflechtungen der ‚Völkerkunde‘ in Österreich mit Fachvertretungen in der DDR (1955–1985)“ (André Gingrich); „Irmgard Sellnow und die Periodisierung der frühen ‚Weltgeschichte‘. Ethnographie und (Alt-)Orientalistik“ (Hans Neumann); „Ethnologen im Kalten Krieg und andernorts. Über sekundäre, lose Vernetzungen und Kontaktzonen – das Beispiel DDR und Portugal“ (Jorge Freitas Branco); „„Die Nutzung progressiver ethnokultureller Traditionen für die Vervollkommnung der sozialistischen Lebensweise“. Forschungen zur sozialistischen Festkultur an ethnographischen Instituten in Moskau, Kyjiw und Berlin (DDR)“ (Ulrike Huhn); „Ethnologie in einer anders gedachten Welt. Allgemeine und amerikabezogene ‚Völkerkunde‘ im Konzept der Ethnographie in der DDR nach 1945“ (Ingrid Kreide-Damani); „Eine verflochtene Geschichte. Die ethnographischen Sammlungen in Berlin“ (Beatrix Hoffmann/Helmut Groschwitz); „„Völkerwissenschaft“. Richard Thurnwalds Konzept einer ‚universalistischen‘ Ethnosozialologie und dessen Rezeption im Nachkriegsdeutschland“ (Leonore Scholze-Irrlitz); „Internationaler Austausch und transnationale Zusammenarbeit der DDR-Volkskunde / Ethnographie in Europa bis in die 1960er Jahre. Fachliche und politische Konkurrenzen“ (Anita Bagus); „Zur Entstehung der Musikethnologie als internationale Disziplin. Das Beispiel Erich Stockmanns und Doris Stockmanns“ (Petra Österlund); „Traditionen, Positionen, Austausch. Das Corpus der Segen und Beschwörungsformeln an der Akademie der Wissenschaften der DDR“ (Nadine Kulbe); „Wissensflüsse und AkteurInnen der Ethnologie in der DDR – ein Kommentar“ (Christoph Antweiler).

Jacobit, Sigrid: *Hab Sonne im Herzen ... Mosaiken meines Lebens*, Metropol Verlag, Berlin 2024, 597 S. € 34,-.

Sigrid Jacobit (*1940) leitete nach einem Landwirtschaftsstudium 1971–1980 das Heimatmuseum „Museum der agraren Produktivkräfte“ in Wandlitz, absolvierte parallel an der Humboldt-Universität ein Fernstudium der Ethnographie/Geschichte, wurde 1979 promoviert und habilitierte sich 1990. 1986 bis 1991 lehrte sie am Institut für Ethnographie an der Humboldt-Universität. 1992 bis 2005 leitete sie die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, des einst größten Frauen-Konzentrationslagers auf deutschem Reichsgebiet, forschte weiter zu zahlreichen historischen Themen, verfasste u.a. 1986 bis 1995 drei Bände der Illustrierten Alltagsgeschichte des deutschen Volkes (mit ihrem Ehemann Wolfgang Jacobit). 2002 Ernennung zur Honorarprofessorin der Humboldt-Universität. Das Buch ist ihre Autobiografie.

Stegemann, Wolfgang: *Wegstationen. Autobiografische Aufzeichnungen über ein Leben zwischen Politik und Geschichte in der Region Fürstenberg/Havel –*

Ravensbrück, hrsg. von Sigrid Jacobeit und Wolfgang Jacobeit, Metropol Verlag, Berlin 2020, 226 S.

Stegemann (1933–2013) war als 19jähriger wegen vermeintlicher „Boykotthetze“ von der Staatssicherheit inhaftiert worden und verließ das Gefängnis wegen einer nicht behandelten Krankheit mit einer Querschnittslähmung. Er entwickelte sich in der Folgezeit autodidaktisch zum Historiker und machte sich insbesondere um die Ortsgeschichte seiner Heimatstadt Fürstenberg/Havel verdient.

Grunwald, Susanne: **Burgwallforschung in Sachsen. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Prähistorischen Archäologie zwischen 1900 und 1961** (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie Bd. 331), Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2019, 293 S. € 73,-.

Diese systemübergreifend angelegte Studie untersucht die Entwicklung des Forschungsfelds aus bestimmten archäologischen Wissensräumen heraus, seine Professionalisierung sowie die Entwicklung von Fachorganisationen unter Bezugnahme auf bestimmte Denkmälergruppen und die Formulierung verschiedener Legitimationsstrategien für archäologische Untersuchungen.

Blaschke, Karlheinz: **Beiträge zur Geschichte der Oberlausitz. Gesammelte Aufsätze** (Neues Lausitzisches Magazin. Mitteilungen des Zittauer Geschichts- und Museumsvereins Beiheft 1), Verlag Oettel, Görlitz/Zittau 2000, 252 S.

Blaschke, Karlheinz: **Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Sachsens. Ausgewählte Aufsätze von Karlheinz Blaschke**, herausgegeben aus Anlaß seines 75. Geburtstages (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde Bd. 5), hrsg. von Uwe Schirmer und André Thieme, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2002, 632 S.

Blaschke (1927–2020) war zunächst im Sächsischen Hauptstaatsarchiv tätig, verließ dieses aus politischen Gründen und übernahm 1969 die einzige nichttheologische Dozentur am Theologischen Seminar Leipzig, einer kirchlichen Hochschuleinrichtung. 1992 bis 1998 war er Professor für sächsische Landesgeschichte an der TU Dresden. Er galt als wesentlicher Vertreter der sächsischen Landesgeschichte. In den beiden hier angezeigten Bänden ist die Summe von Blaschkes wissenschaftlicher Arbeit zu zwei seiner Hauptthemen in Gestalt zuvor verstreut erschienener sowie bisher unveröffentlichter Beiträge versammelt.

Demantowski, Marko / Carina Siegl: **DDR-Geschichtspropagandisten. Berufsbio-graphische Interviews (1997–2001)**, Verlag De Gryuter, Berlin 2023, 415 S. € 34,95.

Die Interviews entstanden im Kontext von Projekten zum Zusammenhang von Aktivistenbewegung und Geschichtspropaganda, zur Entstehung und Ausformung einer sozialistischen wissenschaftlichen Geschichtsdidaktik sowie zur geheimen Geschichtsbewusstseinsforschung beim ZK der SED. Die Wissenschaftler.innen unter den Interviewten sind Alfried Krause, Florian Osburg, Rolf Rackwitz, Hans Wermes, Sigrid Kretschel, Heinrich Rühmann, Reinhold Kruppa, Hans Treichel, Helmut Meier, Werner Folde, Bruno Gentner, Rudolf Raasch und Martin Richter.

Berthold, Werner: **„Wer verliert, das ist noch gar nicht ausgemacht.“ Erinnerungen**, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Gerald Diesener, Leipziger Universitäts-Verlag, Leipzig 2022, 215 S. € 29,-.

Berthold (1923–2017) war 1973 bis 1989 Professor für Geschichte der Geschichtswissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Dass sich das von ihm vertretene Fach in der

DDR wie international innerhalb der historischen Wissenschaften zu einer selbstständigen Disziplin entwickelte, war wesentlich seinen Initiativen zu verdanken.

[Balzer, Friedrich-Martin (Hg.):] **Manfred Weißbecker. Bibliographie 1962–2023**, o.O. 2023, 94 S. URL <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/dokumente/BibliographieManfredWeissbecker.pdf>

Weißbecker (*1935) wurde 1962 an der Universität Jena mit der Arbeit „Die Kommunistische Partei Deutschlands im Kampf gegen die faschistische Diktatur in Thüringen 1933 bis 1935“ promoviert und habilitierte sich dort 1967 mit einer Arbeit über die Auswirkungen von Oktoberrevolution und Novemberrevolution auf Parteien und Parteiensystem in Deutschland 1917 bis 1923. Dann lehrte er als Professor für deutsche Geschichte an der Universität Jena, abwicklungshalber nur bis 1990. Er forschte vor allem zur Weimarer Republik, dort insbesondere zu bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien, und zum Nationalsozialismus.

Balzer, Friedrich-Martin (Hg.): **Kurt Pätzold. Bibliographie 1963–2023**, Marburg 2024, 120 S. URL <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/dokumente/BibliographieKurtPaetzold.pdf>

1973 habilitierte sich Pätzold (1930–2016) an der Humboldt-Universität zu Berlin mit „Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung“. Das sollte dann sein Lebensthema werden. Nachfolgende Arbeiten waren „Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung“ oder „Pogromnacht 1938“ sowie eine Untersuchung zur Wannsee-Konferenz. 1973 bis 1992 war er Professor für deutsche Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Blecher, Jens (Hg.): **Gerald Wiemers 1941–2021. Archivar, Historiker, Publizist. Beiträge zur Erinnerung und Würdigung** (Veröffentlichungen des Universitätsarchivs Leipzig Bd. 19), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2023, 158 S.

Wiemers (1941–2021) war nach dem Geschichtsstudium seit 1967 Archivar der Sächsische Akademie der Wissenschaften, womit für ihn als eher unangepasster Historiker auch die Endstufe einer Karriere in der DDR erreicht war. 1984 wurde er an der Technischen Universität Dresden zum Dr. phil. promoviert. Von 1992 bis zum Ruhestand 2006 war Wiemers Direktor des Universitätsarchivs Leipzig. 2002 apl. Professor für Archivwissenschaft und Neuere Geschichte an der Universität Leipzig und 2003 Habilitation für Geschichte an der Technischen Universität Chemnitz. Seine Forschungsschwerpunkte waren der studentische Widerstand in der Zeit des Nationalsozialismus und später der studentische Widerstand in der DDR sowie die Geschichte der Physik. Der Band fasst die Beiträge eines Gedenkkolloquiums für Wiemers, das pandemiebedingt erst 2022 stattfinden konnte, zusammen.

Richter, Ina: **Die Entwicklung des Germanistischen Instituts in Leipzig unter dem Einfluss der Ersten und Zweiten Hochschulreform. Eine exemplarische Untersuchung von Studienplänen und Lehrinhalten**. Magisterarbeit, Institut für Germanistik der Universität Leipzig, Leipzig 2008, 151 S., unveröff.

Die Untersuchung erarbeitet heraus, wie die ersten beiden Hochschulreformen 1948 und 1952 zu inhaltlichen Veränderungen in der Leipziger Germanistik führten, die darauf zielten, den Einfluss der bürgerlichen Professoren Frings und Korff und des unorthodoxen Hans Mayer zu neutralisieren. Die Arbeit ist in der Bibliothek des Instituts für Germanistik der Uni Leipzig zugänglich.

Bendel, Anne: **Im Erfahrungsraum des Archivs. Hans Mayer: Ein Nachlass auf Widerruf**, machiavelli edition, Köln 2023, 434 S. € 29,-.

Die Untersuchung nimmt die Funktion und Bedeutung von Literatur-Archiven in den Blick: „Diese Studie schlägt vor, die Literatur als mögliche Gegen-Erfahrung zum Archiv zu begreifen“. Das wird anhand des Nachlasses des Literaturwissenschaftlers Hans Mayer (1907–2001) erörtert. In Bezug auf die Person und seine Wirkung als Literaturprofessor in Leipzig von 1948 bis 1963 interessieren vor allem die Kapitel „Hans Mayer und Leipzig: Leben und Werk im Zeichen der Staatssicherheit“, „Eine Lesung mit Folgen: Peter Hacks. *Die Sorgen und die Macht*“, „Ansichten zu Hans Mayers Lehrmeinungen“ und „Christoph Hein. *Verwirrnis*: Eine Gegen-Erzählung“.

Vorein, Christian: *Schiller für Schüler in der DDR. „Kabale und Liebe“ in der Erinnerungskultur der DDR-Regelschulen*, wvb – Wissenschaftlicher Verlag Berlin, Berlin 2015, 317 S.

Wie wird Wissenschaft praktisch? Das zeigt der Autor in dieser Untersuchung, indem er die fachlichen Debatten und Ergebnisse von Germanistik und Fachdidaktik Deutsch in der DDR ins Verhältnis zur schulpädagogischen Diskussion und Praxis setzt. In materialer Dimension war „Kabale und Liebe“ der zentrale Schiller-Text in Regelschulen der DDR ist. Anhand dieses Dramas kann verdeutlicht werden, wie sich der Text gegen eine normierte Lesart sperrt, wie das Literaturverständnis der Fachwissenschaft sich zunehmend von dem der Bildungsadministration entfernt und wie der Wandel im Literaturverständnis dazu führt, „Kabale und Liebe“ nicht mehr nur als sozialkritisches Drama zu deuten, sondern zunehmend die Liebesbeziehung zwischen Ferdinand und Luise zu thematisieren.

Stockinger, Ludwig: *Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit. Ein Leipziger Erfahrungsbericht* (ZeitZeugnis / Vitale Historiographien aus den Wissenschaften Bd. 4), Frank & Timme, Berlin 2019, 318 S. € 39,80.

Der Autor (*1946) war, aus Kiel kommend, von 1994 bis 2011 Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig. Sein Bericht verdeutlicht – durchaus *pars pro toto* – Bemühungen und gescheiterte Bemühungen, sich auf das neue Umfeld einzulassen.

Fix, Ulla: *Sprachwissenschaftlerin zwischen Ost und West. Erlebnisse, Überlegungen und Erfahrungen* (ZeitZeugnis / Vitale Historiographien aus den Wissenschaften Bd. 7), Frank & Timme, Berlin 2022, 194 S. € 24,80.

Die Autorin (*1942) studierte bis 1968 Germanistik und Anglistik an der Universität Leipzig, wurde dort 1971 promoviert, dann 1978 Wissenschaftliche Oberassistentin, war als Lektorin in Bagdad und Helsinki und anschließend an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg tätig. 1988 Habilitation und 1992 Professorin für deutsche Sprache der Gegenwart an der Universität Leipzig. 2007 Pensionierung. Die Autobiografie rückt die Erfahrungen einer parteilosen Wissenschaftlerin in einem gesellschaftswissenschaftlichen Fach in den Mittelpunkt, bevor sie sich der zweiten Hälfte des Berufslebens im vereinten Deutschland widmet.

Blei, Dagmar: *Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte* (Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion Bd. 6), Verlag P. Lang, Frankfurt a.M. u.a. 2003, 272 S.

Korrekt hätte der Titel „Zur Fachgeschichte ... in der DDR“ lauten sollen, denn um diese geht es hier. Die Autorin – seit 1967 als Lektorin, Dozentin und seit 1985 Professorin für DaF an der PH Dresden, dann bis 2004 an der TU Dresden – verfolgt eine prosopografischen Ansatz. Nach einer Einführung folgen demgemäß Interviews mit Vertreter.innen des Fachs in der DDR: Gerhard Wazel (Jena), Gerhard Helbig (Leipzig), Claus Köhler (Dresden), Siegfried Weber (Karl-Marx-Stadt/Chemnitz) und ein „fiktives Interview“ mit der Verfasserin selbst. Neun Statements von Fachvertreter.innen aus sieben Ländern ergänzen dies.

Skibitzki, Bernd / Barbara Wotjak (Hg.): *Linguistik und Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Gerhard Helbig zum 70. Geburtstag*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1999, XVI + 339 S. Volltext unter <https://compress-pdf.obar.info/download/compresspdf>

Helbig (1929–2008) war 1969–1995 Professor für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Leipzig. Neben Fachbeiträgen zu seinen Arbeitsgebieten enthält die Festschrift vier würdigende Beiträge: „Wie doch die Zeit vergeht“ (Barbara Wotjak/Bernd Skibitzki), „Gerhard Helbig zum 70. Geburtstag“ (Pavel Borrissewitsch), „Verehrter, lieber Herr Hebig“ (Gertrud Greciano) und „Eine kurze Untersuchung zur personellen Wirkkraft von Gerhard Heißig auf die Studierenden des Herder-Instituts“ (von Studierenden) sowie ein Verzeichnis von Helbig rund 600 Schriften und ein Verzeichnis der von ihm betreuten, mitbetreuten und/oder begutachteten Dissertationen und Habilitationsschriften. DDR-wissenschaftshistorisch von Interesse ist auch der Beitrag „Ein neues Wörterbuch ‚Deutsch als Fremdsprache‘“ von Günter Kempcke: Es beleuchtet die Vorbereitungs- und Editionsgeschichte des Wörterbuchs, das 1987 an der AdW aus der Taufe gehoben worden war und schließlich 1999 bei de Gruyter erschien.

Ehnert, Rolf / Hartmut Schröder: *Das Fach Deutsch als Fremdsprache in den deutschsprachigen Ländern* (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache Bd. 26), Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M. u.a. 1994, 384 S.

Der Band enthält 22 Beiträge, davon 13 zur ehemaligen Bundesrepublik, fünf zur Schweiz, zwei zu Österreich und zwei zur DDR: „Wer zählt die Volker, nennt die Namen... 30 Jahre Herder-Institut der Karl-Marx-Universität in Leipzig“ (Georg Hipp) und „Fachbezogene Deutschausbildung für ausländische Studierende an einer technischen Universität – Dresdner Forschungen, Erfahrungen und Standpunkte“ (Claus Köhler).

Henricson, Sven-Eric / Wolfgang Schenkel (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache in Schweden. Fortbildung für schwedische Deutschlehrer. 20 Jahre Zusammenarbeit zwischen dem Herder-Institut in Leipzig und der Fortbildungsabteilung der Universität Uppsala*, Universität Uppsala, Fortbildningsavdelningen, Uppsala 1993, 48 S.

1970 begannen Fortbildungen schwedischer Deutschlehrer in der DDR, und zwar am Herder-Institut der Leipziger Universität. Der Anlass für ihr Zustandekommen wird hier lebendig geschildert: Im Sommer 1969 habe in Leipzig die II. Internationale Deutschlehrertagung stattgefunden, u.a. mit Teilnehmer.innen aus Schweden. Die Konferenz wurde von einer Lehrmittelaustrichtung begleitet, darunter eine Auswahl schwedischer Deutschlehrwerke. Diese seien von der Leipziger Konferenzleitung heftig kritisiert worden. „Die Kritik galt dem DDR-Bild, das direkt oder indirekt in den Lehrmitteln dargeboten wurde. Man ließ kurzerhand einen Teil der ausgestellten Lehrwerke entfernen, da man meinte, das darin dargestellte Bild der DDR sei eine Beleidigung für diesen Staat.“ Daraufhin sei zwischen den schwedischen Teilnehmern und den Leitern der Konferenz eine erregte Diskussion entbrannt, „die zuweilen eine beträchtliche Lautstärke erreichte“. Doch sei es gelungen, das Gespräch in ruhigere Bahnen zu lenken und eine konstruktive Arbeit einzuleiten. Später dann habe sich erweisen sollen, dass gerade dieses Streitgespräch zu einer positiven Zusammenarbeit führte. So seien schon kurze Zeit später schwedischen Deutschlehrern Fortbildungskurse in der DDR angeboten worden. Gleichermaßen habe alsbald auch für schwedische Lehrbuchautoren gegolten. Der Band enthält Berichte von Zeugen aus Schweden und der DDR. Er liegt in Deutschland ausschließlich in der UB Saarbrücken, Abt. Germanistik vor (zur Nutzung im Lesesaal, Sign. DAF 3.8:3).

Hocke, Brigitte: *Unterwegs in die Heimat. Roman*, Verlag Neues Leben, Berlin 2024, 1.300 Seiten, € 38,-.

Die Autorin (*1937) studierte Romanistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig und war seit 1960 daselbst in Forschung und Lehre tätig. 1989 Berufung zur Professorin für Französische Literatur, 1993 zur Professorin für Französische und Rumänische Literatur, 2002 Pensionierung. Das autofikationale Buch ist ihre Autobiografie, wobei entsprechend der Handlungszeit sowohl die DDR-Erfahrungen und die (nicht nur erfreulichen) Erlebnisse nach 1989 verhandelt werden.

Grabbe, Hans-Jürgen (ed.): *The Center for United States Studies at Martin Luther University Halle-Wittenberg: A German Gateway to the Study of the U.S.A. 2008. Revised Edition 2010* (ZUSAS Occasional Paper No. 3), unt. Mitarb. v. Carsten Hummel, Zentrum für USA-Studien der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2010, 209 S. Volltext unter https://www.uni-wittenberg.de/wp-content/uploads/application/pdf/Grabbe-2010_ZUSAS_Geschichte-2.pdf
Das ZUSAS war 1995 im Zuge der Wiederbelebung des akademischen Standorts Wittenberg durch die hallesche Universität gegründet worden und hatte seinen Sitz in der Stiftung Leucorea. Im Zuge von Strukturbereinigungen wurde es 2010 wieder aufgelöst. In der Publikation resümiert der ZUSAS-Direktor die 15 Jahre des Zentrums.

Krüger, Joachim (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der Beziehungen der DDR und der VR China. Erinnerungen und Untersuchungen* (Berliner China-Studien Bd. 41), Lit-Verlag, Münster/Hamburg/London/Berlin 2002, 262 S.

Im wissenschaftszeitgeschichtlichen Kontext interessieren folgende Beiträge in diesem Band: „Studienjahre in China“ (Eva Müller), „Das Studium der chinesischen Sprache an Universitäten und Schulen der DDR“ (Klaus Kaden), „Zur Geschichte des Chinesisch-Deutschen Wörterbuchs“ (Gunnar Richter), „Die Nutzung von Archivgut der deutsch-chinesischen Beziehungen in der Historiographie der DDR“ (Peter Merker), „Forschungen zur Außenpolitik der DDR am Institut für Internationale Beziehungen“ (Joachim Krüger), „In memoriam Gerd Schönfelder“ (Briefwechsel zwischen dem Hrsg. und Schönfelder, Musikwissenschaftler mit besonderem Schwerpunkt chinesische Musik).

Wagner, Frank: „*Von der Kitschfabrik zum sozialistischen Kunstverlag. Die Entwicklung des Verlages der Kunst, Dresden, in den fünfziger Jahren*“, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte Bd. 8, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 1998, S. 187–274.

Der Verlag der Kunst war ebenso ein Kunst- wie ein wissenschaftlicher Verlag. Insbesondere in der „Fundus“-Reihe machte er kulturwissenschaftliche Texte zugänglich, die ansonsten in der DDR nicht verfügbar waren. Die vom Verlag publizierte Zeitschrift „bildende kunst“ war, mangels eines kunsthistorischen Fachgangs, ein wichtiger Publikations- und Diskussionsort für Kunsthistoriker.innen.

Frommhold, Erhard: *Erhard Frommhold (1928–2007). Lektor und Publizist: „meine Biographie sind die Bücher“* (Archiv-Blätter Bd. 17), zsgest. und erarb. von Hildtrud Ebert, Archiv der Akademie der Künste Berlin, Berlin 2008, 199 S.

Die Publikation präsentiert eine Auswahl von Texten und Briefen des Kunsthistorikers und langjährigen Chefredakteurs des Verlages der Kunst Dresden, Erhard Frommhold (1928–2007) und gibt einen Einblick in den von der Akademie der Künste übernommenen Nachlass (Michael Krejsa: Das Erhard-Frommhold-Archiv). Sie wird durch eine Studie zu Leben und

Werk Erhard Frommholds eingeführt (Hiltrud Ebert: Bücher verlegen – ein ständiger Widerspruch) und durch eine Bibliografie seiner publizierten Schriften (Christa Gruse) ergänzt.

Ebert, Hiltrud: ***Erhard Frommhold und die Fundus-Bücher. Die ersten Jahre***, Lukas Verlag, Berlin 2024, 96 S. € 15,-.

Erhard Frommhold (1928–2007) war 1952 bis 1991 Lektor im Verlag der Kunst Dresden, dabei in den Jahren 1958–1969 und 1973–1991 Cheflektor – die Unterbrechung war durch eine politisch veranlasste Degradierung bedingt. Er etablierte und betreute im Verlag der Kunst unter anderem die Fundus-Reihe, in der von 1959 bis 1991 126 Bände erschienen. Diese machte kunst- und kulturwissenschaftliche Texte zugänglich, die zu einem größeren Teil die jeweils dominierenden politischen Leitlinien zur Kunst- und kunstwissenschaftlichen Debatte unterließen. Das wiederum erzeugte permanente Spannungen mit den druckgenehmigenden Instanzen, die hier – neben den Anbahnungen und der Pflege der Autorenkontakte sowie der verlegerischen Programmatik Frommholds – dargestellt werden.

Opitz, Judith: ***Der E. A. Seemann Verlag Leipzig und das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“ (Thieme-Becker)***. Magisterarbeit, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Schwerpunkt Buchwissenschaft/Buchwirtschaft der Universität Leipzig. Leipzig 2008, 150 S., unveröff.

1950 erschien der letzte Band des 1907 gestarteten sog. Thieme-Becker, eines editorischen Großprojekts. Unter Beibehaltung von dessen Konzeption wurde dann 1953 bis 1962 das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts“ erarbeitet und publiziert. 1969 begann die Veröffentlichung einer völligen Neubearbeitung der Vorgängerwerke in Gestalt des „Allgemeinen Künstlerlexikons. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker“ (AKL). Parallel erschien 1968 bis 1978 das mehrbändige „Lexikon der Kunst“. Nach 1990 konnte der Seemann Verlag das AKL nicht mehr halten und gab es 1991 an den K.G. Saur Verlag ab. Die Arbeit ist in der Bibliothek der Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Uni Leipzig zugänglich.

Raabe, Paul: ***Blaubuch 2006. Kulturelle Leuchttürme in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen***, unt. Mitw. von Manfred Ackermann, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, Berlin 2006, 323 S. Volltext unter [https://konferenz-kultur.de/dokumente/ Blaubuch_2006.pdf](https://konferenz-kultur.de/dokumente/Blaubuch_2006.pdf)

Zu einem größeren Teil handelt es sich bei den vorgestellten Einrichtungen um Forschungsmuseen bzw. Museen mit Forschungsinfrastrukturfunktionen und um Institutionen, die gleichermaßen kulturelle Bildung und Forschung betreiben (Klassik Stiftung Weimar, Franckesche Stiftungen Halle, Lutherdenkstätten in Sachsen-Anhalt, Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Bauhaus Dessau, Naturhistorische Sammlungen Dresden, Bach-Archiv Leipzig, Händel-Haus Halle, Schloss Friedenstein Gotha, Landesmuseum für Vorgeschichte Halle, Gleimhaus Halberstadt, Novalis-Museum Schloss Oberwiederstedt, Kleist-Museum Frankfurt/Oder, Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Winckelmann-Museum Stendal, Nietzsche-Haus Naumburg).

Becker, Dorothea: ***Zwischen Ideologie und Autonomie. Die DDR-Forschung über die deutsche Filmgeschichte*** (Kommunikationsgeschichte Bd. 6), LIT Verlag, Münster/Hamburg/London 1999, 304 S.

Die DDR-Filmgeschichtsschreibung wird als kunsthistorische Disziplin analysiert, die dem jeweils gültigen Geschichtsbild und Kunstverständnis der SED zu genügen hatte. Im An-

schluss daran wird in der Untersuchung gefragt, ob sich die ostdeutschen Filmhistoriker.innen als Erfüllungsgehilfen der Partei verstanden oder ihre Arbeit fachwissenschaftliche Freiräume erkennen lässt.

Hackenberg, Eva / Jürgen Lammel: **Inge Lammel. Emigrantin – Antifaschistin – Musikwissenschaftlerin** (Jüdische Miniaturen Bd. 322), Henrich & Henrich, Berlin 2024, 84 S. € 8,90.

Inge Lammel (1924–2015), 1939 aus Deutschland vertrieben und 1947 aus der englischen Emigration zurückgekehrt, bereitete ab 1954 das 1957 gegründete Arbeiterliedarchiv der DDR-Akademie der Künste vor und leitete es dann bis zu ihrer Pensionierung 1985 (1989 wurde das Archiv geschlossen). Im Rahmen der Sammlungstätigkeit forschte und publizierte Lammel intensiv zum Arbeiterlied. Nach ihrem Ruhestand widmete sie sich der jüdischen Geschichte in Berlin-Pankow bis 1945.

Fröde, Bernd / Birgit Jank (Hg.): **10 Jahre danach. Sichten auf die schulische Musikpädagogik in der DDR. Probleme – Impulse – Initiativen** (Musikwissenschaft, Musikpädagogik in der Blauen Eule Bd. 45), Verlag Die Blaue Eule, Essen 2002, 363 S.

Neben Beiträgen zur praktischen Musikpädagogik und einer allgemeinen Einführung von Ernst Cloer („Die Pädagogik in der DDR – ein monolithisches Gebilde? Differenzierung tut not: das Nebeneinander von Staatspädagogik und reflektierenden Pädagogik-Ansätzen“) eine ganze Reihe von Artikeln zur wissenschaftlichen Musikpädagogik: „Zur Aufarbeitung der Musikpädagogik in der ehemaligen DDR. Geschichts- und politiktheoretische Gedanken eines Wessis ohne Ossi-Erinnerungen“ (Heinz Antholz), „Zukunft ohne Vergangenheit? Probleme für Westdeutsche bei der Erforschung der DDR-Musikpädagogik. Selbstkritische Anmerkungen und Folgerungen“ (Ulrich Günther), „Persönliche Erinnerungen und Wege“ (Werner Kaden), „Zum Theorie-Praxis-Kontakt in der einphasigen Lehrerbildung“ (Günter Olias), „Zur Ausbildung der Musikerzieher in der ehemaligen DDR“ (Gerd Rienäcker), „Musikpädagogische Forschung in der DDR im Spiegel von Dissertationen“ (Georg Maas), „Vergleichende Betrachtungen zur Musiklehrerausbildung der achtziger Jahre“ (Frauke Meyer) sowie „Zur DDR-Musikerziehung: Aufarbeiten? Was? Wie? Wozu? Und auch: Wer? Eine Debatte aus der Zeitschrift ‚Musik in der Schule‘“ (mit Beiträgen von Siegfried Bimberg, Christa Buchwald, Ruth Dähn, Bernd Fröde, Eva-Maria Ganschinietz, Stefan Gies, Wuljhard von Grüner, Hermann J. Kaiser, Andreas Otto, Gerd Rienäcker).

Buer, Jürgen van / Sabine Matthäus / Dieter Squarra (Hg.): **Neuere Arbeiten aus der Wirtschaftspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin** (Studien zur Wirtschafts- und Erwachsenenpädagogik aus der Humboldt-Universität zu Berlin Bd. 1.5), Institut für Wirtschafts- und Erwachsenenpädagogik, Philosophische Fakultät IV der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1994, 207 S.

Zwei der fünf Beiträge dieses Bandes befassen sich mit der Wirtschaftspädagogik in der DDR: „Problemhafte Gestaltung des ökonomischen Fachunterrichts in der DDR. Eine begriffsanalytische Betrachtung aus der Retrospektive“ (Dieter Squarra) sowie „Unterrichtsmethodik ökonomischer Lehrgegenstände und das Studium der Wirtschaftspädagogik in der ehemaligen DDR. Wertung und Kritik“ (Sabine Matthäus).

Ebner, Hermann G. / Jürgen Seifried (Hg.): **Kompetenzentwicklung im wirtschaftspädagogischen Kontext: Programmatik – Modellierung – Analyse. Digitale Festschrift für Sabine Matthäus** (bwp@Profil 4 – September 2016), Berufs- und Wirtschaftspädagogik online, o.O. 2016, 120 S. Volltext unter www.bwpat.de/profil4/profil-4_fuer_sabine_matthaeus.pdf

Matthäus (1957–2018) hatte 1970–1974 Wirtschaftspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert und 1978 promoviert, arbeitete dann dort weiter im Wissenschaftsbereich Wirtschaftspädagogik und wurde 1988 zur Dozentin berufen. 1995 erfolgte der Wechsel an die Universität Mannheim, zunächst für die Vertretung, dann als Inhaberin der Professur für Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Neben fachlichen enthält der Band berufsbiografische Beiträge: von ihrem akademischen Lehrer an der HU, Dieter Squarra, dem 1992 an die HU für Wirtschaftspädagogik berufenen Jürgen van Buer und ihrem Mannheimer Kollegen Wolfgang Müller.

Pott, Klaus Friedrich: *Wirtschaftspädagogik und Wirtschaftserziehung in der SBZ und in der DDR. Versuch einer ersten Bestandsaufnahme. Mit den Erinnerungen von Professor Dr. Dieter Squarra an seine Zeit am Wirtschaftspädagogischen Institut der Humboldt-Universität Berlin*, Eusl-Verlag, Detmold 2021, 412 S.

Pott, Klaus Friedrich: *Wirtschaftspädagogik und Wirtschaftserziehung in der SBZ und DDR. Stark ergänzte Fassung des Versuchs einer ersten Bestandsaufnahme. Mit einer Abhandlung über das Verhältnis von Allgemein- und Berufsbildung in der DDR-Pädagogik von Dieter Grottker*, Eusl-Verlag/W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2023, 631 S. € 59,90.

Die Bände behandeln die Wirtschaftspädagogik sowohl als Wissenschaft und Praxis an Hoch- und Fachschulen als auch als Praxis in der Berufsbildung. Pott, promovierter Berufspädagoge aus Bergneustadt (NRW), hat die Hauptteile des Bandes verfasst und um Beiträge weiterer Autor.innen ergänzt. Wissenschaftsgeschichtlich relevant sind in der zweiten, ergänzten Ausgabe die Kapitel „Richard Fuchs: Wiederaufbau statt Ruhestand. Ein Handelschullehrer-Berufsleben im Dienste der SBZ/DDR nebst einem Parcoursritt durch die Geschichte der ostdeutschen Wirtschaftspädagogik“ (Klaus Friedrich Pott), „Rückschau auf Struktur, Inhalt und Aufgaben der Wirtschaftspädagogik in der ehemaligen DDR. Erinnerungen an die 70er und 80er Jahre“ (Dieter Squarra), „Die Leipziger Handelshochschule: Neue Anfänge nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945–1992)“ (Wolfram Fiedler), „Lebensläufe der Institutsleiter des Wirtschaftspädagogischen Instituts der HU Berlin und seiner Nachfolgeinstitutionen“ (Senta Braun), „Zusammenstellung von Lehrbüchern aus dem „wirtschaftsberuflichen Schulsegment““ (Klaus Friedrich Pott).

Tatschl, Barbara: *Psychoanalytische Pädagogik am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin. Ein Standortporträt von der DDR über die Wende hinaus, bis heute*, Grin Verlag, München 2007, 167 S. € 39,99. Bezug ausschließlich über <https://www.grin.com/document/116225>

Diplomarbeit mit typischen Merkmalen dieser Textsorte: Es wird sehr viel und sehr breit eingeordnet, bevor das eigentliche Thema in den Blick gerät. Doch infolgedessen enthält die Untersuchung auch Darstellungen, die im hiesigen Kontext relevant sind – während sich das eigentliche Thema (gibt es psychoanalytische pädagogische Lehre und Forschung an der HU Berlin?) auf die Gegenwart des Erscheinungsjahres bezieht. Was also in unserem Kontext interessiert, sind Darstellungen zur Psychoanalyse und Psychoanalytischen Pädagogik in der DDR sowie zur Entwicklung des heutigen Instituts für Rehabilitationswissenschaften (IRW) von 1947 bis 1990 (über die Stationen Abteilung für Sonderschulwesen, Institut für Sonder- schulwesen und Sektion für Rehabilitationspädagogik und Kommunikationswissenschaft). Das Fazit der Autorin: Psychoanalyse und Psychoanalytische Pädagogik gab es in den HU-Rehabilitationswissenschaften erst nach dem Zusammenbruch der DDR. Dass dies dann aber so kam, war den Umstrukturierungsprozessen an der HU geschuldet, und hierzu gibt es ein weiteres Kapitel, das hochschulgeschichtliche Aufmerksamkeit erheischt: die Darstellung

der Arbeit der Struktur- und Berufungskommission (SBK) des Fachbereichs Rehabilitationswissenschaften von 1991 bis 1992, die durch die SBK entwickelte neue Struktur des IRW und die in diese neue Struktur hinein organisierten Neuberufungen.

Smith, Gordon W.: *The Major Works of Rudolf Bahro*. Doctoral Thesis, University of Technology, Loughborough 1990, 462 S. Volltext unter <https://figshare.com/ndownloader/files/17091116>

Im Mittelpunkt der Arbeit steht eine Aufarbeitung von Bahros Kritik am real existierenden Sozialismus in der DDR in seinem Buch „Die Alternative“. Diese Kritik wird im Kontext der historischen Entwicklung der DDR und des osteuropäischen marxistischen Revisionismus untersucht. Eine Analyse der umfangreichen Sekundärliteratur zu diesem Werk wird vorgenommen und die unterschiedliche Rezeption in Ost- und Westdeutschland verglichen. Auch werden Bahros erste Aufsätze als Redakteur der DDR-Zeitschrift „Forum“ diskutiert. In weiteren Kapiteln werden die Entwicklung von Bahros Theorien und sein Beitrag zur Friedens- und Ökologiedebatte in Westdeutschland in den 1980er Jahren nachgezeichnet.

Schubert, Thomas: *Bürgerkrieg und Romantik im Realsozialismus. Zum Frühwerk Rudolf Bahros (1952–1970). Eine Weltanschauungsanalyse* (Extremismus und Demokratie Bd. 44), Nomos Verlag, Baden-Baden 2024, 1.038 S. € 169,-.

Rudolf Bahro ist im August 1977 über Nacht vom unscheinbaren SED-Funktionär zum weltweit bekannten DDR-Dissidenten geworden. Grund war die Veröffentlichung seines Buches „Die Alternative“ in Westdeutschland. Doch wo kam dieser Bahro her? Thomas Schubert stellt sämtliche Texte und Gedichte Bahros aus der Zeit vor der „Alternative“ vor. Das weitgehend unbekannte Frühwerk wird in klassisch-hermeneutischer Manier einer Würdigung und Kritik unterzogen. Das Frühwerk Bahros entfalte in dieser Betrachtungsweise einen dreifachen Wert: einen in sich, einen im Vorblick auf spätere Texte und einen dokumentarischen Wert zum Verständnis von deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert.

Institut für Hochschulforschung (HoF) (Hg.): *Themendossier „ZHB 1964 – 1982 – 1990“*, Halle-Wittenberg 2023. URL <https://www.hof.uni-halle.de/hof-fis/ge-schichte/zhb>

Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) war mit rund 300 Mitarbeiter.innen die größte Einrichtung der DDR-Forschung über Hochschulen. Es unterstand direkt dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, war 1982 aus vier verschiedenen Instituten gebildet und zum 31.12.1991 vereinigungsbedingt aufgelöst worden. Das Themendossier offeriert Volltextdateien von (a) Überblicksdarstellungen und Dokumenten zur ZHB-Geschichte, (b) ausgewählten Forschungsberichten aus dem ZHB, (c) in einem Gliederungspunkt „1990 – Das letzte Jahr“ Arbeiten, mit denen sich das ZHB bemühte, Expertise für die Neugestaltungen im ostdeutschen Hochschulwesen bereitzustellen, und (d) Bibliografien zu verschiedensten hochschulbezogenen Themen, die vom ZHB in den 80er Jahren erstellt worden waren. Dabei handelt es sich sämtlich um Graue Literatur.

Institut für Hochschulforschung (HoF) (Hg.): *Dossier „Projektgruppe Hochschulforschung“*, Halle-Wittenberg 2023. URL <https://www.hof.uni-halle.de/hof-fis/ge-schichte/projektgruppe-hofo>; Publikationen: <https://www.hof.uni-halle.de/hof-fis/ge-schichte/projektgruppe-hofo/veroeffentlichungen>

Die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst arbeitete 1991 bis 1996 und schloss personell und thematisch an das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) an. Grundfinanziert vom damaligen BMBW, bereitete die Projektgruppe Daten des ZHB auf und widmete sich der begleitenden Analyse des Hochschulumbaus in Ostdeutschland. Das

Dossier dokumentiert die Arbeitsergebnisse der Projektgruppe. Titel, die nicht allein zeitgebundene Arbeitsergebnisse enthalten, sind mit Volltext-PDFs unterlegt.

Meier, Klaus: ***Bruchstücke und tektonische Verschiebungen. Leseproben eines ostdeutschen Sozialwissenschaftlers aus fünf Jahrzehnten***, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2024, 267 S. € 33,-.

Meier (*1952) studierte Wissenschaftsorganisation an der Humboldt-Universität zu Berlin und ging danach mit seinem Thema „Bedingungen für Spaltenforschung in der DDR“ an das AdW-Institut für Wissenschaftstheorie, -geschichte und -organisation (ITW). Dort schrieb er auch seine Dissertationen A und B. Nach der Auflösung der AdW hatte er sich als Sozialwissenschaftler neu zu erfinden. Es folgten Studien und Publikationen u.a. zu Chaosforschung, Wissenschaftlerbiografien in der Wendezzeit, zur Revolution in der modernen Medizin durch minimalinvasive Diagnostik und endoskopische Chirurgie. Später wurde er Finanzchef der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Meier zieht hier ein persönliches Resümee über ein halbes Jahrhundert Forschungspraxis und Lebensalltag je zur Hälfte im DDR- und im BRD-Kontext. Die Texte handeln u.a. von der DDR-Wissenschaftsforschung, Hubert Laitko, der Ultrakurzzeitphysik in der DDR, dem ITW, Karrieremustern ostdeutscher Wissenschaftler.innen, der ostdeutschen Wissenschaft im Rahmen der Enquête-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur“, dem Wissenschaftssoziologie und -statistik e.V. sowie wissenschaftlicher Arbeit im Rahmen der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Loewe-Hannatzsch, Sabine: ***Sicherheit Denken. Entspannungspolitik auf der Zweiten Ebene 1969–1990***, Verlag Peter Lang, Berlin/Bern/Wien 2019, 310 S. € 63,45.

Analysiert wird eine wenig bekannte, von der Autorin aber als sehr bedeutsam bewertete Entwicklung: Seit Anfang der 70er Jahre bauten die beiden wichtigsten sicherheits- und außenpolitischen Forschungsinstitute der DDR – das Institut für Politik und Wirtschaft Berlin (IPW) und das Institut für Internationale Beziehungen Potsdam (IIB) – systematisch Gesprächskontakte zu westdeutschen Instituten (vor allem Bundesinstitut für Ostwissenschaftliche und Internationale Studien Köln, Stiftung Wissenschaft und Politik Ebenhausen, Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg) auf. Diese Kontakte wurden aus unterschiedlichen Gründen toleriert und gefördert: Das DDR-Außenministerium benötigte Informationen über noch nicht formalisierte Entwicklungen, das MfS wollte die westdeutschen Institute infiltrieren und Informationen abschöpfen, und SED-Generalsekretär Honecker ließ sich laufend direkt berichten, um die Chancen für eine sicherheitspolitische „Koalition der Vernunft“ auszuloten. Vor allem, als sich Ende der 70er Jahre die Beziehungen der Hegemonialmächte USA und Sowjetunion verschlechterten, wurden die deutsch-deutschen Kontakte auf dieser inoffiziellen Informationsebene noch einmal bedeutsamer, indem man sie stärker auf diese weniger auffällige Ebene verlagerte. Die Autorin unternimmt eine Netzwerkanalyse, die neben den o.g. auch weitere Einrichtungen auf westdeutscher Seite einbezieht, und untersucht den Wandel der gegenseitigen Perzeptionen. Durchgehend wird reflektiert, dass und wie die Vertreter der Institute das Spannungsverhältnis zwischen der Loyalität zur jeweils eigenen politischen Führung und des Vertrauensaufbaus mit ihren Gesprächspartnern prozessierten.

Reißig, Rolf: ***Dialog durch die Mauer. Die umstrittene Annäherung von SPD und SED***. Mit einem Nachwort von Erhard Eppler, Campus-Verlag, Frankfurt a.M./New York 2002, 449 S.

Die Gespräche, die zum sog. Ideologie-Papier von 1987 führten, waren von DDR-Seite wesentlich von Philosophen und Gesellschaftswissenschaftlern – im Auftrag der SED – betrieben worden (von SPD-Seite durch Mitglieder der SPD-Grundwertekommision). Daher dokumentiert der Band einen spezifischen Aspekt des Wissenschafts-Politik-Verhältnisses in

der DDR. Die DDR-Vertreter entstammten entweder oder wurden koordiniert von der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (AfG). Reißig, seinerzeit Direktor des AfG-Instituts für Wissenschaftlichen Sozialismus, schildert die Entwicklung von den ersten Kontakten hin zu einem breiten Beziehungsgeflecht, die sieben sog. Ideologiegespräche (zu den Themen Arbeit und Leistung, Menschenbild, Fortschritt, Frieden, Gesetze in der Geschichte, Antikommunismus) und die Ausarbeitung des SED-SPD-Papiers bis hin zu den Entscheidungsprozessen zu dessen Annahme im SED-Politbüro und SPD-Parteivorstand. Ein zweiter Teil befasst sich mit den Wirkungen des Papiers in der DDR-Öffentlichkeit, der SED und bei Kirchen und Dissidenten einerseits, in der Bundesrepublik und international andererseits.

Universität Potsdam, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (Hg.): *Die Geschichte des Standortes Potsdam-Golm 1951–1991*, Potsdam 2021. URL <https://www.uni-potsdam.de/de/standortgeschichte-golm/uebersicht>

Der Universitäts- und Wissenschaftsstandort Golm ist ein historisch gewachsenes Areal, das nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl die sowjetische Armee als auch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR nutzte. Die Internetpräsentation stellt die Geschichte der dort ansässig gewesenen Juristischen Hochschule des Ministeriums für Staatssicherheit vor.

Land, Rainer (Ed.): *Sozialwissenschaften in Ostdeutschland – Exempel* (Berliner Debatte Initial 4/1992), Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik, Berlin 1992, 112 S. Bezug über <https://www.berlinerdebatte.de/archiv/1208>

Der rund 50seitige Themenschwerpunkt des Heftes umfasst die Beiträge „Das Problem Hegel ist längst gelöst. Bemerkungen zur Hegel-Rezeption in der DDR-Philosophie“ (Camilla Warnke), „Abwicklung und Neugründung. Gespräche an der Friedrich-Schiller-Universität“ (Rainer Land), „Kultursoziologische Forschung und Lehre an der Friedrich-Schiller-Universität Jena“ (Dieter Strützel), „Zwischen Bevormundung und Kreativität. Die Afrika-Geschichtsschreibung in der DDR“ (Ulrich van der Heyden), „Wer und was ist HISAAT?“ [Hanseatisches Institut für Entwicklungspolitische Studien, Auslandsinformation und Angepasste Technologie e.V. Rostock] (Verena Schöne).

UTOPIE kreativ. Eine Zeitschrift in Übersichten. Inhaltsübersicht, Sachregister, Autorenverzeichnis 1990–1992, o.O. o.J., 74 S. URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/01-61/UTOPIE_UEBERSICHTEN_1990-1992.pdf

Gesamtinhaltsverzeichnis UTOPIE kreativ (Heft 1 – 218 (September 1990 – Dezember 2008), o.O. o.J., 113 S. URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/gesamtinhalt_1-218_korr.pdf

Komplettarchiv Volltexte Utopie kreativ: URLs <https://library.rosalux.de/cgi-bin/koha/opac-detail.pl?biblionumber=18367> (Heft 1–61) und <https://www.rosalux.de/publikationen/utopie-kreativ-gesamtverzeichnis> (Hefte 62–218).

Die Zeitschrift „UTOPIE kreativ“ war ein Kind des Umbruchs in der DDR, erschien von September 1990 bis Dezember 2008 und wurde zunächst von einem Förderverein, ab 2002 von der Rosa-Luxemburg-Stiftung herausgegeben (seit September 2009 erscheint als Nachfolgeprojekt die Zeitschrift „Luxemburg – Gesellschaftsanalyse und linke Praxis“, ebenfalls herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung). Aufarbeitungen der DDR-Wissenschaftsgeschichte sowie Dokumentationen und Reflexionen des Wissenschaftsumbaus in Ostdeutschland spielten – der Autorenschaft und ihrer milieuspezifischen Verankerung ge-

mäß – durchgehend eine herausgehobene Rolle. Das Inhaltsverzeichnis 1990–1992 ist gegliedert in „Inhaltsübersicht“ (Abdrucke der Heft-Inhaltsverzeichnisse), Sachregister und Autorenverzeichnis. Das Gesamtinhaltsverzeichnis 1990–2008 ist gegliedert in „Beiträge“, „Konferenzen & Veranstaltungen“ (Berichte) und „Bücher & Zeitschriften“ (Besprechungen), innerhalb dieser Rubriken alphabetisch nach Autorennamen.

Kühne, Eberhard / Eberhard Garbe: ***Betriebswirtschaftliche Forschung und Lehre in der DDR. Institutionen, Veröffentlichungen, Personen- Industrie, Binnenhandel, Landwirtschaft***, Großdubrau 2024, 334 S. Online-Publikation, URL https://www.klaus-pott.de/fileadmin/publikationen/21/Buchprojekt_Betriebswirtschaftslehre_in_der_DDR_Vers._2.3.pdf

Der Hauptautor Eberhard Kühne (*1954) arbeitete nach seiner Promotion an der TH Leuna-Merseburg 1978 und war von 1997 bis 2019 Professor für Betriebswirtschaft und Informatik an der Hochschule der Sächsischen Polizei (FH). Eberhard Garbe (1933–2023) war Kühnes Doktorvater und Professor an der TH Leuna-Merseburg. Mit Kapiteln zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den Institutionen der Wirtschaftswissenschaften in der DDR, den Lehrinrichtungen der Sozialistischen Betriebswirtschaftslehre, zur BWL der Industrie, zur Binnenhandels-BWL und Landwirtschafts-BWL sowie einem Verzeichnis von Lehrenden und Forschenden der BWL in der DDR mit Angaben zu deren jeweiligem Leben und Werk.

Haustein, Heinz-Dieter: ***Erlebnis Wissenschaft. Wirtschaftswissenschaft in Ost und West aus der Erfahrung eines Ökonomen***, o.O. 2011, 38 S. Volltext unter peter.fleissner.org/Transform/HausteinErlebnisWissen_3.pdf

Haustein (*1932) war von 1967 bis 1991 Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst. In den 70er Jahren wirkte er als Projektleiter am Internationalen Instituts für Angewandte Systemanalyse Laxenburg (Österreich), einem Ost-West-Thinktank im Kalten Krieg. Der hier angezeigte Text fand als Kapitel auch Eingang in ein Buch, das Haustein drei Jahre später veröffentlicht hat: „Erlebnis Wissenschaft erfragt die Zukunft und zugleich ist das Messen Macht und Menetkel“ (Edition Winterwork, o.O. [Borsdorf] 2014, 196 S.). In diesem ist der autobiografische Text um Fachbeiträge erweitert, darunter eine instruktive „Kleine Kulturgeschichte des Messens“.

Plinke, Wulff (Hg.): ***Wirtschaftswissenschaft in christlicher Verantwortung. Ehrenpromotion von Wilhelm Krelle in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin*** (Schriften der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin), Springer Verlag, Berlin u.a. 1997, X + 139 S.

Diese Publikation interessiert im hiesigen Kontext insoweit, als Krelles Ehrenpromotion durch die HU 1994 umstritten war: Krelle hatte mit seinen Äußerungen als Vorsitzender der Struktur- und Berufungskommission 1992 zu Zweifeln Anlass gegeben, dass fachliche Kriterien in den Personalbewertungen dominieren würden. Dann stellte sich überdies heraus, dass seiner akademischen Laufbahn im Nachkriegsdeutschland eine militärische Karriere vorausgegangen war, die ihn in eine Spitzenposition der Waffen-SS geführt hatte. Das CV Krelles, das in der Dokumentation der Ehrenpromotion – drei Jahre nach dem Akt selbst und zwei Jahre nach biografischen NS-Recherchen zu Krelle – abgedruckt ist, vermerkt dazu „Wehrmacht (Heer), zuletzt Generalstabsoffizier (1935–45)“. Da Krelle als SBK-Vorsitzender der angekündigt hatte, Marxisten an der Fakultät den Zutritt zu verwehren, enthält die Wahl des Buchtitels „... in christlicher Verantwortung“ eine besondere Pointe: An der konfessionell ungebundenen Humboldt-Universität sollte auch 1994 bereits nur für Leistungen ehrenpromoviert werden, die in wissenschaftlicher Verantwortung erbracht worden waren, und ob

daneben auch eine lebensreformerische, salafistische oder eben christliche Verantwortung orientierend war, hatte eigentlich gleichgültig zu sein. Mit seiner Titelwahl dokumentierte der Herausgeber, seit 1993 Professor an der HU, statt der Befreiung von (z.B. kommunistischen) Konfessionsvorbehalten deren Ersetzung. Es wird ihm unbewusst unterlaufen sein. Aber darin, dass er diese aparte Pointe übersah, steckt auch eine erhellende Mitteilung zur inhaltlichen Dimension der Hochschultransformation.

Rambau, Jürgen: *Der Fall Wilhelm Krelle. Vom SS-Generalstabsoffizier zum Abwickler an der Humboldt-Universität zu Berlin*, unt. Mitarb. v. Helmut Rolle u. Mario Arndt, verlag am park, Berlin 2020, 127 S.

Wilhelm Krelle (1916–2004) war 1992 zum Gründungsdekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Humboldt-Universität berufen worden. Fachlich sprach einiges für ihn, politisch aus der Sicht der Landesregierung wohl auch. In seiner Antrittsrede habe er seine Mission mit den Worten umrissen: „Kein Marxist wird seinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen, solange ich hier das Sagen habe.“ Als Krelle nach vollbrachter Arbeit 1994 die Ehrendoktorwürde der HU erhalten sollte, unternahm es eine studentische Initiative, alten Gerüchten um eine SS-Vergangenheit Krelles nachzugehen. Ergebnis: Krelle war als SS-Sturmbannführer 1. Generalstabsoffizier der Waffen-SS-Panzerdivision „Götz von Berlichingen“ gewesen. Was im westdeutschen Nachkriegshochschulsystem ins Normalitätsspektrum passte, erhielt nun mit seiner Arbeit an der Humboldt-Universität eine neue Konnotation. Die Universität kam nicht umhin, eine Kommission zur Aufklärung der Vorwürfe einzusetzen. Diese formulierte als Ergebnis ihrer Arbeit: Krelle habe zwar eine SS-Division befehligt und den SS-Dienstgrad aus Autoritätsgründen verwendet, sei aber niemals Mitglied der Waffen-SS gewesen. Auf Basis dieser Einschätzung hielt die HU an der Ehrendoktor-Verleihung fest. Das Buch erhellt diese Vorgänge vor 1945 und nach 1991.

Teymour, Armin: *Die juristische Abwicklung von (Teil-)Einrichtungen und von Unternehmen der ehemaligen DDR. Eine deskriptive Analyse am Beispiel der Hochschulauflösung auf Grundlage von Art. 13 Abs. 1 Satz 4 EinigungsV und eine exemplarische Analyse am Beispiel der Interflug unter Berücksichtigung der Rechtsprechung und der zeitgenössischen Literatur* (Schriften zur Rechtsgeschichte Bd. 198), Duncker & Humblot, Berlin 2021, 266 S. € 74,90.

130 Seiten dieser Doppeluntersuchung widmen sich den Abwicklungen an den Hochschulen, die zum Jahresende 1990 verfügt worden waren und vornehmlich gesellschaftswissenschaftliche Institute betrafen. Ausführlich werden, neben zeitgeschichtlichen Kontexten, insbesondere prozessuale Fragen im Rahmen der Abwicklung dargestellt und die Rechtsprechung zur Abwicklung ausgewertet. Abschließend ein Vergleich der Untersuchungsergebnisse dieser Teilstudie mit einer weiteren zur Abwicklung des DDR-Zivilluftfahrtbetriebs Interflug. Im Anhang ein Interview mit dem langjährigen sächsischen Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer.

3. Künstlerische Hochschulen, Gestaltung und Architektur

Mühlenberend, Sandra (Hg.): *Sammlungen an Kunsthochschulen. Speichern und Vermitteln*, Hochschule für Bildende Künste Dresden, Dresden 2020, 108 S. Volltext unter <https://artonomia.de/sammlungen-an-kunsthochschulen-speichern-und-vermitteln/>

Im DDR-geschichtlichen Kontext interessieren folgende Beiträge in dieser Publikation: „Einstöße – Aussichten. Die Sammlung fotografischer Diplomarbeiten (1955–1990) an der HGB Leipzig“ (Julia Blume); „Zwischen Auftrag und Eigensinn. Die Gemäldesammlung der

HfBK Dresden“ (Kathleen Rosenthal) und „Die Sammlung der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle“ (Julia Hamelmann/Sandra König).

Greinke, Susanne / Sandra Mühlenberend (Hg.): *Vor der Kunst. Malerei in der Kunsthochschule Dresden von 1950 bis 1990. Eine Ausstellung des Projektes „Körper und Malerei“ an der Hochschule für Bildende Künste Dresden vom 10.5. bis 23.6.2019 im Oktogon. Kunsthalle der HfBK Dresden*, Hochschule für Bildende Künste Dresden, Dresden 2019, 46 S. Volltext unter <https://artonomia.de/zum-nachlesen-begleitheft-zur-ausstellung/>

Die Kustodie der Hochschule für Bildende Künste Dresden verfügt über umfassende Sammlungen, u.a. einem großen Gemäldebestand, der wesentlich aus Abschlussarbeiten besteht. Mit der Ausstellung „Vor der Kunst“ öffnete die Hochschule ihr Depot und bot erstmalig einen umfassenden Einblick in die Malereiausbildung von 1950 bis 1990 sowie in die Sammlungen als Lehr- und Forschungsobjekt. Zum zugrundeliegenden Projekt gibt es eine ergänzende Website, u.a. mit einer Liste aller Absolvent.innen der HfBK Dresden 1947–1990: <https://artonomia.de/gemaldesammlung/>

Städtische Galerie Schloß Oberhausen / Ludwig Institut für Kunst der DDR (Hg.): *Leipziger Schule 1945–1990. Malerei/Grafik/Fotografie. Lehrer und Absolventen der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig*, Leipzig/Oberhausen 1990, 247 S.

Der Band erschien in Begleitung einer Ausstellung, die vom Januar bis Juni 1990 in der Staatlichen Kunsthalle Berlin, der Städtischen Galerie Schloß Oberhausen und im Kunstverein Hannover gezeigt wurde. Ihr Zustandekommen ging noch auf das deutsch-deutsche Kulturabkommen von 1987 zurück. Arno Rink schreibt unter dem Titel „Man wird nicht als Realist geboren“, Peter Pachnicke über „Traditionslinien der Hochschule“, Inge Ludescher zur „Leipziger Malerei und Grafik in der Sammlung Ludwig und ihre Rezeption in der Bundesrepublik“, Bernd Lindner über „Die Leipziger Schule und ihr Publikum“, Christine Rink über „Die Galerie der Hochschule“, Anneliese Hübscher zu den Jahren des Neubeginns 1945 bis 1959. Neben Abbildungsteilen enthält der Band auch ein Verzeichnis der Hochschullehrer.innen 1945–1989 und eine Auswahlbibliografie zur HGB.

Hochschule für Grafik und Buchkunst (Hg.): *100 Jahre Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Arbeiten von Absolventen und Studenten 1980–93. Eine Ausstellung der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, 29. April bis 29. Mai 1993*, Leipzig 1993, 158 S.

Rolf Sachsse schreibt zu den photographischen Abteilungen der Hochschule für Grafik und Buchkunst zwischen 1890 und 1950, Peter Guth zu „Wege nach 1945“. Andreas Krase liefert ein Ausstellungsverzeichnis mit Biografien der Beteiligten. Die Lehrkräfte bis 1993 werden vorgestellt und alle Studierenden in einer Liste erfasst. Daneben enthält der Band Arbeiten, die in der Ausstellung gezeigt wurden.

Blume, Julia / Fred Smeijers: *Ein Jahrhundert Schrift und Schriftunterricht in Leipzig. One century of type and teaching typefaces in Leipzig, Hochschule für Grafik und Buchkunst* (orange files. Studien zur Grammatologie #4), Institut für Buchkunst der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, Leipzig 2010, 280 S.

Einleitend eine kurze Geschichte der Schriftausbildung und Schriftentwicklung an der HGB, dann Abbildungen und schließlich Angaben zu Personen, Schrifttypen und Literatur.

Blume, Julia / Heidi Strecker (Hg.): ***Freundschaftsantiqua. Ausländische Studierende an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Ein internationales Kapitel der Kunst in der DDR*** (Journal der HGB #2), Hochschule für Grafik und Buchkunst, Leipzig 2014, 87 S. € 14,-.

Katalog zu einer Ausstellung in der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig. Zeitweilig betrug in der DDR der Anteil ausländischer Studierender an der Leipziger HGB fast ein Drittel. Wie und warum diese in die DDR kamen, wie sie dort aufgenommen und gefördert wurden, welche Arbeiten sie vorlegten, wie ihre Biografien nach dem Studium weitergingen und welche Erinnerungen sie an die Zeit an der HGB haben – dies wird in der Ausstellung und dem Katalog dargestellt.

Kunsthalle Nürnberg (Hg.): ***Bemerke den Unterschied. Micha Brendel, Peter Dittmer, Else Gabriel, Rainer Görß, Jörg Herold, Via Lewandowsky und Durs Grünbein***, Verlag für Moderne Kunst, Nürnberg 1991, 60 S.

Tannert, Christoph (Hg.): ***Autoperformationsartistik. In Verbindung mit der Ausstellung „Bemerke den Unterschied“ in der Kunsthalle Nürnberg***, Verlag für Moderne Kunst, Nürnberg 1991, 76 S.

Brendel, Micha / Else Gabriel / Rainer Görss / Via Lewandowsky: ***Ordnung durch Störung. Auto-Perforations-Artistik. Katalog anlässlich der Ausstellung im Oktagon***, hrsg. für die Hochschule für Bildende Künste Dresden, Verlag für Moderne Kunst, Nürnberg 2006, 179 S. + DVD mit Filmen.

Die drei Publikationen dokumentieren eine für die DDR ungewöhnliche und dann wirkmächtige Kunstform, die an der Hochschule für Bildende Künste Dresden entwickelt worden war. Brendel, Gabriel und Lewandowsky hatten dort 1984 ihr Studium im Studiengang Bühnenbild begonnen, begannen bereits im ersten Studienjahr mit der Entwicklung von Performances, dabei unterstützt durch ihren Lehrer Günther Hornig (1937–2016). Getarnt als Beitrag zu einem der legendären Faschingsfeste an der Hochschule hatten die drei, ergänzt inzwischen um weitere Studierende, 1986 ihre erste große Aufführung: eine provokatorische Aktion, die die eigenen Körper nicht schonte, mit den Zutaten Fleisch, körperintensives Agieren bis zur Erschöpfung, Unterdrückung, Angst, Schmerz, Lust und Leid. Im zweiten der hier angezeigten Bände finden sich u.a. eine instruktive Ereignisgeschichte als Zeittafel, zwei einordnende Beiträge und eine Dokumentation zeitgenössischer Berichte und Kommentare. Im dritten Band werden die Performances in diversen Beiträgen kunstgeschichtlich und kulturpolitisch kontextualisiert. Alle drei Bände enthalten fotografische Dokumentationen der künstlerischen Aktionen.

Hintz, Kathrin: ***Geschichte der Bibliothek Burg Giebichenstein – Hochschule für Kunst und Design in Halle***. Diplomarbeit im Studiengang Bibliothekswesen an der HTWK Leipzig, Leipzig 1994, 58 S.

Die Seiten 26–47 befassen sich mit den Jahren 1933–1958, 1958–1980 und 1980 bis zur Gegenwart. Die Arbeit liegt in der Bibliothek der Burg Giebichenstein – Hochschule für Kunst und Design Halle vor (Signatur S 21).

Schäfer, Rudolf (Hg.): ***10mal10Burg100. Zehn Fotografierende, zehn Jahrzehnte: 1915–2015. Ausstellungskatalog / Stadtmuseum Halle (Saale), 26.05. 2015–31.05.2015***, Halle (Saale), Burg Giebichenstein, Halle (Saale) 2015, 87 S. + unpag. Begleitheft.

Studierende des heutigen Masterstudiengangs Photography sind in das Archiv und die Sammlungen ihrer Hochschule gegangen und haben daraus eigene fotografische Interpretationen der Burg-Geschichte erzeugt. Mit Arbeiten von Johannes Stein, Uwe Jacobshagen,

Yvette Cruz, Raisa Galofre, Rouven Faust, Angelina Perke, Walter Oppel, Sophie Valentin, Nikolaus Brade & Emanuel Mathias, Daniel Kockro.

Grassimuseum Leipzig (Hg.): **Schmuck. Burg Giebichenstein 1970–1992**, Hochschule für Kunst und Design Halle, Arnold'sche Verlagsanstalt, Stuttgart 1992, 200 S.

Neben einem Katalogteil – der Band entstand anlässlich einer Ausstellung – folgende Textbeiträge: „Die Arroganz der Macht ist der Tod der Kultur“ (Peter Skubic), „Die hallesche Schule“ (Andrea Richter), „Zur Ausbildung“ (Dorothea Prühl) und „Schmuck aus Burg Giebichenstein“ (Heinz Schönemann). Zum Schluss ein Absolventenverzeichnis.

Schöbe, Lutz: **Friedrich Engemann. Vom Bauhauslehrer zum Burgdozenten** (Edition Bauhaus Bd. 63), mit Beiträgen von Angela Dolgner und Andreas Butter, hrsg. von der Stiftung Bauhaus Dessau, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2024, 288 S. € 28,-.

Nachdem Engemann (1898–1970) von 1928 bis 1933 Lehrer am Bauhaus Dessau, 1928–1930 auch Stellvertreter des Bauhaus-Direktors Ludwig Mies van der Rohe und ab 1929 Leiter der Versuchs- und Entwicklungswerkstätten war, wirkte er 1948–1970 an der halleschen Hochschule Burg Giebichenstein. Deren Entwicklung hat er wesentlich mitgestaltet. 1950 wurde er dort auch zum Professor berufen. Von Halle aus entfaltete er einen prägenden Einfluss auf die industrielle Formgestaltung in der DDR.

Anger, Richard: **Plaste von der Burg 1959 bis 1962. Entwürfe des Instituts für Entwurf und Entwicklung an der Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle – Burg Giebichenstein**, Hoppegarten 2018, 56 S.

Kurze Geschichte des Instituts in Wort und Bild.

Hirdina, Heinz: **Vorlesungen von Heinz Hirdina**. Bd. 1: *Figur und Grund. Entwurfshaltungen im Design von William Morris bis Buckminster Fuller* (2022, 335 S., € 28,-). Bd. 2: *Theorie und Geschichte des Designs 1. Einführung / Italien und Japan* (2024, 192 S., € 42,-). Bd. 3: *Theorie und Geschichte des Designs 2. Reaktionen auf die Moderne* (2024, 451 S., € 34,-) (Edition Bauhaus Bd. 40–42), hrsg. von Achim Trebeß für die Stiftung Bauhaus Dessau, Spector Books, Leipzig.

Heinz Hirdina (1942–2013) gilt als der wichtigste Designtheoretiker der DDR. 1968 bis 1979 arbeitete er für die Designzeitschrift „form+zweck“, ab 1973 als ihr Chefredakteur. 1980 bis 1986 war er verantwortlich für das Lektorat der Designpublikationen im Dresdner Verlag der Kunst. Zwischen 1988 und 2004 hielt er als Dozent, dann Professor an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee Vorlesungen zur Theorie und Geschichte des Designs, die hier herausgegeben wurden. Achim Trebeß liefert jeweils Einleitungen.

Hartmann, Wolf-D.: **Mode im Plankorsett. Nähkästchenplaudereien aus dem Modeinstitut der DDR**, Regia-Co-Work, Cottbus 2020, 270 S.; 2. erw. u. überarb. Aufl. 2021, 282 S. € 15,-.

Hartmann (*1946) studierte Ingenieurökonomie in Dresden, wurde an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst promoviert (über Prognostik) und habilitierte sich dort (über Innovationstheorien). 1983 wurde er an der HfÖ zum Professor berufen. 1987 übertrug man ihm die Leitung des Modeinstituts der DDR – da man dafür keinen Modeexperten (der Hartmann nicht war), sondern einen effektiven Organisator für nötig erachtete. Das Modeinstitut war ein regierungsunmittelbares Institut sowohl für Gestaltung als auch für Forschung, be-

trieb internationale Trenduntersuchungen, deren Ergebnisse es an die DDR-Ressourcenbedingungen zu adaptieren suchte, um mit den daraus entstandenen Entwurfsarbeiten dann bei den Generaldirektoren der einschlägigen Kombinate fallweise auf Verschlossenheit oder Offenheit zu stoßen. Hartmann war zwar nur drei Jahre Direktor des Instituts, schöpft daraus aber eine Fülle an Einblicken in das Innenleben, wobei diese sich mehr auf die Gestaltungsaufgaben und zwischenmenschlichen Beziehungen als auf die Trendforschung beziehen.

Hermann-Henselmann-Stiftung (Hg.): *Bruno Flierl. Erinnerung an die Zukunft. Hermann Henselmann Kolloquium 18.11.2023* (Henselmann Beiträge zur Stadtpolitik H. 10/1–2024), Berlin 2024, 32 S. Volltext unter https://www.hermann-henselmann-stiftung.de/wp-content/uploads/H10_web_240120-ok.pdf

Bruno Flierl war einer der renommiertesten Experten für Architektur und Städtebau in der DDR und bis 1984 Hochschullehrer an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2023 starb er im Alter von 96 Jahren. Dies war der Anlass, ihn und sein Vermächtnis in den Mittelpunkt eines Kolloquiums zu rücken. In drei thematischen Blöcken widmete es sich den Beiträgen Flierls zur Planung der Berliner Mitte während der DDR-Zeit, seinen Interventionen in den Jahren des Umbruchs nach 1989 sowie der Frage, wie das Denken und Wirken von Bruno Flierl heutige Ansichten, Planungen und Debatten über die räumliche Lebenswelt geformt haben und weiter beeinflussen.

Nagler, Heinz / Philipp Strohm (Hg.): *Stadt denken. Stadt machen. 20 Jahre Stadt- und Regionalplanung an der BTU Cottbus-Senftenberg! = Thinking the city. Making the city. 20 years of urban and regional planning at BTU Cottbus-Senftenberg!*, Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Cottbus 2015, 187 S.

Resümiert wird die Entwicklung des an der BTU weitgehend neu aufgebauten Fachgebiets Stadt- und Regionalplanung, das über acht Professuren verfügt und an dessen Lehr- und Forschungsaktivitäten weitere neun Professuren aus Architektur und Bauwesen beteiligt sind.

4. Naturwissenschaften

Albrecht, Edo / Otto Dohnert / Marlis Schneider / Hartmut Bourcevet: *DDR-Forschung im internationalen Vergleich unter Zugrundelegung der Patentstatistik*, Sektion Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsorganisation der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1991, 145 S. + Anhänge.

Studie im Auftrag des Wissenschaftsrates, mit der sich dieser ins Bild über die angewandte Forschung in der DDR setzen ließ. Neben einem allgemeinen statistischen Überblick werden Analysen zu bedeutsamen Erfindungen, zu Vorläuferfindungen, zur technischen und ökonomischen Wertigkeit der patentierten Erfindungen unternommen sowie ausgewählte Technikfelder (Industrieroboter, Laser, Enzyme, Solarzellen) und Einrichtungen (Humboldt-Universität, Akademie der Wissenschaften) näher betrachtet.

Enard, Mathias: *Tanz des Verrats. Roman*, aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller, Hanser Verlag, Berlin 2024, 244 S. € 25,-.

Formal zwei nebeneinanderstehende Handlungen, die aber eigentlich zwei ineinandergeschobene Bücher sind. Zu entscheiden, ob beide etwas miteinander zu tun haben könnten und ggf. was, bleibt den Leser.innen überantwortet. Die eine Handlung handelt in einem nicht näher bestimmten Krieg, die andere von einem (fiktiven) großen Mathematiker namens Paul Heudeber, der in Ost-Berlin lebte. Möglicherweise soll die Klammer für beide Handlungen die

europäische Gewaltgeschichte des 20. Jahrhundert sein; vielleicht auch die Spannung des Nebeneinanders von Gewalt und Feingeistigkeit. Heudeber hatte fünf Jahre KZ Buchenwald überlebt, sich nach dem Kriegsende für die DDR entschieden, wurde als Löser vertrakter mathematischer Probleme fachintern weltberühmt, ließ sich 1983 überreden, die Direktion des AdW-Zentralinstituts für Mathematik zu übernehmen, das dann dank seines Glanzes die Zeit der Evaluationen überstanden habe, und kam 1995 bei einem Badeunfall ums Leben, der auch ein Suizid gewesen sein könnte. „Paul definierte sich als ‚antifaschistischer Mathematiker‘. Er war störrisch wie ein Axiom“ und „stand auf zwei Beinen: der Algebra und dem Kommunismus“. Die Lebenspartnerin Heudebers, mit der er seit den 30er Jahren zusammen war, lebte zunächst auch in der DDR, ging nach dem 17. Juni 1953 nach Westdeutschland, machte dort im Umfeld Willy Brandts politische Karriere und schien vom Kommunismus ihrer frühen Jahre geheilt. Beide führten dann über Jahrzehnte eine Fernbeziehung, erleichtert durch Berlin-Tagesvisum und Heudebers Reisekader-Status. Die als Erzählerin auftretende Tochter der Heudebers, ansonsten als Mathematikhistorikerin und mit inzwischen 71 Jahren recht abgeklärt, ist 2022 hell entsetzt: Da liest sie in der Stasi-Akte ihrer Mutter, dass diese über Jahrzehnte an die Hauptverwaltung Aufklärung des MfS berichtet hatte. Warum sie etwas so Unüberraschendes derart entsetzt, bleibt ebenso unklar wie vieles andere in diesem Buch.

Holste, Carl: *Zur Physik-Fachforschung an der PH Dresden. Rückblick und Würdigung. Von den Anfängen bis zur Integration in das Forschungsspektrum der Fachrichtung Physik der TU Dresden. Zum 45. Jahrestag der Gründung der PH-Themengruppe „Metallermüdung“*, Selbstverlag, Langebrück 2013, 42 S. Volltext unter <https://docplayer.org/72066012-Zur-physik-fachforschung-an-der-ph-dresden-von-den-anfaengen-bis-zur-integration-in-das-forschungsspektrum-der-fachrichtung-physik-der-tu-dresden.html>

Dargestellt werden Forschungsprofil und -ergebnisse sowie das Publikationsgeschehen der im Untertitel genannten Themengruppe. Hinzu tritt eine Dokumentation „Tabellarische Zusammenstellung von Daten und Fakten“ (verschiedene Personalübersichten, Promotionen A und B, Tagungen, Auszeichnungen).

Peschke, Elmar / Gerald Moritz (Hg.): *Cricetinae. Internationales Ehrensymposium im Gedenken an Rolf Gattermann* (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Klasse Bd. 64, H. 5), Hirzel Verlag, Stuttgart 2008, 102 S.

Rolf Gattermann (1949–2006) war ab 1985 Dozent am Zoologischen Institut der Universität Halle-Wittenberg und 1994 bis zu seinem Tode Professor für Allgemeine Zoologie ebenda.

Witticke, Helmut / Martin Heinze: *Forstausbildung in Thüringen. Schwarzburg 1946–2008*, EchinoMedia Verlag, Bürgel 2008, 192 S.

Das Buch gibt einen Überblick über die Geschichte der Forstausbildung in Thüringen und Schwarzburg seit dem Ende des 2. Weltkriegs, zeigt die Entwicklung der Ausbildung und stellt das Lehrerkollegium vor. Die institutionellen Stationen in Schwarzburg waren: Landesforstschule 1946–1950, Fachschule für Forstwirtschaft 1968–1990, FH in Gründung 1990–1993, FH für Forstwirtschaft 1993–2008, Überführung in die FH Erfurt 2007/08. H. Witticke lehrte seit 1973, später auch als Professor in Schwarzburg. M. Heinze war seit 1992 Professor und Rektor der zeitweiligen FH.

Lehmann, Franco: **Zwischen Selbstbestimmung und Fremdsteuerung. Die Bergakademie Freiberg im Transformationsprozess 1989 bis 1993.** Dissertation, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg 2013, 313 S., unveröff.

Detaillierte Rekonstruktion der Umbauvorgänge an der Bergakademie.

Holle, Andrea: **Leben und Werk des Obermedizinalrates Prof. Dr. phil. Dr. med. vet. Johannes Schmidt (1870–1953).** Inaugural-Dissertation, Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Leipzig, Leipzig 2008, 111 S., unveröff.

Schmidt, Professor an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig, war eigentlich 1936 emeritiert worden, wurde 1940 wegen Einberufung seines Nachfolgers zur Wehrmacht reaktiviert und im November 1945, im Alter von 75 Jahren, Dekan der Fakultät. Er trug wesentlich dazu bei, die Lehre aufrechtzuerhalten, leitete zeitweise vertretungsweise sechs Institute und übernahm sämtliche Lehrverpflichtungen, die damit verbunden waren.

Guski-Leinwand, Susanne / Nussmann, Hannah D.: **Bibliografie zu psychologischen Publikationen DDR/Wiedervereinigung**, unt. Mitarb. v. Sven Iding, Marie-Theresa Kaufmann, Larissa Metkemeier, Fachhochschule Dortmund, Dortmund 2023. URL <https://psycharchives.org/en/item/c9ea99da-0092-4351-97bb-db383960157d>

Die Bibliografie weist DDR-Veröffentlichungen zu psychologischen Themen sowie solche über die Psychologie der DDR vor und nach 1989 nach. Sie enthält 7.740 Titel, davon 651 ab 1990 publizierte. Zum Beispiel sind alle Beiträge erfasst, die in den DDR-Fachzeitschriften „Probleme und Ergebnisse der Psychologie“ und „Psychologie für die Praxis“ sowie in den Kongressberichten der Gesellschaft für Psychologie der DDR erschienen waren. Die Bibliografie wird in vier RDF-Dateien offeriert: „Bibliothek zur akademischen Psychologie“, „Einträge aus den Bibliografien der Gesellschaft für Psychologie“, „Einträge aus „Probleme und Ergebnisse der Psychologie“ und „Psychologie für die Praxis“ sowie „Einträge aus den Kongressberichten der Gesellschaft für Psychologie der Deutschen Demokratischen Republik“. Unter oben angegebener URL können die vier Dateien im RDF-Format gefunden werden. Diese lassen sich mit dem Literaturverwaltungsprogramm Zotero öffnen, dann in CSV-Dateien exportieren, welche schließlich mit z.B. MS-Excel oder LibreOffice geöffnet werden können. Die Literatur wird dann als Liste dargestellt.

FH Dortmund (Hg.): **Psychologie im Sozialismus. Podcast**, 5 Folgen, Dortmund 2023. URLs <https://bundescast.de/@ddrpsychologie/episodes> und <https://www.fh-dortmund.de/news/fb8-podcast-psychologie-im-sozialismus.php>

In den Podcast-Folgen geht es um „Psychologie unter politischem Diktat und Justiz“, „Akademische Psychologie in der DDR“ und die sog. Operative Psychologie, die von der Staatssicherheit an ihrer Hochschule in Potsdam-Golm erforscht, gelehrt und von den Absolventen dann in der Praxis angewandt wurde.

Guski-Leinwand, Susanne: **Psychologie unter politischem Diktat in der DDR**, Psychosozial-Verlag, Gießen 2024, 285 S. € 36,90.

Das Thema wird in drei Kapiteln entfaltet: „Psychologie als Wissenschafts- und Referenzdisziplin im Kalten Krieg: Die Perspektive der DDR“, „Akademische Psychologie in der DDR“, „Verwertungen der Psychologie zu Zwecken politischer Repression“. Im letztgenannten Kapitel geht es um die Operative Psychologie des Ministeriums für Staatssicherheit, die anhand von Texten und Diplomarbeiten aus der Juristischen Hochschule des MfS untersucht wird.

5. Medizin und affine Fächer

Max-Stirner-Archiv (Hg.): *Achim Thom*, Leipzig o.J. URL <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/philosophie.html#thomA>

Achim Thom (1935–2010) war 1973–1977 Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus, dann bis 2000 Professor für Geschichte der Medizin und bis 1992 Direktor des Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften an der Leipziger Universität. Er forschte zu Wissenschaftstheorie, philosophischen Problemen der Medizin und Psychologie, psychiatrischen Theorien sowie zu ethischen Problemen und der Geschichte der Medizin bis zum und im Nationalsozialismus. Die Website dokumentiert zahlreiche seiner Veröffentlichungen 1964 bis 1994 als Volltextdateien.

Kilbach, Olaf: *Die Entwicklung der Gesellschaft für Physiotherapie von ihrer Gründung bis zum Jahre 1980*. Dissertation, Medizinische Fakultät der Humboldt-Universität, Berlin 1991, 165 + XIX S., unveröff.

Die Gesellschaft für Physiotherapie begann 1957 als Gesellschaft für physikalisch-diätetische Medizin und wurzelte in der Naturheilkunde und Lebensreformbewegung. Dargestellt wird die Geschichte der Gesellschaft im engeren Sinne im Zusammenhang der Entwicklung des Faches an den DDR-Hochschulen und in den medizinischen Studiengängen.

Herzog, Andreas (Regie): *Die Toten von Marnow. Vierteilige TV-Serie*, NDR 2021, viermal 90 Minuten. Nach dem gleichnamigen Buch von Holger Karsten Schmidt. Online bei Netflix.

Es geht um Medikamententests, die westliche Pharmafirmen in DDR-Kliniken hatten durchführen lassen. Solche Tests fanden tatsächlich seit dem Mauerbau statt, vornehmlich an Universitätskliniken (im Buch ist eine mecklenburgische Provinzklinik der Handlungsort). Die ARD hatte zur TV-Serie Begleitmaterial online bereitgestellt, u.a. eine zeitgeschichtliche Einordnung durch einen Medizinhistoriker. Darin wird der DDR-Teil der erzählten Geschichte in seinen zentralen Elementen dementiert. Diese Einschätzungen decken sich mit Untersuchungen, die zu den Tests seit 2016 publiziert worden sind, nachdem „Der Spiegel“ 2013 die Vorgänge skandalisiert hatte: Der Patientenschutz war gewahrt, und die Tests wurden nach internationalen Standards durchgeführt. So bleibt es ein Rätsel, dass der Film als – mit den Geldern der Rundfunkgebührenzahler finanzierte – Beitrag zur zeithistorischen Aufarbeitung beworben wird. Der verantwortliche NDR schreibt einerseits auf der Website: „Der Krimi beruht auf wahren Tatsachen“; die Ermittler versuchten, „alle Puzzleteile zusammenzusetzen, decken Verbindungen aus mehr als drei Jahrzehnten zurückliegenden Ost-West-Zeiten auf und werden mit Seilschaften konfrontiert, die immer noch funktionieren“. Letzteres kann schon deshalb kaum sein, weil Akteure, die bereits in der DDR eine Rolle spielten, nach über 30 Jahren Mitte siebzig sind. Andererseits produzierte dieselbe NDR eine einstündige Hörfunkdokumentation, die sämtliche dieser „wahren Tatsachen“ als Fake News überführt, und stellte auch diese Datei auf die Filmseite der Mediathek (<https://www.daserste.de/unterhaltung/serie/die-toten-von-marnow/index.html>).

Wiersbitzky, Siegfried / Otto-Andreas Festge (Hg.): *Zentrum für Kinder- und Jugendmedizin Greifswald 1997–2004*, Universitätsklinikum der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Greifswald 2005, 250 S.

Neben historischen Rückblicken finden sich ausführliche Darstellungen der Entwicklungen der Zeit nach Abschluss des Hochschulumbaus.

Smiszek, Franz-Georg: *Eine Festschrift. Zum 60. Jahrestag der Gründung der Greifswalder Orthopädie*, unt. Mitarb. v. Susanne Kühl, Manuela Jahnke u. Ulf Deml, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Greifswald o.J. [2015], 168 S. Neben ausführlichen Darstellungen zur Zeit bis 1945 werden in je eigenen Kapiteln die DDR-Jahrzehnte, die 90er Jahre und die Zeit ab der Jahrhundertwende verhandelt.

Lachmann, Burkhard: *Seeing is Believing. Mein medizinisches Forscherleben zwischen Ost und West*, Pabst science publishers Lengerich/Westf. 2024, 426 S.

Lachmann (*1942), Pathophysiologe, legt hier seine Autobiografie vor. 1984 wurde er, nachdem er sich 1981 habilitiert hatte, Chefarzt der Abteilung für Experimentelle Therapie am Forschungsinstitut für Lungenkrankheiten Berlin-Buch, hatte aber mangels Parteimitgliedschaft keine Aussicht auf eine Professur. 1985 nutzt er eine West-Reise dazu, nicht in die DDR zurückzukehren. Er wird Professor in Rotterdam. Auf 185 Seiten berichtet Lachmann über seine 44 Jahre Leben in der DDR und die Jahre nach dem Seitenwechsel. In einem ausführlichen Anhang wird dies durch Zeitdokumente ergänzt.

Heidel, Caris-Petra / Hans Zwipp (Hg.): *Von der chirurgisch-medicinischen Akademie zur Hochschulmedizin Dresden. Festschrift zum 200. Gründungsjubiläum der wichtigsten Vorläufereinrichtung*, Verlag Hille, Dresden 2015, 333 S. € 19,80.

In Einzelartikeln werden jeweils die historischen Entwicklungen der Kliniken, Institute und einzelner Fachgebiete vorgestellt.

Mühlenberend, Sandra / Susanne Wernsing (Hg.): *VEB Museum. Das Deutsche Hygiene-Museum in der DDR*, Wallstein Verlag, Göttingen 2024, 224 S. € 20,-.

Das Dresdner Hygiene-Museum, gegründet 1912, war in der DDR eine hybride Einrichtung. Es erfüllte nicht nur Sammlungs- und Ausstellungsaufgaben, sondern fungierte seit 1954 auch als Zentralinstitut für medizinische Aufklärung. Innerhalb dieses Zentralinstituts existierten wiederum zwei Institute: das Institut für Gesundheitserziehung und das Institut für Lehrmittelproduktion. Anfang der 1990er Jahre war es durch den Freistaat Sachsen vor der Zerschlagung durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die als unmittelbarer Konkurrent aparterweise mit der Neugestaltung des Hauses beauftragt worden war, gerettet. 2024 veranstaltete das Museum eine Ausstellung zu seiner DDR- und Transformationsgeschichte. Das Buch ist der Begleitband dazu.

Wissenschaftsrat: *Stellungnahme zum Konzept für den Aufbau der Medizinischen Universität Lausitz – Carl Thiem*. Drs. 1873-24, Köln 2024, 235 S. Volltext unter https://www.wissenschaftsrat.de/download/2024/1873-24.pdf?_blob=publicationFile&v=6

Das Land Brandenburg plant mit dem Aufbau der „Medizinischen Universität Lausitz – Carl Thiem“ am Standort Cottbus, die erste staatliche Universitätsmedizin in Brandenburg zu errichten (inzwischen zum 1.7.2024 gegründet, Beginn des Studienbetriebs für 2026 geplant). Ermöglicht wird dies durch die Kompensationszahlungen des Bundes für den Kohleausstieg. Damit kann ein Strukturfehler der Transformation der 90er Jahre behoben werden: Die seitherzeit ins Auge gefasste Mitversorgung Brandenburgs durch die Berliner Medizinischen Fakultäten funktionierte nie, da der überwiegende Teil der Hauptstadtstudierenden auch nach dem Studienabschluss Wohnortpräferenzen hat, die sich mit der spezifischen Ländlichkeit Brandenburg nicht vertragen. Mit den geplanten Forschungsschwerpunkten Gesundheitssystemforschung sowie Digitalisierung des Gesundheitswesens habe das Land nach Einschätzung des Wissenschaftsrats auf die Besonderheiten der Region ausgerichtete Schwerpunkte

für die Universitätsmedizin Lausitz gewählt. Sie böten das Potenzial, regional wie überregional ein Alleinstellungsmerkmal auszubilden. Dass ursprünglich geplant war, die Lausitzer Hochschulmedizin als Medizinische Fakultät der BTU Cottbus-Senftenberg zu installieren, spielt in dem Gutachten keine Rolle. Es wird nun lediglich auf Kooperationen insbesondere mit den gesundheitswissenschaftlichen BTU-Bereichen insistiert. Die Universitätsklinik soll auf der Grundlage des bereits bestehenden kommunalen Klinikums „Carl Thiem“ (gegr. 1914) entwickelt werden.

6. Regionales und Lokales

Venske, Benjamin: ***Das Rechenzentrum der Universität Rostock 1964–2010*** (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Bd. 19), Universität Rostock, Rostock 2012, 81 S. Volltext unter https://rosdok.uni-rostock.de/resolve/id/rosdok_document_0000000227

Aus der Rechentechnik der Anfangsjahre mit einem lokalen monolithischen Rechner ist im Laufe der Jahrzehnte eine voll vernetzte IT-Infrastruktur für tausende Arbeitsplätze, einer virtualisierten Server- und Storage-Infrastruktur und einer Vielzahl von Anwendungen und IT-gestützter Verfahren gewachsen.

Krüger, Kersten (Hg.): ***Die Universitätsbibliothek Rostock. Aufbruch und Umbruch seit 1972. Direktoren berichten*** (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Bd. 22), Universität Rostock 2013, 165 S. Volltext unter https://rosdok.uni-rostock.de/resolve/id/rosdok_document_0000000245

Der Band dokumentiert im Jahre 2010 geführte Zeitzeugengespräche mit den UB-Direktoren Karl-Heinz-Jügelt, Peter Hoffmann, Renate Bähker und Robert Zepf.

Kultusministerium des Landes Mecklenburg-Vorpommern: ***Hochschulentwicklungsbericht der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern***, Schwerin o.J. [1992], 83 S.

Erster systematischer Entwurf der Landesregierung für die Entwicklung der Hochschulen, nachdem ein Jahr zuvor das Hochschulerneuerungsgesetz verabschiedet worden war.

Heinle, Wischer und Partner Planungsgesellschaft: ***Gutachten zum Hochschulbereich des Landes Mecklenburg-Vorpommern***, Stuttgart 1992, 243 S.

Das Gutachten überprüft eine vom Land vorgegebene Hochschulentwicklungskonzeption, erarbeitet Empfehlungen für den Ausbau der Hochschulen, unterstellt dies mit Entwicklungsplänen für die einzelnen Hochschulstandorte sowie mit den betrieblichen und baulichen Anforderungen für einzelne Bauabschnitte.

Dohmen, Dieter: ***Effizienzpotentiale der Hochschulen in Mecklenburg-Vorpommern. Gutachten im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern*** (FiBS-Forum Bd. 6), Forschungsinstitut für Bildungs- und Sozialökonomie, Köln 2000, 110 S. Volltext unter [https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/21860/ssoar-2000-dohmen-effizienzpotentiale_der_hochschulen_in_meccklenburg-vorpommern.pdf](https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/21860/ssoar-2000-dohmen-effizienzpotentiale_der_hochschulen_in_mecklenburg-vorpommern.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-2000-dohmen-effizienzpotentiale_der_hochschulen_in_meccklenburg-vorpommern.pdf)

Behandelt werden die Entwicklung der Studierendenzahlen, die Prognose der Absolventenzahlen, ein Ausstattungs-, Kosten- und Leistungsvergleich, der voraussichtliche Finanzbedarf der Hochschulen und wie die Ressourcen effizienter und effektiver genutzt werden könnten.

Dethloff, Manuela: *Kontinuität und Wandel in der Hochschulpolitik des Landes Mecklenburg-Vorpommern von 1990 bis 2006*, GRIN-Verlag, München 2006, 118 S.

Magisterarbeit, die eine bemerkenswerte Kontinuität der Hochschulpolitik trotz dreier unterschiedlicher politischer Konstellationen – 1990 bis 1994 CDU/FDP-, 1994 bis 1998 CDU/SPD- und 1998 bis 2006 SPD/PDS-Regierung – herausarbeitet.

Eck, Alexander / Sabine Gralka / Julia Heller / Wolfgang Nagl / Joachim Ragnitz: *Hochschulfinanzierung in Mecklenburg-Vorpommern. Gutachten im Auftrag des Landesrechnungshofes Mecklenburg-Vorpommern* (ifo Dresden Studie Bd. 75), ifo Institut, Niederlassung Dresden, Dresden 2015, 302 S. Volltext unter https://www.ifo.de/DocDL/ifo_Dresden_Studien_75.pdf

Es werden die nichtmonetären hochschulstatistischen Kennzahlen und die monetären Bestandsgrößen ausgewertet. Dies führt zu einer Projektionsrechnung, die die zukünftige Entwicklung der Finanzbedarfe ausgehend vom Status quo mit der Entwicklung der Landeseinnahmen vergleicht und damit die Leistungsfähigkeit des Landes den Zuschussbedarfen der Hochschulen gegenüberstellt.

Krüger, Kersten (Hg.): *25 Jahre Konzil der Universität Rostock 1990–2015. Hochschulerneuerung im akademischen Parlament* (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Bd. 31), Universität Rostock, Rostock 2016, 123 S. Volltext unter https://rosdok.uni-rostock.de/file/rosdok_document_0000010349/rosdok_de_private_0000098706/Krueger_25JahreKonzil_2016.pdf

Mit folgenden Beiträgen: 25 Jahre Konzil und 25 Jahre Universitätsverfassung (Gerhard Hennighausen), Das Konzil von 1991 bis 2004 (Walter Wild), Das Konzil von 2004 bis 2008 (Wolfgang Schareck), Rückblick auf drei Konzilsamtsterioden von 2008 bis 2014 (Andreas Wree), Hochschulpolitik und Konzil (Günther Wildenhain), Die Universität Rostock im Umbruch 1989–1994 (Daniel Lehmann/Kersten Krüger).

Hirtz, Peter / Ulf Borgwardt / Peer Kopelmann: *Zur Geschichte der Leichtathletik an der Greifswalder Universität. 50 Jahre Akademische Sportfeste*, unt. Mitarb. v. Manfred Bräuer, Eberhard Jeran u. Hans-Joachim Vilkner, Hochschulsportgemeinschaft der Universität Greifswald, Abt. Leichtathletik, Greifswald 2008, 194 S.

Mit drei Kapiteln: „Zur Geschichte der Leichtathletik an der Universität“, „Zur Geschichte der 50 Akademischen Sportfeste“ und „HSG-Leichtathletik in der Statistik“.

Olsowski, Anita: *Einflüsse der Neuordnung des Hochschulwesens auf die Bibliotheken in Mecklenburg-Vorpommern. Dargestellt am Beispiel der ehemaligen Pädagogischen Hochschule Neubrandenburg und der neuen Fachhochschule Neubrandenburg*. Diplomarbeit, Institut für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1992, 109 S. + Anlagen, unveröff.

Die PH Neubrandenburg war 1989 die letzte Hochschulneugründung der DDR und wurde 1992 in die Universität Greifswald eingegliedert. Die Neubrandenburger Infrastruktur indes ging in die 1991 gegründete FH Neubrandenburg über, so auch die Bibliothek, die nun aber neu auszurichten war auf die Studienfächer in den Bereichen Bauingenieurwesen und Soziale Arbeit. Ein Exemplar der Diplomarbeit befindet sich im Bestand der Hochschulbibliothek Neubrandenburg.

Asmus, Bettina und Hans-Joachim: ***Die Intelligenzsiedlungen in Ost-Berlin 1949–1961***, BeBra Wissenschaft Verlag, Berlin 2021, 240 S. € 28,-.

In den Ost-Berliner Ortsteilen Pankow und Grünau entstanden ab 1949 auf Anregung der SMAD drei Siedlungen mit insgesamt 93 Häusern, die Angehörige der Intelligenz erhielten, an deren Mitwirken am Aufbau der DDR die politische Führung gesteigertes Interesse hatte: Wissenschaftler, Techniker, Lehrer, Schriftsteller und Künstler. Die Siedlungen wie ihre Bewohner werden hier vorgestellt. Zu den letzteren zählten die künstlerischen Professoren Heinrich Ehmsen, Herbert Sandberg, Max Lingner, Fritz Cremer, Heinrich Drake, Ferdinand Friedrich, Walter Hippel, Oskar Berlinger, Heinrich Kilger, Helmut Koch, Carl Adolf Martienssen und Ernst Hermann Meyer; die Naturwissenschaftsprofessoren Hans Albert Bausch, Serge von Bubnoff, Leonhard M. J. Foitzik, Rudolf Ritschl, Heinz Chomse, Franz-Xaver Eder, Hermann Neels und Ostap Stasiw; die Medizinprofessoren Samuel Mitja Rapoport, Willi Felix, Rudolf Baumann und Emil von Skramlik; die Gesellschaftswissenschaftsprofessoren Heinz Kamnitzer, Walter Vetter, Georg Knepler, Eduard Winter, Leopold Magon, Walter Ruben, Alexander Mette, Walter Neye, Bruno Kaiser, Horst Paul Kunze und Ernst Kaemmel.

Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): ***Porträtreihe „Prominente Ehemalige“***, o.J. (2008ff.). URL <https://www.hu-berlin.de/de/ueberblick/menschen/prominenten/>

Interviews mit nach ihrem Studium prominent gewordenen Absolvent.innen der Humboldt-Universität, jeweils verknüpft mit Video-Ausschnitten aus den und Volltexttranskriptionen der Interviews. Zu den Interviewten gehören einerseits bedeutende Wissenschaftler.innen: „Ich habe diese außerordentliche Scheu mich aufzudrängen“ – Prof. em. Dr. rer. nat., Dr. h.c. Günter Tembrock (1918–2011); „Die Sprache, die den Gedanken formt, muss uns erhalten bleiben“ – Rita Schober (1918–2012); „Ein hohes Maß an Begeisterung, an Kenntnissen und eine gewisse Begabung“ – Prof. Dr. Dieter B. Herrmann (1939–2021); „Es war eine großartige Zeit für mich. Und ein Schock.“ – Prof. Dr. Jens Reich (*1939); „Es war schon eine turbulente Zeit“ – Wolfgang Thiere (*1943); „Ich war froh, in das eigentliche Leben einzusteigen zu können“ – PD Dr. Karin Büttner-Janz (*1952). Andererseits werden in nichtwissenschaftlichen Bereichen erfolgreiche Absolventen vorgestellt. Von diesen hatte die folgenden nach 1945 an der Humboldt-Universität studiert: Klaus Schütz (1926–2012, an der HU 1946–1949), Robert Kiepert (1928–2017, an der HU 1948–1950), Helmut Recknagel (*1937, an der HU 1964–1973), Regine Hildebrandt (1941–2001, an der HU 1959–1968), Monika Maron (*1941, an der HU 1962–1966), Michelle Bachelet (*1951, an der HU 1978–1979), Frank Castorf (*1951, an der HU 1971–1976), Eugen Ruge (*1954, an der HU 1975–1980), Hans-Eckardt Wenzel (*1955, an der HU 1976–1981), Jürgen Kuttner (*1958, an der HU 1980–1987), Thomas Oberender (*1966, an der HU 1988–1999), Henning Harnisch (*1968, an der HU 1998–2004).

UnAufgefördert, Redaktion (Hg.): ***UnAufgefördert. Archiv seit 1989 bis heute***, Berlin o.J. URL <https://www.unauf.de/archiv/>

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin „UnAufgefördert“ startete im September 1990 und begleitet seither investigativ die Entwicklung der HU und der Berliner Hochschulpolitik. Das Archiv enthält sämtliche Ausgaben als Volltextdateien.

Universität Potsdam (Hg.): **Fehler bei der Gründung? Neujahrsempfang widmete sich auch eigener Geschichte der Universität**, Potsdam o.J. [nach 2016]. URL <https://www.uni-potsdam.de/en/zeitzeichen/geschichte-der-up/neujahrsempfang>

Zum Neujahrsempfang des Rektors der Universität Potsdam 2016 hielt der Historiker Manfred Görtemaker den Festvortrag, Titel „25 Jahre Universität Potsdam“. Er behandelte insbesondere auf die Gründungsphase der Einrichtung. Da die Universität heute fest etabliert sei, könnten nun auch jene Aspekte deutlich angesprochen werden, die aus seiner Sicht als problematisch gelten. Er kritisierte unter anderem, dass die Universität Potsdam lediglich eine Umgründung, nicht jedoch eine Neugründung war. Die Übernahme eines großen Teils des Personals aus Vorgängereinrichtungen der Hochschule, in der Regel unbefristet geschlossene Änderungsverträge und eine mangelnde fachliche sowie halbherzige Stasi-Überprüfung der Beschäftigten seien kein leichtes Erbe gewesen. Dies habe zu einer langfristigen Blockade geführt, die eine gezielte Nachwuchsförderung für Jahrzehnte unmöglich machte. Die Ausführungen sorgten anschließend für Gesprächsstoff und Kontroversen an der Universität. Den Vortrag Görtmakers und die Reaktionen darauf hat die Universität Potsdam in einer Online-Dokumentation zusammengestellt. Dieser angeschlossen ist die Dokumentation eines Symposiums, welches das Thema im Dezember 2016 vertiefte; darauf war an dieser Stelle bereits verwiesen worden, allerdings ist die seinerzeit angegebene URL nicht mehr gültig – die neue lautet <https://www.uni-potsdam.de/en/zeitzeichen/geschichte-der-up/symposium/diskussionsforum>.

Zech, Karl-Adolf: **Arbeiter-und-Bauern-Fakultät II Halle / Institut zur Vorbereitung auf das Auslandsstudium (IVA)**. Website, Berlin o.J. [2005?]. URL <http://www.abf2-halle-50.de/ABF50.html>

Privat unterhaltene Website mit Texten und Materialien als PDF. Die hallesche ABF hatte ab den 1950er Jahren nicht mehr die Aufgabe, Arbeiter- und Bauernkinder auf ein Studium vorzubereiten, sondern leistungsstarke Abiturient.innen auf ein Studium im sozialistischen Ausland (darum auch „ABF II“). Mit dieser Funktion bestand sie länger als alle anderen ABF, bis 1990.

Kubiczek, André: **Der perfekte Kuss. Roman**, Rowohlt Verlag, Berlin 2022, 394 S. € 22,-.

2020 hatte Kubiczek den Roman „Straße der Jugend“ vorgelegt, dessen Annotation an dieser Stelle nun im wesentlichen wiederholt werden kann, da „Der perfekte Kuss“ gleichsam Band 2 in der Sache ist, nur dass die Protagonisten jetzt nicht mehr 15/16, sondern 17/18 Jahre alt sind: Handlungszeit 1987, der Autor wie seine Hauptfigur René sind beide an der Arbeiter- und-Bauern-Fakultät der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale). Diese hatte seit 1954 die Aufgabe, ausgewählte DDR-Abiturient.innen auf ein Auslandsstudium vorzubereiten, überwiegend eines in der Sowjetunion. Nach wie vor gehört sie als eigenständige Fakultät zur Martin-Luther-Universität. An sich ein Coming-of-Age-Roman, liefert das Buch auch eine ganze Reihe von Eindrücken über das schulische und außerschulische Leben an der halleschen ABF. – Insgesamt liegen nun 746 Seiten über Renés vier ABF-Studienjahre vor, die sich aber immerhin schnell und mit Amusement lesen lassen. Was im zweiten Band sachlich neu ist: René bekommt mit seiner unernsten Art, den Weg zum Abitur zu absolvieren, Schwierigkeiten (Probleme seien das „Verhältnis zum Kollektiv“, die „Einstellung zum Lernen und ... Klassenstandpunkt im Allgemeinen“). Bevor die Empfehlung für das Ökonomiestudium in der Sowjetunion gefährdet ist, widerruft er selbst seine Entscheidung dafür. Zu seinem eigenen Erstaunen befürwortet die ABF aber seine Bewerbung für einen der (in der DDR) raren Studienplätze für Germanistik in Leipzig. Allerdings muss er eines dafür inkauf nehmen: statt acht Monaten verkürzter Wehrdienst für Auslandsstudenten drei Jahre NVA-Dienst als Unteroffizier.

Universitätsarchiv Leipzig (Hg.): ***Studentischer Widerstand an der Universität Leipzig 1945–1955. Online-Dokumentation***, Leipzig o.J. URL https://quellen.ge schichte.uni-leipzig.de/?page_id=117

Nach einer Einleitung „Jugend zwischen Aufbruch und Ernüchterung“ folgt eine Dokumentation zur studentischen Widerstandsgruppe „Belter-Gruppe“ mit Biografien ihrer Mitglieder, Erinnerungsberichten, digitalisierten Dokumenten aus dem Universitätsarchiv, einem gesonderten Kapitel „Frauenschicksale“ und einem Ehrenbuch der Universität Leipzig.

Kühne, Armin: ***Universität Leipzig im Umbruch. Eine Fotodokumentation der Jahre 1990 und 1991***, Universitätsarchiv Leipzig, Leipzig o.J. [2022]. URL <https://magazin.uni-leipzig.de/das-leipziger-universitaetsmagazin/artikel/das-ar chiv-ar min-kuehne-im-universitaetsarchiv-leipzig-2022-10-18> (Einführung) und <https://e inheit.leipzig8990.de/categoryimg.php?id=30> (Fotodokumentation).

Kühne (1940–2022), eigentlich Ingenieur, arbeitete seit 1979 als freiberuflicher Fotoreporter und dokumentierte – neben sonstigen Leipziger Entwicklungen – besonders intensiv die Vorgänge an der Leipziger Universität. Das Universitätsarchiv hat seinen fotografischen Nachlass übernommen und eine Auswahl seiner Bilder digitalisiert.

Klammer, Jürgen: ***Konterrevolution im Kabarettkeller. Leipzig Sommer 1961. Vorgang Sodann und 5 Andere***, selbstironieverlag, Leipzig 2023, 464 S. € 19,-. Bestellung über info@selbstironieverlag.de

Im September 1961, wenige Wochen nach dem Bau der Berliner Mauer, wurde in Leipzig das seit Jahren gefeierte Studentenkabarett „Rat der Spötter“ von der Universitätsparteileitung verboten. Vier Tage später verhaftete die Staatssicherheit sechs Studenten – Vorwurf „konterrevolutionäre Tätigkeit“. Weitere Beteiligte wurden in Disziplinar(-Schau-)Verfahren durch die Universitätsleitung exmatrikuliert. Das Buch schildert die Ereignisse um das Verbot des Kabarett-Programms „Wo der Hund begraben liegt“ und die damit verbundenen Repressalien. Es wird gezeigt, wie sich leitende Mitarbeiter der Leipziger Universität und Kommiliton.innen ihrer Verantwortung aus politischer Verbohrtheit, Karrieresucht, Egoismus, aber auch aus Feigheit und Angst entziehen. Belegt wird gleichzeitig das reibungslose Zusammenwirken von Universitätsleitung, Parteileitung, FDJ, Staatssicherheit und Justiz. Ein 150seitiger Anlagenteil dokumentiert zeitgenössische Schriftstücke.

Lange, Bernd-Lutz: ***Mauer, Jeans und Prager Frühling***, Kiepenheuer Verlag, Leipzig 2003, 342 S.

Lange (*1944) war 1966 Gründungsmitglied des Leipziger Studentenkabaretts „academixer“, das er bis 1988 nicht zuletzt als Autor prägte. In seiner Autobiografie spielt entsprechend das Leipziger Studenten- und Hochschulleben eine zentrale Rolle.

Brandenburgische Technische Universität Cottbus (Hg.): ***Architektur der BTU. Campus-Reader***, Cottbus 2013, 59 S.

Vorstellung des in der DDR entstandenen und seit den 90er Jahren baulich weiterentwickelten Campus und seiner Einzelgebäude in Wort und Bild.

Autorinnen & Autoren

Eva Barlösius, Prof. Dr. phil., Soziologin, Leibniz Universität Hannover, Institut für Soziologie, Gründerin des LCSS und Sprecherin des Forum Wissenschaftsreflexion. eMail: e.barloesius@ish.uni-hannover.de

Andreas Beer, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: andreas.beer@hof.uni-halle.de

Hendrik Berghäuser, Dr. pol., Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI, Wissenschaftlicher Projektleiter am Competence Center Politik und Gesellschaft. eMail: Hendrik.Berghaeuser@isi.fraunhofer.de

Elke Bosse, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am HIS-Institut für Hochschulentwicklung e.V. eMail: bosse@his-he.de

Bianca Brinkmann M.A., British and American Studies, Senior Projektmanagerin, CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: bianca.brinkmann@che.de

Annemarie Deser M.A. M.A., Studium der Kulturanthropologie, vergleichende Sprachwissenschaften und Soziologie sowie Studium Gebärdensprachdolmetschen, Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Kleine Fächer im Zentrum für Qualitätssicherung und -entwicklung (ZQ) an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. eMail: deser@uni-mainz.de

Kathrin Dieterle, approb. Zahnmedizinerin, Promotion im Bereich Zahnmedizin der Medizinischen Fakultät der Universität Ulm zum Umweltbewusstsein von Studierenden. eMail: kathrin.dieterle@uni-ulm.de

Uwe Grelak M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de

Monica van der Haagen-Wulff, Dr., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln. eMail: m.haagen-wulff@uni-koeln.de

Cort-Denis Hachmeister, Dipl.-Psych., Psychologe, Senior Expert Datenanalyse, CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: cort-denis.hachmeister@che.de

Susan Harris-Huemmert, Prof. Dr. phil., Professorin für International Educational Leadership and Management an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg und Leiterin des Instituts für Bildungsmanagement und der Abteilung für Internationales Bildungsmanagement; seit August 2022 Projektleiterin AGICA. eMail: susan.harris-huemmert@ph-ludwigsburg.de

Daniel Hechler M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Michael Hoelscher, Prof. Dr. phil., Deutsche Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer, Lehrstuhl für Hochschul- und Wissenschaftsmanagement, Fachgebiet: Soziologie. eMail: hoelscher@uni-speyer.de

Viktoria Jäger M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Organisationsforschung und Weiterbildungsmanagement, TU Dortmund, Zentrum für HochschulBildung (zhb). eMail: viktoria.jaeger@tu-dortmund.de

Kerstin Janson, Dr. rer. oec., Wirtschaftswissenschaftlerin, Head of Research & Transfer an der IU Internationale Hochschule, Teilprojektleitung im Projekt NuDHe und Teilprojektleitung KaWuM Transfer (2019–2022). eMail: kerstin.janson@iu.org

Philipp Komaromi, Deutsche Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Hochschul- und Wissenschaftsmanagement. eMail: komaromi@uni-speyer.de

René Krempkow, Dr. phil., Soziologe, Senior Scientist und Senior Manager an der IU Internationale Hochschule und an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin (HTW). eMail: rene.krempkow@iu.org

Michael Kühl, Prof. Dr., Professor für Biochemie, Direktor des Instituts für Biochemie und Molekulare Biologie und Vizepräsident für Kooperationen der Universität Ulm. eMail: michael.kuehl@uni-ulm.de

Susanne Kühl, Prof. Dr., Dipl.-Biologin, Master of Medical Education (MME), Arbeitsgruppenleiterin an der Medizinischen Fakultät der Universität Ulm. eMail: susanne.kuehl@uni-ulm.de

Sabine Lauer, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Organisationsforschung und Weiterbildungsmanagement, TU Dortmund, Zentrum für HochschulBildung (zhb). eMail: sabine.lauer@tu-dortmund.de

Tabea Mildenberger M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln. eMail: t.mildenberger@uni-koeln.de

Björn Möller, Dr. phil., stellvertretender Leiter des Geschäftsbereichs Hochschulmanagement am HIS-Institut für Hochschulentwicklung e.V. eMail: b.moeller@his-he.de

Joachim Nettelbeck, Dr. phil., ehemaliger Sekretär des Wissenschaftskollegs zu Berlin. eMail: jn@wiko-berlin.de

Sigrun Nickel, Dr., Leiterin Hochschulforschung beim CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: sigrun.nickel@che.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; www.peer-pasternack.de

Julia Rathke, Dr. rer. Soc., Politikwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektkoordinatorin an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg im Projekt AGICA. eMail: julia.rathke@ph-ludwigsburg.de

Nicolas Reum, Dr., Senior Projektmanager beim CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: nicolas.reum@che.de

Julia Reuter, Prof. Dr., Professorin für Erziehungs- und Kulturoziologie am Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln. eMail: j.reuter@uni-koeln.de

Melanie Rischke M.A., Kommunikationswissenschaft, Psychologie und Kulturwissenschaften, Senior Projektmanagerin, CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: melanie.rischke@che.de

Isabel Roessler, Dr. phil., Sozialwissenschaftlerin, Senior Projektmanagerin, CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: isabel.roessler@che.de

Ulrich Schmoch, Prof. Dr. phil., Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI, Senior Scientist am Competence Center Neue Technologien. eMail: Ulrich.Schmoch@isi.fraunhofer.de

Christoph Thiedig M.A., Soziologe und Wissenschaftsforscher, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). eMail: thiedig@dzhw.eu

Anna-Lena Thiele M.Sc., Senior Projektmanagerin beim CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: Anna-Lena.Thiele@CHE.de

Saskia Ulrich, Dipl.-Soz., Soziologin, Senior Expert Evaluationsmethoden, CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: saskia.ulrich@che.de

Linda Vogt M.A., Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Bildungstransfer der Hochschule Biberach. eMail: vogt@hochschule-bc.de

Antje Wegner, Dr. rer. nat., Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). eMail: wegner@dzhw.eu

Uwe Wilkesmann, Prof. Dr., Direktor des Zentrums für HochschulBildung (zhb) an der TU Dortmund und Lehrstuhlinhaber Organisationsforschung und Weiterbildungsmanagement. eMail: uwe.wilkesmann@tu-dortmund.de

Grit Würmseer, Dr. phil., geschäftsführende Vorständin des HIS-Institut für Hochschulentwicklung e.V. eMail: wuermseer@his-he.de

Lothar Zechlin, Prof. Dr. jur., Hochschulpräsident und Prof. für Öffentliches Recht i.R., Universität Duisburg-Essen, Institut für Politikwissenschaft. eMail: lothar.zechlin@uni-due.de

Lieferbare Themenhefte „die hochschule“ 2012–2024

- Franziska Bomski (Hg.): *Inventur. Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989* (2024, 188 S., € 17,50)
- Justus Henke / Annika Felix / Katja Knuth-Herzig (Hg.): *Vermittelnde Expertise. Schnittstellen von Management und Kommunikation im Wissenschaftssystem* (2023, 240 S., 20,-)
- Peer Pasternack / Daniel Watermann (Hg.): *Studieren mit und ohne Corona* (2022, 254 S.; € 20,-)
- Rocio Ramirez / Andreas Beer / Peer Pasternack: *WiHoTop – Elemente einer Topografie der deutschen Wissenschafts- und Hochschulforschung*, unt. Mitarb. v. Sophie Korthase (2021, 153 S.; € 17,50)
- Annemarie Matthies / Bettina Radeiski (Hg.): *Wissenstransfer (in) der Sozialen Arbeit. Zur Produktivität wissenschaftlicher Vermittlungs- und Transfervorstellungen* (2020, 180 S.; € 17,50)
- Sandra Beaufaÿs / Anja Franz / Svea Korff (Hg.): *Ausstieg aus der Wissenschaft* (2020, 175 S.; € 17,50)
- Annett Maiwald / Annemarie Matthies / Christoph Schubert (Hg.): *Prozesse der Akademisierung. Zu Gegenständen, Wirkmechanismen und Folgen hochschulischer Bildung* (2019, 189 S.; € 17,50)
- Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Arbeit an den Grenzen. Internes und externes Schnittstellenmanagement an Hochschulen* (2018, 279 S.; € 20,-)
- Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem. Folge 2* (2017, 176 S.; € 17,50)
- Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem* (2017, 193 S.; € 17,50)
- Peter Tremp / Sarah Tresch (Hg.): *Akademische Freiheit. „Core Value“ in Forschung, Lehre und Studium* (2016, 181 S.; € 17,50)
- Cort-Denis Hachmeister / Justus Henke / Isabel Roessler / Sarah Schmid (Hg.): *Gestaltende Hochschulen. Beiträge und Entwicklungen der Third Mission* (2016, 170 S.; € 17,50)
- Marion Kamphans / Sigrid Metz-Göckel / Margret Bülow-Schramm (Hg.): *Tabus und Tabuverletzungen an Hochschulen* (2015, 214 S.; € 17,50)
- Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hrsg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft* (2015, 185 S.; € 17,50)
- Susen Seidel / Franziska Wielepp (Hg.): *Diverses. Heterogenität an der Hochschule* (2014, 216 S.; € 17,50)
- Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulforschung von innen und seitwärts. Sichtachsen durch ein Forschungsfeld* (2014, 226 S.; € 17,50)
- Jens Gillessen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S.; € 17,50)
- Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012, 328 S.; € 17,50).
- Karsten König / Rico Rokitke: *Weltoffen von innen? Wissenschaft mit Migrationshintergrund* (2012, 210 S.; € 17,50)

Bestellungen unter: institut@hof.uni-halle.de
<http://www.die-hochschule.de>

Bestellung und Abonnement

Einzelheft Ausgabe/Jahr	€ 17,50
..... mal <i>die hochschule</i> im Jahresabonnement	à € 34,-
..... mal <i>die hochschule</i> im PrivatabonnentInnen-Abo	à € 19,-

Lieferanschrift

Name, Vorname	
Straße	Hausnummer
PLZ	Ort
eMail	
Ort, Datum	

Hinweis zum Abonnement: Ich erkläre mich damit einverstanden, dass sich mein Abonnement jeweils um ein Jahr verlängert, wenn ich es nicht bis vier Wochen (Poststempel) vor Ablauf der Bestellfrist (Jahresende) kündige.

Hinweise zur Bestellung: Die Bezahlung erfolgt nach Rechnungslegung mit dem ersten Heft. Abgebühren inklusive Versandkosten.

Kündigungen: Jeweils bis vier Wochen vor Ablauf des Jahres für den folgenden Jahrgang.

Gemäß § 33 Bundesdatenschutzgesetz weisen wir unsere Abonnent.innen darauf hin, dass wir Namen und Anschrift ausschließlich zum Zweck der Abonnementverwaltung maschinell gespeichert haben.

Einzusenden an:

Institut für Hochschulforschung, Vertrieb „*die hochschule*“,
Collegienstr. 62, 06886 Wittenberg, oder institut@hof.uni-halle.de

HoF-Handreichungen 2013–2024

Online unter <https://www.hof.uni-halle.de/journal/handreichungen.htm>

- 17: Pasternack, Peer: *Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989. Ein kurzer Abriss*, Halle-Wittenberg 2024, 162 S.
- 16: Sebastian Schneider / Frédéric Krull / Justus Henke: *Qualitätswirksam gestalten. Bedingungen und Kriterien für ein erfolgreiches forschungsbezogenes Wissenschaftsmanagement*, Halle-Wittenberg 2024, 85 S.
- 15: Peer Pasternack / Philipp Rediger / Sebastian Schneider: *Instrumente der Entbürokratisierung an Hochschulen*, Halle-Wittenberg 2021, 119 S.
- 14: Claudia Göbel / Justus Henke / Sylvi Mauermeister: *Kultur und Gesellschaft gemeinsam erforschen. Überblick und Handlungsoptionen zu Citizen Science in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, unt. Mitarb. v. Susann Hippler, Nicola Gabriel und Steffen Zierold, Halle-Wittenberg 2020, 128 S.
- 13: Andreas Beer / Justus Henke / Peer Pasternack: *Integrieren und kommunizieren. Leitfaden und Toolboxes zur koordinativen Begleitung von Forschungsverbünden und Förderprogrammen*, Halle-Wittenberg 2020, 140 S.
- 12: Peer Pasternack: *Partizipation an Hochschulen. Zwischen Legitimität und Hochschulrecht*, Halle-Wittenberg 2020, 92 S.
- 11: Sascha Alexander Blasczyk / Peer Pasternack: *Exzellenzstrategie und die Universitäten in den ostdeutschen Flächenländern. Input- und Leistungsdaten – Schlussfolgerungen*, Halle-Wittenberg 2020, 52 S.
- 10: Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Sven Preußer: *Administrationslasten. Die Zunahme organisatorischer Anforderungen an den Hochschulen: Ursachen und Auswege*, Halle-Wittenberg 2019, 146 S.
- 9: Justus Henke / Peer Pasternack: *Hochschulsystemfinanzierung. Wegweiser durch die Mittelströme*, Halle-Wittenberg 2017, 93 S.
- 8: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation*, Halle-Wittenberg 2016, 109 S.
- 7: Martina Dömling / Peer Pasternack: *Studieren und bleiben. Berufseinstieg internationaler HochschulabsolventInnen in Deutschland*, Halle-Wittenberg 2015, 98 S.
- 6: Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Mission possible – Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel*, Halle-Wittenberg 2014, 118 S.
- 5: Jens Gillessen / Isabell Maue (Hg.): *Knowledge Europe. EU-Strukturfondsfinanzierung für wissenschaftliche Einrichtungen*, Halle-Wittenberg 2014, 127 S.
- 4: Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgefordeter Regionen. Kommentierte Thesen*, unt. Mitarb. v. Thomas Erdmenger, Jens Gillessen, Daniel Hechler, Justus Henke und Romy Höhne, Halle-Wittenberg 2014, 120 S.
- 3: Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom „mütterlichen“ Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die fröhlichkindliche Pädagogik*, Halle-Wittenberg 2013, 107 S.
- 2: Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.

Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“ 2016–2023

Peer Pasternack / Matthias Meinhardt (Hg.): *Das Universitätssterben um 1800. Strukturelle Bedingungen und kontingente Faktoren*, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2024, 209 S.

Andreas Beer / Daniel Hechler / Peer Pasternack / Rocio Ramirez: *Der Wissenschaftliche Beirat. Das letzte bislang unaufgeklärte Qualitätsinstrument in der Wissenschaft*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2023, 227 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *150.000 Seiten konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Bibliografische Dokumentation der seit 1990 publizierten Literatur*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2022, 327 S.

Sylvi Mauermeister: *Eingeschrieben und Geblieben? Herkunftsgruppenspezifische Bedingungen des Studienverbleibs nach der Studieneingangsphase an Universitäten*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2022, 390 S.

Peer Pasternack: *MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften im Spiegel ihrer dreißigjährigen Aufarbeitung und Erforschung seit 1990*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2021, 678 S.

Justus Henke: *Third Mission als Organisationsherausforderung. Neuausrichtung der Machtstrukturen in der Hochschule durch Professionalisierungstendenzen im Wissenschaftsmanagement*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 296 S.

Peer Pasternack: *Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 497 S.

Rui Wu: *Zur Promotion ins Ausland. Erwerb von implizitem Wissen in der Doktorandenausbildung. Am Beispiel der wissenschaftlichen Qualifikationsprozesse chinesischer Doktoranden in Deutschland*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 383 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Wissenschancen der Nichtmetropolen. Wissenschaft und Stadtentwicklung in mittelgroßen Städten*, unt. Mitw. v. Uwe Grelak und Justus Henke, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 359 S.

Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein / Steffen Zierold: *Die verwaltete Hochschulwelt. Reformen, Organisation, Digitalisierung und das wissenschaftliche Personal*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 361 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulen und Stadtentwicklung in Sachsen-Anhalt*, unt. Mitw. v. Jens Gillessen, Uwe Grelak, Justus Henke, Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 347 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Kurz vor der Gegenwart. 20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 274 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 341 S.

HoF-Arbeitsberichte 2019–2024

Online unter https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm

- 126: Justus Henke: *Generative KI in der Hochschulkommunikation. Ergebnisse der 2. Welle – 2024*, 2024, 42 S.
- 125: Reinhard Kreckel: *Soziale Integration und nationale Identität. Eine Wiederbegegnung nach drei Jahrzehnten*, 2024, 42 S.
- 124: Christiane Arndt / Anne Mielke: *Vielfalt und Chancengerechtigkeit: Aktivitäten von und in Fachgesellschaften*, unt. Mitarb. v. Peer Pasternack, 2024, 124 S.
- 123: Rocío Ramirez / Olivia Laska / Arne Böker: *Studienvorbereitung für internationale Studieninteressierte in Deutschland. Eine Momentaufnahme eines dynamischen Feldes*, unt. Mitarb. von Ricarda Abendroth, Sophie Korthase, Roxana Schwitalla, 2023, 82 S.
- 122: Justus Henke: *Hochschulkommunikation im Zeitalter der KI: Erste Einblicke in die Nutzung und Perspektiven generativer KI-Tools*, 2023, 53 S.
- 121: Peer Pasternack (Hg.): *Weit verbreitet und kaum erforscht: Wissenschaftliche Beiträge in der Wissenschaft*, 2022, 86 S.
- 120: Peer Pasternack: *Nicht nur Resteverwertung. Die Verwendungen der Wittenberger Universitätsfundation nach 1817*, 2022, 143 S.
- 119: Sebastian Schneider / Sylvi Mauermeister / Robert Aust / Justus Henke: *Paralleluniversen des Wissenschaftsmanagements: Ein Vergleich zwischen Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen*, 2022, 114 S.
- 118: Peer Pasternack / Andreas Beer: *Die externe Kommunikation der Wissenschaft in der bishergen Corona-Krise (2020/2021). Eine kommentierte Rekonstruktion*, unt. Mitarb. v. Justus Henke, Sophie Korthase und Philipp Rediger, 2022, 79 S.
- 117: Cristina Raffaele / Philipp Rediger: *Die Partizipation Studierender als Kriterium der Qualitätssicherung in Studium und Lehre*, unt. Mitarb. v. Sebastian Schneider, 2021, 51 S.
- 116: Daniel Hechler / Theresa Hykel / Peer Pasternack: *Zum Stand der Disziplinentwicklung der Kindheitspädagogik. Materialband zum WiFF-Report*, 2021, 126 S.
- 115: Peer Pasternack: *Das fünfte Jahrfünft. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2016–2020*, 2021, 97 S.
- 114: Claudia Göbel / Justus Henke / Sylvi Mauermeister / Verena Plümpe: *Citizen Science jenseits von MINT. Bürgerforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, unter Mitarbeit von Nicola Gabriel, 2020, 105 S.
- 113: Sascha Alexander Blasczyk / Peer Pasternack: *Input- und Leistungsdaten der Hochschulen in den ostdeutschen Flächenländern unter besonderer Berücksichtigung der Universitäten*, 2020, 69 S.
- 112: Andreas Beer / Justus Henke / Peer Pasternack: *Kommunikation organisieren. Die koordinierende Begleitung von Forschungsförderprogrammen, verhandelt an Beispielen aus der Bildungs-, Wissenschafts- und Hochschulforschung*, unter Mitarbeit von Jennifer Jacob und Steffen Zierold, 2019, 148 S.
- 111: Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Kooperationsplattformen: Situation und Potenziale in der Wissenschaft Sachsen-Anhalts*, unter Mitarbeit von Carolin Seifert, 2019, 129 S.

Peer Pasternack

Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989

Ein kurzer Abriss

Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2024, 162 S.

ISBN 978-3-937573-98-4. € 10,-

Auch unter <https://www.hof.uni-halle.de/web/da teien/pdf/HoF-Handreichungen17.pdf>

In der vorliegenden Handreichung werden zwei Sichtachsen durch das Dickicht der Zeiten, Strukturen und Prozesse geschlagen: Zum einen wird eine chronologische Schilderung geliefert, die nach Jahrzehnten gegliedert ist. Damit soll selbstredend nicht behauptet werden, dass sich die Wissenschaftsverhältnisse in Zehnjahrestakturen gewandelt hätten. Vielmehr sind hierfür darstellungspragmatische Gründe maßgeblich. Zum anderen werden bedeutsame Querschnittsthemen in ihren Entwicklungen über die 45 Jahre SBZ und DDR hinweg beleuchtet: die Wissenschaftsstrukturen, das Verhältnis von Wissenschaftsalltag und Politik sowie das Leistungsprofil der DDR-Wissenschaft.

Dabei werden einerseits alle drei – ansonsten typischerweise getrennt verhandelten – Großsegmente der DDR-Wissenschaft berücksichtigt: Hochschulwesen, außerhochschulische Forschung und Industrieforschung. Andererseits finden sich jeweils strukturelle, personelle, kulturelle und inhaltliche Aspekte behandelt.



Uwe Grelak / Peer Pasternack

Im Auftrag

Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2024, 325 S.

ISBN 978-3-525-31154-7. € 70,00

Das DDR-Wissenschaftssystem bestand nicht nur aus 53 öffentlichen Hochschulen, der Akademie der Wissenschaften mit ihren 64 Instituten, weiteren Akademien sowie der Industrieforschung mit 86.000 FuE-Beschäftigten. Zusätzlich gab es 40 Sonderhochschulen, die nicht allgemein öffentlich zugänglich waren (darunter 29 para-/militärische Hochschulen, aber auch Partei-, Gewerkschafts- und Jugendhochschule), und 90 Ressortforschungseinrichtungen, die unmittelbar Ministerien oder dem SED-Zentralkomitee zugeordnet waren – hier „staatsunmittelbare Wissenschaft“ genannt.

Von den insgesamt 130 Einrichtungen, die 1945 bis 1990 bestanden, existierten 1989 noch 116. In den Transformationsprozessen der 90er Jahre waren sie weithin unbeachtet geblieben und werden auch seither nicht als ein Teil der DDR-Wissenschaftsstrukturen wahrgenommen. Diese wenig bekannten Segmente der DDR-Wissenschaft werden in dem Handbuch vorgestellt und damit eine Wahrnehmungslücke geschlossen.

Blickt man auf die personellen Ressourcen, so waren in der staatsunmittelbaren Wissenschaft 14 Prozent der DDR-Wissenschaftler.innen tätig. Betrachtet man allein die Gesellschaftswissenschaften, so beschäftigten die Einrichtungen etwa 25 Prozent des Personals dieser Fächergruppe. Insgesamt waren an den Einrichtungen 1989 rund 11.300 wissenschaftlich tätige Personen tätig. Die Qualität der Einrichtungen war von höchst unterschiedlicher Güte, ebenso ihr Politisierungsgrad. Insbesondere die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Regierungsinstitute hatten häufig auch behördliche Aufgaben, ebenso wie die Ressortforschung in anderen Ländern.



Peer Pasternack

Von Campus- bis Industrieliteratur

Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte

Tectum-Verlag, Baden-Baden 2024, 633 S.

ISBN 978-3-8288-4926-6. € 99,00

Es gilt als Trivialwissen, dass die DDR-Belletristik die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit wahrgenommen hatte – sie habe hier übernommen, was die Massenmedien nicht leisteten. Das gilt auch für die DDR-Literatur, die den Wissenschaftsbetrieb und/oder das Wissenschaftsmilieu erzählerisch aufbereitet. Zwar gab es in der DDR keine Campusliteratur, wie sie etwa aus dem angelsächsischen Raum bekannt ist. Doch findet sich innerhalb der Literatur, die Probleme und Problembewältigungen des sozialistischen Aufbaus (seltener auch seiner stalinistischen Entgleisungen) und dann des weniger prätentiösen ‚revolutionären Alltags‘ gestaltete, ein Segment von 155 belletristischen Texten zum Wissenschaftsbetrieb und seinem Milieu. Dieses Segment wird in einem Handbuch aufbereitet. Auf diese Weise soll sowohl das Thema „Wissenschaft in der DDR“ über die einschlägige Belletristik erschlossen als auch exemplarisch verdeutlicht werden, welche – bisher ungenutzten – Informationschancen die DDR-Belletristik insgesamt für sozial- und herrschaftsgeschichtliche Untersuchungen bereithält.

Peer Pasternack
Von Campus-
bis Industrieliteratur
Eine literarische
DDR-Wissenschaftsgeschichte



Tectum

Andreas Beer / Daniel Hechler / Peer Pasternack / Rocio Ramirez

Der wissenschaftliche Beirat

Das letzte bislang unaufgeklärte Qualitätsinstrument

Unter Mitwirkung von Melanie Augustin, Gudrun Calow,
Sophie Korthase und Sabine Lucks

BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2023, 227 S.
ISBN 978-3-8305-5565-0. € 29,-

Seit Qualitätssicherung und -entwicklung (QS/QE) im 20. Jahrhundert ein Thema der Wissenschaftsorganisation geworden war, sind sämtliche QS/QE-Instrumente vielfach untersucht worden. Nur eines nicht: Wissenschaftliche Beiräte, also Gremien, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von ihresgleichen in wissenschaftlichen Angelegenheiten beraten werden. Doch obwohl nahezu kein systematisches Wissen dazu vorliegt, ob solche Beiräte hilfreich sind, genießen sie allgemein eine positive Bewertung: Sie sind ein Instrument des Nachfragergns, das keinen Nachfragen ausgesetzt ist. Hier nun werden die Beiräte im deutschen Wissenschaftssystem erstmals systematisch analysiert. Dabei geht es darum, wie verbreitet Wissenschaftliche Beiräte sind und wieviele es insgesamt gibt, welche offiziellen und inoffiziellen Funktionen sie wahrnehmen, wie sie zusammengezett sind und welche Kosten sie verursachen. Dabei wird der entstehende Ressourcenverbrauch – Zeit und Geld – den Effekten der Beiratsarbeit gegenübergestellt. Die Effekte werden auf der Ebene der beratenen Einrichtung, der Ebene des Wissenschaftssystems sowie als individueller Nutzen bei den Mitgliedern der Beiräte identifiziert. Abschließend werden kritische Punkte zusammengefasst und ein Ausblick auf mögliche Veränderungen in der innerwissenschaftlichen Beiratsarbeit skizziert.



Sebastian Schneider / Frederic Krull / Justus Henke

Qualitätswirksam gestalten

Bedingungen und Kriterien für ein erfolgreiches
forschungsbezogenes Wissenschaftsmanagement

Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2024, 85 S.
ISBN 978-3-937573-96-0. € 10,-

Auch unter https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/HR_FortBeAM_ONLINE.pdf

Das forschungsbezogene Wissenschaftsmanagement hat sich als unverzichtbarer Bestandteil einer zeitgemäßen Forschungslandschaft etabliert. Seine zentrale Aufgabe ist das Ermöglichen leistungsfähiger Forschung durch Unterstützung und Entlastung der Forschenden sowie durch Beiträge zur institutionellen Qualitätssicherung.

In der Handreichung wird ein Modell des Wissenschaftsbedingungsmanagements, das die Rahmenbedingungen für Forschung qualitätswirksam gestalten soll, entwickelt. Dafür werden zunächst konzeptionelle und empirische Grundlagen des forschungsbezogenen Wissenschaftsmanagements erarbeitet. Anschließend werden veränderbare Stellschrauben für Strukturen und Prozesse vorgestellt sowie differenzierte Anforderungen für eine gelingende Praxis formuliert. Daraus werden allgemeine Prinzipien guten Wissenschaftsmanagements abgeleitet, Übertragbarkeitsaspekte zwischen verschiedenen Einrichtungstypen benannt und konkrete Handlungsoptionen für Politik und Praxis formuliert.

